Neuere Geschichte

der

Chineser, Japaner, Indianer, Persianer, Türken, und Russen ꝛc.

Als eine Fortsetzung

von Rollins ältern Geschichte.

Aus dem Französischen übersetzt, und mit einigen Anmerkungen versehn.

Vierter Theil.

Berlin,
bey Christian Friedrich Voß,
1759.

Innhalt.

Geschichte der Indianer

Zweyte Abtheilung.

Indianer, die zwischen dem Ganges und Indus wohnen. S. 1

Erste Unterabtheilung.

Völker, welche dem Grossen Mogol unterworfen sind.

Erstes Hauptstück.

Ursprung der Mogols. Urtheil über die alten Jahrbücher dieses Volks. 3

Zweytes Hauptstück.

Mogols aus dem mittlern Alter. Regierung des Zingis-Khan. 13

Drittes Hauptstück.

Nachfolger des Zingis-Khan. Was aus dem weitläuftigen Reiche, welches er gestiftet, worden ist. 43

Viertes Hauptstück.

Eroberungen des Timur-Bec, des Stifters des Mogolischen Reichs in Indostan. S. 55

Fünftes Hauptstück.

Chronologische Folge der Mogolischen Kayser in Indien, von Abou-Seid an. 81

Sechstes Hauptstück.

Beschreibung des Mogolischen Indostans 119

Eintheilung der Provinzen. 119

1 Bengala 119

2 Orixa 124

3. 4. 5. Udessa, Meovat und Jesuat. 125

6 Patna. ebendas.

7. 8. 9. Kandouana, Gor, Pitan. 126

10 Backar, oder Backish. 127

11 und 12. Sambar und Narvar. ebend.

13 Gualor. 128

14 Agra. ebend.

15 Ban-

15 Bando. S. 133
16. Jesselmire. 134
17. Chitor. ebend.
18 Maloue. ebend.
19 Kandish. ebend.
20 Berar. 135
21 Guzarate. ebend.
22 Sorat. 148
23 Tata. ebend.
24 Buckor, oder Backar. 149
25 Multan. 149
26 Dehli. 151
27 Siba. 156
28. 29. Jengapour, Jemba. ebend.
30 Pengab. 157
31. Attock. 159
32 Nagrakut. ebend.
33 Kashmire. 160
34 Kakars. 164

Siebentes Hauptstück.

Von der bürgerlichen und militarischen Regierung des Mogolischen Reichs. S. 166

Erster Abschnitt.

Von dem Kayser und seinen vornehmsten Ministern. Einrichtung der bürgerlichen Regierung. 166

Zweyter Abschnitt.

Einrichtung des Kriegswesens. 171

Dritter Abschnitt.

Von den Einkünften. 182

Achtes Hauptstück.

Von der Religion, den Sitten, und einigen besondern Gebräuchen der Mogols von Indien. 192

§. I.

§. 1. Gottesdienst der Mogols. 192

§. 2. Schauspiele, Lustbarkeiten. 196

§. 3. Heyrathen. 209

§. 4. Leichenceremonien. 213

§. 5. Häuser, Hausrath, Fuhrwerke, Art zu reisen. 214

§. 6. Kleidung der Manns- und Weibspersonen. Abschilderung der Mogols 228

Zweyte Unterabtheilung.

Völker, welche sich ausserhalb den Grenzen des Mogolischen Reiches, in der Halbinsel von Indostan, niedergelassen haben. 233

Erstes Hauptstück.

Beschreibung der Halbinsel von Indostan. S. 223

Erster Abschnitt.

Visapour. 238

Zweyter Abschnitt.

Carnate. 247

Dritter Abschnitt.

Golkonde. 250

§. 1. Ursprung von Golkonde. Seine Veränderungen ebend.

§. 2. Lage des Königreichs Golkonde. Beschaffenheit des Landes. Seine vornehmsten Städte. 255

§. 3. Regierung, Stände, Sitten des Landes. 260

§. 4. Bergwerke von Golkonde. Andere Produckte des Landes. S. 267

Vierter Abschnitt.

Küste von Malabar. 277
1 Basaim. 278
2 Bombay. 281
3 Chaul. 283
4 Goa. 284
5 Carvar. 297
6 Mangalor. 299
7 Cananor. 301
8 Calecut. 304
9 Cranganor. 308
10 Cochin. 311
11 Travancor. 313

Fünf-

Fünfter Abschnitt.

Besondere Anmerkungen über das Land Malabar. S. 315

Sechster Abschnitt.

Küste von Coromandel. 339

1 Negapatan. ebend.

2 Trinquebar. 341

3 Fort Sankt David. 343

4 Pondicheri. ebend.

5 Sadraspatan. 371

6 San Thome. ebend.

7 Madras. 373

8 Paliacate. 384

9 Masulipatan. 385

Zweytes Hauptstück.

Von der Religion, den Sitten und Ge-

bräuchen der natürlichen Einwohner von Indostan. S. 387

Erster Abschnitt.

Von den Banians. ebend.

Zweyter Abschnitt.

Von den andern heydnischen Seckten, Juden und Christen in Indostan. 400

Dritter Abschnitt.

Von den Studien, Wissenschaften und heiligen Büchern der Banians. Umständlicher Unterricht von ihrer Religion. 409

Vierter Abschnitt.

Von den Braminen und Fackirs 424

Fünfter Abschnitt.

Pagoden, Götzenbilder, Wallfahrten, besondre Allmosen. S. 430

Sechster Abschnitt.

Heyrathen, Leichenceremonien, Gebräuche bey den Mahlzeiten. Abschilderungen des Indianischen Volks. 435

Geschichte der Indianer.

Zweyte Abtheilung.

Indianer, die zwischen dem Ganges und Indus wohnen.

Es zeiget sich unsern Nachforschungen eine angenehmere Materie. Wir wollen die Völker, welche die schöne Gegend bewohnen, die die Persier und Araber Indostan nennen, und die das eigentlich so genannte Indien ist, bekannt machen. Zwey grosse Flüsse machen seine Grenze, der Ganges gegen Osten, und der Sind, oder Indus, gegen Westen. Der

erste ergießt sich in vier Ausflüssen in den Bengalischen Meerbusen, welcher Indostan von Arrakan, Pegu, Siam, und andern Staaten der Halbinsel, die ich beschrieben habe, scheidet. Der andere fließt in das Persische Meer, und scheidet das Reich des Sofi von den Staaten des Mogols. Von einem Flusse, zu dem andern, zählet man, wo sie am weitesten von einander liegen, ungefähr vier hundert Meilen *. Gegen Mittag grenzet Indostan an das Meer, und auf der Nordseite hat es die Tartarey und Tibet zu Grenzen. Von der äussersten mitternächtlichen Grenze, bis an die entferntesten Länder gegen Süden, rechnet man ungefähr fünf hundert und sechzig Meilen.

Der reichste und ansehnlichste Theil dieses Landes gehöret dem Grossen Mogol. Die Seeküsten von Bengala und Malabar, und einige Länder, welche gegen Norden zu liegen, stehen theils unter verschiedenen Asiatischen Prinzen, die meistens diesem Monarchen zinsbar sind. Die Portugiesen, Franzosen, Engländer und Holländer besitzen auch etwas auf eben diesen Küsten.

Wir wollen von den Völkern, welche dem Grossen Mogol unterworfen sind, anfangen.

* Grosse Meilen, 20 auf einen Grad.

Erste

Erste Unterabtheilung.

Völker, welche dem Grossen Mogol unterworfen sind.

Erstes Hauptstück.

Ursprung der Mogols. Urtheil über die alten Jahrbücher dieses Volks.

Ein Tartarischer Schriftsteller ziehet den Ursprung der Mogols bis auf den Japhet hinauf. Er setzet voraus, daß dieser dritte Sohn des Noah, nachdem er die Gebürge verlassen, auf welchen sich die Arche niederlies, an den Ufern der Wolga seine Wohnung aufschlug, und daß er acht Söhne hatte*: Türk, den Stifter der Völker, die diesen Nahmen führen; Kars, oder Khosars; Saklab; Rus, welchen man für den Vater der Russen ausgiebt; Maninakh; Zwin, oder Shin, den ersten Stammvater der Chineser; Kamari und Tarik.

Türk hatte vier Söhne, von welchen ihm der älteste, Taunak mit Nahmen, folgte. Türk und Taunak machten sich durch die nützliche Erfindung verschiedener Künste, als der Aufrichtung der

* Genealogische Geschichte der Tartarn von Abulgasi, französische Uebersetzung.

der Zelte, und des Gebrauchs des Salzes, berühmt. Der vierte Nachkomme des Taunak, Alanza genannt, hinterlies zwey Söhne, Tatar und Mungl, unter welche er sein Reich theilete. Der erste von diesen Prinzen bekam zu seinem Antheil die morgenländische Tartarey, und gab den Tatars, welche hernach durch Verdrehung Tartarn genennet wurden, seinen Nahmen. Der andere bekam die abendländische Tartarey, und war der Stifter der Mungls, deren Nahme eine noch wunderlichere Veränderung erlitten hat, weil sie Moguls, Mongols und Mogols, nach einander, genennet worden sind. Der Verfasser merket an, daß die Völker unter der Regierung des Alanza den wahren Gottesdienst verlassen, und Götzen angebethet haben.

Oguz, ein Enkel des Mungls, führte die wahre Religion wieder ein. Er gab, von der Wiege an, herrliche Merkmale der Gottesfurcht. Als seine Mutter sahe, daß er ihr beständig im Traume rieth, der Abgötterey zu entsagen, und daß er keine Nahrung zu sich nehmen wollte, gelobte sie, den wahren Gottesdienst anzunehmen. Oguz fing darauf an zu essen. Als ihm sein Vater, da er ein Jahr alt war, einen Nahmen geben wollte, kam ihm Oguz zuvor, und sagte mit vernehmlicher Stimme: Ich heisse Oguz. So bald er zu reden anfing, führte er den Nahmen Allah, welches Gott bedeutet, beständig im Munde.

Er führte wider die Götzendiener einen grausamen Krieg, welcher, wie man sagt, zwey und

sieben-

siebenzig Jahr dauerte. Er verfolgte sie bis in die Staaten des Tartar-Khan, welchen er überwand, und von ihm eine ansehnliche Beute machte, die er auf Wagen fortführete, deren Erfindung unter seine Regierung gesetzet wird. Nach diesem Kriege, durch welchen Oguz viele Tartarische Stämme unter seine Herrschaft brachte, breitete er seine Eroberungen in Katai, in dem Königreiche Tangut, und in andern mitternächtlichen Provinzen Asiens, aus. Er unterwarf sich hernach einen Theil Indiens, und bemächtigte sich endlich Persiens. Er starb nach einer Regierung von hundert und sechzehn Jahren.

Von dem Oguz an, bis auf den Prinz Il-Khan, dem siebenden Nachfolger des Mungls, biethen die Mogolischen Jahrbücher keine merkwürdige Begebenheit dar. Il-Khan erhielt den Ruhm seiner Vorfahren sehr schlecht. Er wurde von Sionz, dem achten Monarchen des Tartarischen Stammes, überwunden, und das Mogolische Reich wurde gänzlich über den Haufen geworfen. Il-Khan selbst kam in diesem Kriege um; und von allen Prinzen, woraus sein Haus bestand, entgingen der Wuth der Tartarn nicht mehr, als zwey, Kayan, der jüngste von seinen Söhnen, und Nagos, seines Brudern Sohn. Sie suchten in den Gebürgen eine Zuflucht, und nach einer langen Reise, trafen sie ein angenehmes Thal an, welches sie Irganakon nennten. Sie schlugen daselbst mit ihren Weibern und Viehe, so viel sie noch gerettet hatten, ihre Wohnung auf.

Die Nachkommenschaft dieser Prinzen wurde, nach vier hundert und funfzig Jahren, so zahlreich, daß das Land zu einer solchen Menge Einwohner nicht groß genung war, und sie den Entschluß faßten, in das Vaterland ihrer Vorfahren zurück zu kehren. Sie gingen unter Anführung des Bertezena, welcher von dem Kayan abstammete, aus Irganakon aus *. Weil sie aber den Weg, der ihre Väter in dieses Thal geführet hatte, nicht wieder finden konnten, machten sie sich einen Weg unter einem Berge, an einem Orte, welcher voller Eisengänge war, die sie anzündeten, und das Feuer mit siebenzig grossen Blasebälgen unterhielten. Der Verfasser setzet hinzu, daß seitdem die Mogols beständig ein Fest, zum Andenken dieser grossen Begebenheit, gefeyert haben. Man bauet mitten in einem Felde eine Schmiede: man läßt darinne ein Stücke Eisen glühend werden: der Khan schlägt mit einem Hammer darauf: die Häupter der Stämme und das Volk folget seinem Beyspiele, und einer nach dem andern thut einen Schlag darauf: diese Handlung wird, zuvor und hernach, mit Gebethen begleitet **.

Ber-

* Abulghasi, eben daselbst.

** Herr Petis de la Croix giebt diesem Gebrauche einen wahrscheinlichern Ursprung. Er sagt, daß gewisse Mogolische Häupter in einem Gebürge, Arkenekon genannt, eine berühmte Gieserey angeleget, welche die Mogols dieser Gegend in Ruf brachten. Dieses Fest wurde zur Heiligung des Andenkens dieser nützlichen Erfindung eingesetzet.

Zin-

Bertezena und seine Gefährten gingen wieder, nachdem sie diese wunderbare Strase gemacht hatten, nach Mogolistan, jagten die Tartarn aus denen Besitzungen, welche sie sich unrechtmäßiger Weise über den Il-Khan angemaßet hatten, und stellten das Mogolische Reich glücklich wieder her.

Der Verfasser der Jahrbücher, welchen ich angeführet habe, macht uns nur die Nahmen der Prinzen bekannt, welche nach Bertezena, bis auf die Zeiten des Yuldul, des eilften Khans von diesem Geschlechte, regieret haben. Yuldul hatte zwey Söhne, welche vor ihm verstorben, und einen Sohn und eine Tochter hinterliessen, der eine hieß Deyan-Bayan, und die andere Alanku. Sie wurden mit einander verheyrathet. Deyan-Bayan, welcher seinem Großvater, dem Yuldul, in der Regierung folgte, starb in seiner ersten Jugend, und hinterlies zwey sehr junge Prinzen. Alanku führte in ihrer Minderjährigkeit die Regierung, und verwarf die Vorschläge vieler grosser Herren, welche sie heyrathen wollten. Sie wurde aber dennoch schwanger, und ihre Aufführung veranlaßte die Anverwandten ihres Mannes zum Murren, welche sie zwangen, vor dem Richter des Stammes zu erscheinen. Der Richter fragte sie, wer der Vater des Kindes wäre, mit welchem sie schwanger ginge. Sie ant-

Zingis Kan stammte von diesen berühmten Mogols ab, welche man Schmiede von Arkenekon nennte. Daher kommt das Mährgen, daß er eines Schmieds Sohn gewesen sey. Petis de la Croix, im Leben des Genghiscan, Seite 8.

antwortete, daß sie mit keinem Menschen zu thun gehabt hätte; daß aber einmahl, da sie im Bette gelegen, ein ausserordentliches Licht in ihr Zimmer geschossen sey, welches sie dreymal mit seinen Strahlen durchdrungen hätte. Sie fügte hinzu, daß sie bey jedemmale einen Sohn empfangen hätte. Der Verfasser der Jahrbücher setzet hinzu, daß sie sich, zu Beweisung ihrer Unschuld, erboth, darzuthun, daß ihr dieser leuchtende Geist zuweilen dergleichen Besuche abstattete. Man lies sie von einer Wache beobachten, welche den Geist auf der That ertappeten, sich aber nicht überreden konnten, daß es ein Gespenste sey. * Andere geben vor, daß die Prinzeßin ihre Richter damit befriedigte, daß sie zu ihnen sagte, sie würde mit drey Söhnen niederkommen, und wollte sich den strengsten Strafen unterwerfen, wenn diese Prophezeyung nicht erfüllet würde.

Dem sey, wie ihm wolle, sie brachte drey Prinzen zur Welt, von welchen der letzte Budensir, oder Buzengir, genennet wurde, der die Mogols beherrschte, und, wie man sagt, der achte Ahnherr des Zingis-Khan ** war.

Dieses

* Petis de la Croix. Leben des Genghizcan, Cap. 1.

** Ein sehr verständiger Schriftsteller merket an, daß die wunderbare Geburth des Budensir nur deswegen ersonnen worden, um dem Zingis-Khan zu schmeicheln, und seinen Ursprung zu verherrlichen. Marrakeski, einer von den arabischen Geschichtschreibern, welche dieses Mährgen erzählet haben, versichert, daß er es nicht glaubet, und daß

Dieses erzählet Abulghazi, der Verfasser der Genealogischen Geschichte der Tartarn. Ich werde mit verschiedenen Gelehrten anmerken, daß sich in dieser vorgegebenen Erbfolge der Mogolischen Monarchen kein Kennzeichen einiger Gewißheit finde *; daß man keinen Beweis habe, daß Türk Japhets Sohn gewesen sey, noch daß er gelebet; daß die Geschichte des Oguz das Ansehen einer Erdichtung habe; daß dieser Eisengang, der, vermittelst siebenzig Blasebälgen, geschmolzen worden, ein kindisches Mährgen ist, und daß die wunderbare Geburth des Budensir eine andere Erdichtung sey, welche, zur Verherrlichung des Ursprungs des Zingis Khan, erfunden worden.

Die Zeitrechnung des Tartarischen Schriftstellers ist nicht weniger verdächtig. Ich will mich nur bey einem Einwurfe aufhalten, welcher das ganze Gebäude des Abulghazi umstößt. Dieser Verfasser der Jahrbücher ** zählet zwischen Oguz und Zingis-Khan vier tausend Jahre. In diesem langen Zeitraume biethet das Verzeichniß seiner Mogolischen Kayser *** nur sechs

daß er überzeugt ist, daß die Mogolische Prinzessin diesen Umgang mit einem leuchtenden Geist nur deswegen vorgegeben hat, damit sie dadurch ihre Ehre und Leben retten möchte. Andere sagen, daß die Mutter des Zingis dieses Mährgen erfunden habe. Petis de la Croix; Leben des Genghiscan, Cap. I.

* Geschichte der Reisen, Theil 7. Seite 44.

** Abulghasi, eben daselbst, S. 154.

*** Man wird es zu Ende dieses Hauptstücks finden.

und zwanzig Könige dar, welche, den Ay=Khan, einen Sohn des Oguz, und den Bertezena, der das Mogolische Reich wieder aufgerichtet, ausgenommen, ordentlich auf einander, in gerader Linie, wie er saget, gefolget sind. Man muß zwar hierzu die unbekannten Khans, welche über die Mogols, während ihres Aufenthalts in dem Thale Irgana=kon, geherrschet haben, rechnen. Da aber, nach dem Vorgeben des Abulghasi, die Zeit, die sie ausserhalb ihres Vaterlandes gelebet, nur vier hundert und funfzig Jahr gedauert hat, so muß man die drey tausend fünf hundert und funfzig Jahr, welche übrig bleiben, unter die sechs und zwanzig bekannte Prinzen theilen, und folglich jeder Regierung, eine in die andere gerechnet, ein wenig mehr, als hundert und vierzig Jahr, zueignen: welches wider alle Wahrscheinlichkeit ist.

Man nehme darzu, daß alle, von dem Abulghasi, einem sehr neuern Verfasser *, angeführte Schriftsteller, nach der Regierung des Zingis=Khan gelebet haben **, und daß Khosa=Rasbid, der älteste von diesen Annalisten, seine Geschichte erst gegen das Jahr 1300 geschrieben hat.

Diese Gründe geben wider die Glaubwürdigkeit der Tartarischen Jahrbücher, und vornehmlich was die Zeiten vor dem Zingis anlangt, wichtige Einwürfe an die Hand. Inzwischen kann man glauben, daß die meisten Khans, derer Abulghasi Meldung thut, würklich über die Mogols

* Er schrieb in dem letzten Jahrhunderte.

** Geschichte der Reisen, eben daselbst, S. 36.

gols geherrschet haben *. Die mündliche Erzählung kann ihre Nahmen bey einem Volke, dessen ganze Wissenschaft darinnen bestand, daß es das Geschlechtsregister und die vornehmsten Thaten seiner Monarchen wußte, aufbehalten haben. Was die Unrichtigkeit der Zeitrechnung und die Mährgen anlangt, welche sich in diese Jahrbücher eingeschlichen haben, so ist dieses ein Fehler, welcher um desto mehr zu entschuldigen ist, weil man keine Nationalgeschichte findet, welche gänzlich davon befreyet sey.

Verzeichniß

der Mogolischen Kayser, von Mungl, dem Sohne des Alanza, an, bis auf den Zingis-Khan, aus der Geschichte des Abulghazi gezogen.

1. Mungl.
2. Khara.
3. Oguz.
4. Ay-Khan.
5. Rulda.
6. Menghi.
7. Tinyes.
8. Il-Khan, unter welchem das alte Mongolische Reich über den Haufen geworfen wurde.

Die Khans der Mogols von Irganakon sind, vier-hundert und funfzig Jahr hindurch, bis auf ihren Auszug unter der Regierung des Bertezena, unbekannt.

Die

* Eben daselbst, Seite 458.

Die wieder auf den Thron gesetzte Linie des Mungl.

1. Bertezena.
2. Kaw = Jdil.
3. Bizin = Kayan.
4. Kipsi = Mergan.
5. Menkoazin = Borel.
6. Bukbendum.
7. Simsanzi.
8. Kaymazu.
9. Temurtash.
10. Mengli = Kaoja.
11. Nuldul.

Regierung der Alanku.

12. Budensir.
13. Tokka.
14. Dutumin.
15. Kaydu.
16. Boßikar.
17. Tumana.
18. Kabul.
19. Bortan.
20. Nessughi = Bahadar.
21. Tamuzin, oder Temugin, welcher hernach Jenghiz = Khan genennet wurde.

Zweytes Hauptstück.

Mogols aus dem mittlern Alter.

Regierung des Zingis-Khan.

Wir wollen uns besonders mit der Regierung des Zingis-Khan, als dem zuverläßigsten Zeitpunkte der Geschichte der Mogols aus dem mittlern Alter, beschäftigen.* Dieser Prinz wurde gegen die Mitte des zwölften Jahrhunderts ** in Mogolistan, dem ehemaligen Vaterlande der Nachkommen des Mungls, welches nach dem mitternächtlichen China, oder dem alten Catay, zu liegt, gebohren. Dieses Land, welches man aber nicht mit dem heutigen Reiche, das die Mogols in Indostan errichtet, verwechseln muß, war damals in verschiedene Horden von diesem Volke vertheilet, wovon eine jede ihren Khan, oder besondern Anführer hatte. Diejenige, welche unter dem Pessughi, dem Vater des Zingis, stand, war eine der ansehnlichsten. Er hatte verschiedene Khans unter seinen Vasallen; er selber aber war dem grossen Khan der Keraiten, einer andern Linie der Mogols, die sich auf der nordwestlichen Grenze von Mogolistan niedergelassen hatten, zinsbar. Die Länder Reca-Mogol und Niron-

* Petis de la Croix, im Leben des Genghizcan, Buch 1. Cap. 1.

** Im Jahr 1154, nach der Meynung des Petis de la Croix, des Verfassers seines Lebens: nach andern aber im Jahr 1163. Ich bin der ersten Zeitrechnung gefolget.

ron-Cayat, welche an die Wohnungen der Keraiten stiessen, waren die ehemaligen Erbländer der Khans aus dem Geschlechte des Zingis. Ihr gewöhnlicher Sitz hieß Dilon-Aldac, und hier wurde unser Held gebohren.

Man versichert, daß er ein Stück geronnenes Blut in der Hand mit auf die Welt brachte, welches als eine schreckliche Vorbedeutung der blutigen Siege, die er erhalten sollte, angesehen wurde. Man legte ihm anfangs den Nahmen Temugin bey; seine Thaten aber verdienten ihm hernach den Nahmen Zingis, oder vielmehr Jinghis, welches in der Mogolischen Sprache sehr groß bedeutet.

Von seinem neunten Jahre an zeigte er eine grosse Neigung zum Kriege, und er versäumete alle andere Ubungen, um sich allein mit den Waffen zu beschäftigen. Als er in sein zwölftes Jahr ging, verlohr er seinen Vater. Seine Vasallen erregten einen Aufstand wider ihn, und griffen ihn mit einer starken Armee an. Temugin stellte sich, seiner Jugend ungeachtet, an die Spitze seiner Völker, ging auf die Aufrührer los, und schlug gleich anfangs mit guten Erfolg; das Glück war ihm aber hernach zuwider, und er fiel so gar verschiedenemal seinen Feinden in die Hände. Im
1169. Jahr 1169. wurde sein Land Niron-Cayat von dem Stamme der Merkiten gänzlich verwüstet; und bald hernach wurde er aus seinen wüsten Besitzungen vertrieben. In dieser Noth nahm er seine Zuflucht zu Ounghcan, dem Könige der

Keraiten, und Großkhan aller Mogolischen Horden. Dieser Prinz hatte seinen Sitz zu Caracorum in Gelair, einer Provinz von Mogolistan. Er war einer der mächtigsten Beherrscher der Asiatischen Tartarey, und sein Nahme wurde durch die Fabel, welche sich ausbreitete, daß er den christlichen Glauben angenommen, und zum Priester geweyhet worden sey, so gar in Europa bekannt. Er ist der so genannte Priester Johannes von Asien, von welchem an vielen Höfen von Europa untergeschobene Briefe herumgegangen sind *, und an welchen der Pabst Alexander, der dritte, aus Einfalt, einen Brief schrieb, worinnen er ihn den allerheiligsten Priester, oder sacerdotem sanctissimum, nannte. Man giebet diese Fabel eigentlich gewissen Nestorianischen Mißionarien schuld, welche, weil sie in Gelair einige Proselyten gemacht hatten, so kühn waren, daß sie ausbreiteten, als hätten sie alle Tartarn bekehret, und die Briefe verfertigten, welche unter dem Nahmen dieses grossen Khans herumgingen.

Temugin, der damals zwanzig Jahr alt war, kam mit einer Begleitung von sechs tausend Soldaten und einiger Mogolischen Herren, welche seinem Schicksale folgten, glücklich an dem Hofe zu Caracorum an, Ounghcan empfing diesen jungen Prinzen mit Gütigkeit, versprach ihm wider seine Feinde beyzustehen, und gab ihm seine Toch- 1174.

ter

* Petis de la Croix hatte das Original von demjenigen, welcher an den König von Frankreich, Ludewig, den siebenden, geschrieben war.

ter zur Ehe. Ein Mogolischer Khan, Gemouka mit Nahmen, ein Lehnsmann des Ounghcan, und das Haupt einer mächtigen Völkerschaft, hatte seit langer Zeit um diese Prinzeßin, deren Reitzungen ihn gerühret hatten, angehalten. Ueber den Vorzug, welchen man dem Temugin gab, eifersüchtig, beschloß er seinen Untergang, und fand Leute, welche geneigt waren, seine Rache zu unterstützen. Er machte nicht nur wider seinen Nebenbuhler, sondern auch wider den König selbst, eine gefährliche Zusammenverschwörung. Die Verschwornen, unter welchen viele Khans der benachbarten Länder, und besonders die Khans von Merkit und Tanjout, waren, kamen heimlich zusammen, und versiegelten ihre Vereinigung mit einem feyerlichen Schwure. Sie hieben mit ihren Säbeln ein Pferd, einen Ochsen und einen Hund, und sprachen dabey diese Worte, welche bey den Mogols im Gebrauche sind: **O GOtt, o Himmel, o Erde, höre unsere Verwünschungen wider den Ounghcan und Temugin. Wenn einer von uns ihrer schonet, oder unterläßt ihren Feinden beyzustehen, so erfahre er das Schicksal der Thiere, welche wir hauen.**

1178. Es ging einige Zeit vorbey, ehe diese Verbindung zu Stande kam, und sie brach erst im Jahr 1178 aus. Temugin, welcher sich vorgenommen hatte, seinen Feinden zuvor zu kommen, rückte an der Spitze seiner Mogols und einer ansehnlichen Anzahl Völker, die ihm der Grosse Khan gab, ins Feld. Als er aber in dem Lande der

Tan-

Tanjouter beschäftiget war, welche dem Fortgange seiner Waffen Widerstand thaten, fielen unterdessen die Naimans, ein ander kriegerisches Volk aus Mogolistan, welche Erkecara, ein Bruder des Ounghcan, anführte, in das Gebiethe dieses Monarchen plötzlich ein, hieben die Trouppen nieder, welche er ihnen entgegen setzte, eroberten die Hauptstadt, und plünderten sie, und setzten Erkecara auf den Thron.

Ounghcan, welcher aus seinen Staaten 1179. verjagt war, begab sich in das Lager des Mogolischen Prinzen, welcher ihn bald aller dieser Beschimpfungen wegen rächte. Die Tanjouter, die beständig eine Schlacht vermieden hatten, wurden endlich genöthiget, ein Haupttreffen zu wagen, in welchem Temugin seine Tapferkeit und Grausamkeit an den Tag legte. Er richtete ein solches Metzeln unter diesen Tartarn an, daß fast die ganze Völkerschaft völlig ausgerottet wurde. Einige Monathe darauf erhielt er über die verbundenen Khans einen andern Sieg, welcher den Ounghcan wieder auf den Thron setzte.

Diese wichtigen Dienste wurden übel belohnet. Temugin kam an dem Hofe von Caracorum in Verdacht. Seine Feinde überredeten den Sancoum, den Sohn des grossen Khans, daß er den Anschlag gefasset, ihm dermaleinst die Krone zu rauben, und deswegen mit den Naimans, den Todfeinden des Stam-

mes der Keraiten, ein geheimes Bündniß geschlossen hätte. Es gelang ihnen, dem grossen Khan eben diesen Argwohn einzuflössen, und dieser Prinz faßte den Entschluß, seinen Schwiegersohn feste setzen zu lassen. * Sancoum rückte mit zehn tausend Mann aus Caracorum aus, und näherte sich der Gegend, wo Temugin mit seinen Mogolischen Völkern, welche nur halb so stark waren, sein Lager aufgeschlagen hatte. Als aber der Mogolische Prinz von dieser Verrätherey durch zwey Sklaven, welche sich den Tag zuvor zu ihm begeben hatten, benachrichtiget wurde, hob er insgeheim sein Lager auf, und wollte sich zwey Meilen davon an dem Fusse eines Berges, in einem engen Wege, der mit einem Holze bedecket, und von einem Flusse eingeschlossen war, setzen. Kaum hatte er sein altes Lager
1193. verlassen, so rückten die Keraiten daselbst ein. Sie wunderten sich, daß sie es verlassen fanden, und, weil sie glaubten, daß Temugin aus Furcht geflohen wäre, setzten sie ihm ohne die geringste Ordnung nach, weil sie sich einbildeten, daß er schon durch das Schrecken überwunden wäre. Temugin wurde die Unordnung, worinne sie waren, gewahr, setzte über den Fluß, und fiel sie mit solcher Wuth an, daß sie bey dem ersten Angriff überwunden wurden. Sancoum verlohr viel Volk in diesem Treffen, und wurde selbst mit einem Pfeile in dem Gesichte verwundet.

Nach

* Eben daselbst, Cap. 3.

Nach diesem Siege war der Mogol auf nichts mehr bedacht, als wie er dieses undankbare Volk verlassen, und sich einmal, ihrer Untreue wegen, an ihnen rächen wollte. Er war damals beynahe vierzig Jahr alt, und hatte neunzehn Jahr an dem Hofe von Caracorum zugebracht. Als er seine Armee mit einer grossen Menge Ueberläufer von Keraiten, die ehemals unter ihm gedienet, verstärket hatte, schlug er sein Lager an den mitternächtlichen Grenzen von China, an den Ufern des gelben Flusses, auf. Von da kehrte er in seine Staaten zurücke. Seine ehemaligen Unterthanen von Yeca-Mogol und Nionn-Cayat unterwarfen sich ihm ohne Widerstand, und erkannten ihre Schuldigkeit von neuen. Er lies die Gesinnungen vieler benachbarter Völker erforschen, versammelte Reichstage, auf welche sie Abgeordnete schickten, und schloß 1201.
mit ihnen ein Bündniß, wodurch ausgemacht wurde, daß künftighin keine von den verbundenen Völkerschaften dem grossen Khan der Keraiten einigen Tribut bezahlen sollte; daß ihn alle zusammen mit Krieg überziehen wollten; jede von ihnen sollte eine bestimmte Anzahl Trouppen geben, und Temugin sollte über die Armee der Verbundenen das oberste Commando führen, und über diese Völker eine unumschränkte Gewalt, nebst der Macht haben, alle diejenigen, welche ihre Schuldigkeit nicht beobachten würden, zu bestrafen.

* Nachdem sich die Truppen der vereinigten Völker versammelt hatten, stellte sich Temugin im Jahr 1202. an ihre Spitze, und überzog das Königreich der Keraiten mit Krieg. Der Feldzug wurde mit einer blutigen Schlacht eröfnet, welche das Schicksal dieses blühenden Reichs entschied. Ounghcan wurde überwunden, und als ihn sein Unglück in das Land der Naimans führte, fand er daselbst den Tod, an statt einer Zuflucht, welche er suchte. Sancoum, sein Sohn, war nicht glücklicher. Nachdem er einige Zeit in Turkestan und Tibet herum geirret war, wurde er in diesem letzten Königreiche umgebracht.

Dieser Sieg setzte den Temugin in den Besitz der weitläuftigen Staaten der Keraitischen Kayser, und erhub ihn selbst zu der Würde eines grossen Khans, welche ihm von den Stämmen, die sich mit ihm verbunden hatten, beygelegt wurde. Er wurde zu Dilon Ildac, seinem Geburthsorte, eingesetzet. Man breitete einen schwarzen Filz auf die Erde, und lies ihn auf diesen schlechten Teppich niedersetzen: ein Khan erklärte ihm, daß er seine Macht vom Himmel hätte; daß ihn GOtt segnen würde, wenn er mit Gerechtigkeit regierete; und daß er, wenn er seine Gewalt misbrauchte, in das abscheulichste Elend fallen würde, welches ihm der Filz, auf welchem er sässe, anzeigte. Nach dieser Erklärung hoben ihn sieben Khans wieder

* Eben daselbst, Cap. 4.

der auf, und trugen ihn auf einen Thron, wel- 1202.
chen man zubereitet hatte. Sie neigten sich neunmal vor ihm, und das Volk machte, nach ihrem Beyspiele, neun Verbeugungen. Die Prinzen, welche bey diesem Gepränge gegenwärtig waren, hatten ihn nur zum Großkhan der Mogols ausgerufen, allein er nahm auch den Titel eines Großkhans der Tartarn an, und dieses wegen einiger Stämme von dieser Völkerschaft, welche zu dem Mogolischen Bündnisse getreten waren.

Er errichtete den Sitz seines Reichs zu Caracorum, und daselbst hielt er, nachdem er fast alle Horden von Mogolistan und Karacatay * unter seine Gewalt gebracht hatte, im Jahr 1205. einen berühmten Reichstag, auf welchem ihm der Titel eines Mogolischen Kaysers beygeleget, und derselbe so gar in seinem Hause erblich erkläret wurde. Er beschloß alsdenn, zu den Mogolischen Rechten neue Gesetze hinzuzuthun, und diese Verordnungen wurden auf eben dem Reichstage bekannt gemacht. Das merkwürdigste davon ist folgendes. Es ist nöthig, wenigstens einen geringen Entwurf davon zu machen, weil diese Gesetze, welche hernach von den meisten Tartarischen Horden angenommen, und vom Tamerlan so gar in das Mogolische Indostan gebracht worden

 sind,

* Es ist ein benachbartes Land von Catay, oder dem mitternächtlichen China.

sind, noch heut zu Tage den Grund der Rechtsgelahrheit dieses letzten Landes ausmachen.

1. * Soll man glauben, daß nur ein einiger Gott ist, welcher Himmel und Erde erschaffen hat, Leben und Tod, Reichthum und Armuth giebt, und die Welt mit einer unumschränkten Macht regieret. Dieses Gesetz wurde nur deswegen gemacht, um die Mogols von dem Aberglauben der Abgötterey abzuziehen. Uebrigens schrieb Zingis-Kan (wir werden ihm künftighin diesen Nahmen geben, weil er ihn zur Zeit dieses Reichstages annahm) seinen Unterthanen kein besonderes Lehrgebäude vor. Er duldete alle Religionen, die Vielgötterey ausgenommen. Einige von seinen Kindern und andern Prinzen seines Hauses nahmen, wie man sagt, das Christenthum an. ** Andere wurden Juden oder Mahometaner. Einige waren Deisten. Diese Religion, welche die Religion des Zingis-Khan war, hatte in der Tartarey mehr Fortgang, als alle andere.

2. Die Priester jeder Sekte, die Mönche, die Reuer ***, die Diener, welche zum Gebeth rufen, diejenigen, welche die toden Cörper waschen, und die Aerzte, sollen von den öffentlichen Auflagen frey seyn.

3. Man

* Eben daselbst, Cap. 6. ** Eben daselbst.
*** Eine Brüderschaft büssender weltlicher Personen.

3. Man soll niemals mit einem Könige, oder mit einem Staate, Friede machen, woferne man ihn nicht gänzlich unter das Joch gebracht hat. Zingis-Khan, welcher damals nach der Eroberung ganz Asiens strebte, gab dieses Gesetz nur deswegen, um seine Mogols zu dem grossen Vorhaben, welches er im Sinne hatte, zuzubereiten.

4. Man soll alle Winter eine grosse Jagd anstellen, bey welcher die ganze Militz des Reiches seyn soll: von dem Monath Merz aber an, bis in den Monath October, soll niemand jagen. Wir werden künftig Gelegenheit haben, von diesen grossen Jagden zu reden, welche noch heut zu Tage in dem Mogolischen Indostan so gemein, und die kriegerische Gemüthsart einer Nation zu unterhalten so geschickt sind.

5. Man soll den Thieren, die man tödten will, nicht die Kehle, sondern den Bauch aufschneiden. Uebrigens ist es erlaubt, und so gar gebothen, ihr Blut und ihre Eingeweide zu essen. Ein alter Aberglauben hatte diese Art der Nahrung untersagt. * Die Mogols, welche von Zingis-Khan angeführet wurden, fanden einmal eine grosse Menge Eingeweide von Thieren, welche auf einer Jagd, die ein anderes Volk gehalten hatte, waren getödtet worden. Da es der

* Eben daselbst.

Armee an Lebensmitteln gebrach, so glaubte sie, daß sie sich derjenigen bedienen könnte, welche ihr das Glück darboth. Die Soldaten fielen begierig auf die Eingeweide, und Zingis-Khan selbst aß davon. Diese Begebenheit gab Gelegenheit zu dem Gesetze, von welchem ich rede.

6. Diejenigen, welche nicht mit in den Krieg gehen, sollen gehalten seyn an den öffentlichen Werken zu gewissen Zeiten des Jahres umsonst zu arbeiten, und einen Tag der Woche zu dem besondern Dienste des Prinzen anzuwenden.

7. Der Diebstahl einer wichtigen Sache, als eines Pferdes, eines Ochsens, oder eines andern Dinges von eben dem Werthe, soll am Leben gestraft werden. Der Leib des Thäters soll in zwey gleiche Theile gehauen werden. Prügel sollen die Strafe desjenigen Diebstahls seyn, welcher den Tod nicht verdienet; man kann sich aber von dieser Strafe loskaufen, wenn man neunmal den Werth der gestohlnen Sache bezahlet.

8. Damit jedermann sich in den Waffen üben könne, oder in den nützlichen Künsten, so wird allen Unterthanen des Reichs verbothen, keinen Mogol in ihre Dienste zu nehmen. Dieses ist vielleicht das weiseste von den politischen Gesetzen des Zingis-Khan. Das Gegentheil schwächet, ernie-

erniedriget, und verderbt mit der Zeit eine freye Nation.

9. Der Ehebruch soll am Leben gestrafet werden, und ein jeder kann sich selber Recht verschaffen, wenn er die Strafbaren auf der That antrift.

10. Die Spione, falsche Zeugen, diejenigen, welche Sodomiterey treiben, und die Zauberer, sollen zum Tode verdammet werden. . . . .

Im Jahr 1212. überzog der Mogolische Kayser das Land Catay mit Krieg, welches heutiges Tages ein ansehnlicher Theil des mitternächtlichen China ist, und damals ein besonderes Königreich * ausmachte, das von einem 1213.
Tartarischen Prinzen, Altoun-Khan mit Nahmen, regieret wurde. Seine Trouppen berennten Pekin, und bemächtigten sich desselben nach einer harten Belagerung. Altoun-Khan brachte sich aus Verzweiflung um, und Catay unterwarf sich dem Zingis-Khan.

Im Jahr 1214. jagte er einige Khans von Karacatay, Mogolistan und Turkestan von ihren Ländern. Diese Eroberungen brachten ihm die Beherrschung beynahe von der ganzen

* Man kann nur sehr uneigentlich sagen, daß Zingis-Khan China erobert habe. Er hat die Chinesischen Kayser niemals bekrieget. Dennoch hat eine Menge Morgenländischer Schriftsteller vorgegeben, daß er einen von ihren Kaysern vom Throne gestürzet habe.

Asiatischen Tartarey zuwege. Vier Jahr darauf zog er mit einer Armee von sieben hundert tausend Mann wider Mehemed, den Sultan von Karasm, dessen Reich sich von den Ufern des Caspischen Meeres, bis nach Indien, erstreckte, und einen Theil von Turkestan, die Bukkarey, Azerbijane, oder das alte Medien, Kirman, welches das Carmanien des Ptolomeus ist, einen Theil von Armenien und ganz Persien, begriff *. Er drang anfangs durch Turkestan in die Provinz Farab, deren Hauptstadt, Ottar mit Nahmen, nahe an den Ufern des Sihon, welcher der alte Jaxartes ist, lieget. Mehemed konnte ihm nur viermal hundert tausend Mann ins Feld stellen, demungeachtet aber ging er den Tartarischen Trouppen entgegen. Beyde Armeen trafen an einen Orte, Caracou genannt, in der Nähe von Ottar, nach dem ehemaligen Lande der Geten zu, auf einander. Die Karasmier, ob sie gleich viel schwächer waren, hielten mit einer ausserordentlichen Tapferkeit den schrecklichen Angriff der Mogols aus, und stritten bis in die Nacht. Man versichert, daß sie auf dem Wahlplatze mehr, als hundert und sechzig tausend Mann an Toden und Verwundeten zurück liessen, welches den Sultan bewog, sich zurück zu ziehen.

Zingis-Khan lies die Stadt Ottar von sei-
1219. nen Kindern belagern, welche sie erst nach sechs Mona-

* Petis de la Croix, im Leben des Genghiz-Khan.

Monathen erobern konnten. Saganac, Uzkend, Aischasche, Toncat, Cogende, und andere Städte, welche an den Ufern des Jaxartes lagen, unterwarfen sich auch dem Ueberwinder.

Inzwischen da die Prinzen diese Sachen ausführten, ging Zingis auf Bocara und Samarcande, die Hauptstädte zweyer grosser Provinzen, welche zwischen dem Jaxartes und Oxus liegen, los *. Das Land, welches darzu gehöret, hat verschiedene Nahmen geführet. Die Alten haben es Transoxiana, oder das Land, das jenseit des Oxus liegt, genennet. Zagatai, einer von den Söhnen des Zingis-Khan, gab ihm im dreyzehenden Jahrhunderte seinen Nahmen: die Araber nennen es Mawara inahr, oder das Land jenseit des Flusses: die Persianer und Türken nennen es heut zu Tage das Land der Usbeken, weil es den Tartarn dieses Nahmens zugehöret.

Nachdem der Mogolische Kayser in der Ebene von Bocara den Winter zugebracht hatte, näherte er sich zu Anfange des Frühlings 1220.
dieser Hauptstadt, in Begleitung des Prinzen Tuli, seines Sohns. Dieser Platz that fast keinen Widerstand. Gleich den ersten Tag der Belagerung gingen die Häupter der Besatzung mit allen ihren Trouppen durch, und überliessen die Einwohner der Gnade der Mogols. Die Stadt wurde eingenommen, geplündert,

* Eben daselbst, Buch 3.

plündert, und in einen Aschenhaufen verwandelt. Samarcande, ob sie gleich mit einer Besatzung von hundert und zehn tausend Mann versehen war, vertheidigte sich nicht besser. Der Cadi und Mufti verglichen sich heimlich mit dem Zingis wegen der Uebergabe, eröfneten ihm ein Thor, und gingen mit funfzig tausend Menschen, welche in dem Vergleiche begriffen waren, aus der Stadt. Die übrige Besatzung wurde niedergehauen. Die jüngsten und stärksten unter den Einwohnern wurden zur Sklaverey verdammet: Man verzieh den übrigen vermittelst eines Lösegeldes von zweymal hundert tausend goldenen Thalern.

Die Freude über dieses Glück wurde durch die Nachricht von dem Tode des Sultan Mehemed vermehret. Dieser Prinz hatte, seit der Schlacht von Caracou, seine Armee in viele Corps zertheilet, um sie in die Orte zu werfen, die am meisten in Gefahr waren, welches ihn aber ausser Stand gesetzet hatte, sich im Felde zu halten. Weil er von den Mogols, welche ihm keine Zeit liessen, sich zu erholen, heftig in die Enge getrieben, und von einer Stadt und Provinz zur andern verfolget wurde,
1220. sahe er sich genöthiget, sich auf dem Caspischen Meere einzuschiffen, und in eine kleine Insel, Abiscon mit Nahmen, zu verbergen, wo er seine Tage beschloß, nachdem er Geladdin, seinen Sohn, zum Nachfolger ernennet hatte. Sein Tod beschleunigte den Untergang,

gang, von welchem sein Königreich bedrohet wurde. Karasm, die Hauptstadt des ganzen Landes, wurde von den Söhnen des Zingis-Khan berennet, und, nach einer halsstarrigen und blutigen Belagerung, erobert. Die Stadt wurde theils von den Mogols, und theils von ihren eigenen Einwohnern, eingeäschert, welche ihr Vermögen lieber unter den Schutt begraben, als eine so kostbare Beute den Ueberwindern überlassen wollten. Als die 1221.
Soldaten des Zingis-Khan sahen, daß ihr Geitz betrogen war, opferten sie in ihrer ersten Wuth mehr, als hundert tausend Einwohner, auf. Die übrigen wurden zur Knechtschaft bestimmt. Alle Städte des besondern Gebiethes dieser Hauptstadt mußten sich unterwerfen.

Zingis-Khan schickte darauf seine Generale in Khorasan und Irac-Agemi *, welches heut zu Tage Provinzen von Persien sind, und an der abendländischen Grenze dieses Reichs liegen. Nisa, Damegane, Amol, und die Festung Ylale wurden erobert. Die Sultanin Turcan-catum, die Mutter des Kaysers Mehemed, wurde in diesem letzten Platze gefangen, in welchen sie sich mit den Söhnen und Töchtern des Mehemed, und allen seinen Schätzen, eingeschlossen hatte. Man schickte sie dem Zingis Khan, welcher ihr mit einem so viehischen Stolze begegnete, daß er sie zuweilen kom-

* Das alte Hircanien.

kommen lies, wenn er aß, und ihr Knochen und andere Ueberbleibsel von der Mahlzeit zuwarf. Ehe sie in das Lager des Zingis kam, brachte man alle ihre Enkel um, einen einzigen ausgenommen, welchen man ihr anfangs aus Mitleiden lies, und der hernach das Schicksal seiner Brüder hatte. Einsmals, als sie ihn selber ankleidete, riß man ihn aus ihren Armen, um ihn zum Tode zu führen. Die Prinzeßinnen wurden verschonet, und Touschi, der älteste Sohn des Zingis-Khan, heyrathete eine davon.

Die Mogolischen Generals eroberten mit eben der Geschwindigkeit Rei, Com, Hamadan, Casbin, Ispahan und andere Städte des Persianischen Irac. Zingis wollte die Stadt Balk *, welche in dem morgenländischen Theile von Khorasan lieget, in Person belagern **. Ihre Einwohner hatten einige Monathe zuvor dem Sultan Gelaleddin, dem Nachfolger des Kaysers Mehemed, welcher sich mit einigen Trouppen in Khorasan gesetzet hatte, beygestanden. Der Mogolische Prinz machte ihnen aus einer sehr gerechten Handlung ein Verbrechen, und schwor dieses unglückliche Volk auszurotten. Sie bemühten sich vergebens, ihn damit zu besänftigen, daß sie ihm die
1221. Thore eröfneten. Der unversöhnliche Zingis-Khan

* Das alte Bactra, die Hauptstadt von Bactriana.

** Petis de la Croix, Buch 4.

Khan rückte in Balk ein, als in einer mit Sturm eroberten Stadt, befahl allen Einwohnern heraus zu gehen, und sich an einem Orte, den er ihnen anzeigte, zu versammeln, sonderte die jungen Leute, welche er zur Sklaverey tüchtig hielt, ab, und lies fast alle übrige mit kalten Blute niedermachen. Er ging darnach auf Talcan, eine Stadt, die nur sieben Meilen von Balk lieget, los. Er konnte sie nicht eher, als nach sechs Monathen, einbekommen, und er rächte sich, dieses Widerstandes wegen, dadurch, daß er alle Einwohner niederhauen lies.

Während dieser Belagerung bemächtigten sich seine Generals Merou, Nischapour, Tous, und Herat, Städte des abendländischen Khorasan. Die drey ersten wurden geplündert und verwüstet. Wenn man einem Persianischen Schriftsteller * glaubet, welcher vom Petis de la Croix angeführet wird, so blieb in Nischapour nicht ein einziges Gebäude stehen: alles wurde bis auf den Grund niedergerissen, und der Erde gänzlich gleich gemacht. Der Geschichtschreiber füget hinzu, vielleicht aus einer morgenländischen Vergrösserung, daß man mit Zählung der Toden in der Stadt zwölf Tage zugebracht, und in dem ganzen Lande mehr, als siebenzehn hundert tausend Personen, niedergemacht habe. Herat erhielt von Tuli, dem Sohne des Zingis-Khan, was das Volk anbelangte, einen vortheilhaften Ver=

* Nisavi.

Vergleich, die Besatzung aber wurde niedergehauen. Als sich einige Zeit darauf diese Stadt für den Gelaleddin erklärte, warf Zingis-Khan dem Tuli vor, daß er ihrer geschonet hätte, und verboth ihm ernstlich, niemals dergleichen Fehler wieder zu begehen: Du mußt wissen, sagte er zu ihm, daß das Mitleiden nur in niedrigen Seelen gefunden wird, und daß die Strenge der einzige Zaum ist, welcher die Menschen zurück hält. Ein überwundener Feind ist noch nicht gezähmet; er haßt allemal einen neuen Herrn.

Nachdem Khorasan unter das Joch gebracht war, wendete sich der Mogolische Prinz nach Zabulestan; und berennte Bamian, welches zehn Tagereisen von Balk liegt. Während dieser Belagerung, welche lang war, und beynahe den völligen Untergang seiner Armee verursachet hätte, erfuhr er, daß der Sultan Gelaleddin mit einer ansehnlichen Anzahl Trouppen ins Feld gerücket wäre, daß er ein grosses Mogolisches Detachement, welches Candahar, das nahe an Indien liegt, belagerte, geschlagen hätte, und daß alle Soldaten, welche zu dieser Verrichtung dahin geschickt worden waren, in dem Treffen, oder auf der Flucht, niedergemacht worden wären. Einige Zeit darauf wurde ein ander Corps Mogolischer und Tartarischer Trouppen, welches von dem General Coutoucou, angeführet wurde,

und

und aus achtzig tausend Mann bestand, in den Gegenden von Gazna, von diesem tapfern Sultan, welcher nur sechzig tausend Mann unter seinem Befehl hatte, gleichfalls niedergehauen. Diese verdrüßlichen Nachrichten, welche Zingis fast zu gleicher Zeit erhielt, setzten ihn in einen abscheulichen Zorn. Er schwor in seiner ersten Hitze, daß er die Stadt Bamian vertilgen, und den Schimpf, welchen seine Trouppen in der Ebene von Gazna und Candahar erlitten hätten, in dem Blute des Geladdin abwaschen wollte. Er trieb die Belagerung hitziger; er verdoppelte die Stürme; er lies vor der Stadt eine Art einer Erhöhung aufführen, so hoch als die Mauren waren, von welcher seine Soldaten Griechisches Feuer, und einen Pfeilhagel schossen. Seine Maschinen wurden von dem Feinde vielmal verbrannt, oder über den Haufen geworfen. Es fehlte ihm an Holze, neue aufzuführen: er erschöpfte alle seinen andern Kriegsvorrath: man mußte viele Meilen vom Lager für die Mauerbrecher Steine herzuhohlen, und man war genöthiget, mit dem Angriffe inne zu halten. Er fing sich wieder mit neuer Stärke an, und die Belagerten vertheidigten sich mit eben der Halsstarrigkeit. Kurz der Widerstand war so groß, daß, wenn der Mogolische Kayser in seinem Muthe, in dem guten Willen seiner Soldaten und besonders in ihrer Anzahl, nicht eine ausserordentliche Zuflucht gefunden hätte, ihm diese

Unternehmung unfehlbar mislungen wäre. Ein sehr schmerzhafter Zufall für die Mogols verursachte den Untergang der Belagerten. Ein Enkel des Zingis-Khan wurde an seiner Seite von einem Pfeile getödtet. Als der Kayser denen Soldaten etwas austheilen lies, um sie zu ermuntern, diesen Tod zu rächen, thaten sie noch einen Sturm, welcher ihnen glückte, und sie von Bamian Meister machte. * Man versichert, daß, als Zingis-Khan das Schicksal der Einwohner der Mutter des jungen Prinzen, dessen Verlust man beweinete, überlassen hatte, diese wüthende Mutter alle zusammen niedermachen lies**. Die Stadt wurde von Grund aus verheeret, und der Platz, auf welchem sie gebauet war, hat seit dem den Nahmen **Maubalig** geführet, welches in der Mogolischen Sprache **unglückliche Wohnung** bedeutet.

Es war dem Zingis-Khan weiter nichts übrig, als daß er auf den Gelaleddin losging, welcher sich noch in den Gegenden von Gazna befand. Die Mogolische Armee bestand, ungeachtet des Verlusts, welchen sie in der Belagerung

* Petis, ebendaselbst, Cap. 4.

** Ein Türkischer Schriftsteller, der Verfasser einer Ottomannischen Geschichte, sagt in einem Gedichte, welches seinem Buche statt der Vorrede dienet, daß diese Prinzeßin so gar alle Thiere, welche in Bamian waren, umbringen lies. Es ist aber dieses ein poetisches Mährgen, welches der Herr Petis de la Croix nicht hätte vor wahr annehmen sollen.

lagerung von Bamian und in den zwey Schlachten, von welchen ich geredet habe, erlitten hatte, annoch aus dreymal hundert tausend Mann, und der Sultan hatte kaum dreyßig tausend unter seinem Befehl. Als Gelaleddin erfuhr, daß der Mogolische Kayser mit grossen Märschen auf Gazna zuging, entfernte er sich ein wenig von dieser Stadt, und suchte ein vortheilhaftes Lager, an den Ufern des Indus, aus, an einem Orte, wo dieser Fluß sehr reissend ist. Sein rechter Flügel war mit einem unebenen Boden voller Felsen vertheidiget, und sein linker Flügel sties an einen Berg, welchen er für unersteiglich hielt. Diese Lage verhinderte die Feinde, ihn zu umringen, und setzte die Soldaten in die Nothwendigkeit zu siegen oder zu sterben. Als ihn seine Läufer benachrichtigten, daß sich die Mogols sehen liessen, und daß ihr Vortrupp an einem Orte, Hardir genannt, Halte gemacht hätte, rückte er an der Spitze einiger leichten Trouppen vor, überfiel die Feinde des Nachts, hieb sie fast alle nieder, plünderte ihr Lager, und zog sich mit einer ansehnlichen Beute zurück.

Zingis-Khan, welcher zu einem gewissen Siege zu marschiren glaubte, erfuhr diese schimpfliche Niederlage mit Erstaunen. Er faßte zum ersten male einiges Mistrauen von sich selbst, und verfuhr von der Zeit an mit der größten Vorsicht.

Er näherte sich dem Lager des Gelaleddin in guter Ordnung, stellte seine Trouppen in drey Corps, gab das Commando der beyden Flügel seinen Söhnen, und setzte sich mit seinen besten Trouppen in die Mitte. Die kleine Armee des Sultans blieb in der Stellung, von welcher ich geredet habe. Der Angriff war erschrecklich. Der tapfere Gelaleddin hatte, der Ungleichheit der Macht ungeachtet, anfänglich den Vortheil. Er trennte den linken Flügel der Mogols, drang bis in den Mittelpunkt der Schlachtordnung, verursachte daselbst eben die Unordnung, und trieb den Zingis-Khan zurücke, welcher ein Pferd verlohr. Gleich vom Anfange der Schlacht hatte der Mogolische Kayser, in der Absicht, den Feinden in die Flanquen zu kommen, ein ansehnliches Detachement nach dem Berge geschicket, an welchen ihr linker Flügel sties. Dieser Berg, welchen Gelaleddin für unersteiglich gehalten hatte, wurde von den Mogols mit Hülfe eines Wegweisers, der sie auf einem Fussteige, welcher ihm bekannt war, führte, überstiegen. Die Karasmier, welche seit zehn Stunden mit Vortheil gegen eine Armee von dreymal hundert tausend Mann stritten, konnten diesen unversehenen Angriff nicht aushalten. Sie geriethen in Schrecken: Gelaleddin bemühte sich vergebens ihnen wieder einen Muth zu machen; die Unordnung wurde allgemein. Die meisten suchten zwischen den Felsen, welche an den Ufern des Indus waren, eine Zuflucht; andere, wel-

chen

chen die Mogols auf dem Halse waren, stürzten sich in den Fluß; einige tapfere Leute versammelten sich um ihren Prinzen, und beschlossen mit ihm zu sterben.

Der älteste Sohn des Gelaleddin wurde in dieser Niederlage zum Gefangenen gemacht. Zingis-Khan, welcher wollte, daß man auch den Sultan lebendig gefangen nehmen sollte, lies ihn von einigen Escadrons umringen. In dieser äussersten Noth stieg Gelaleddin auf ein starkes Pferd, jagte nach dem Flusse zu, und setzte im Angesicht der Mogolischen Armee glücklich darüber. Zingis-Khan konnte, seiner stolzen Gemüthsart ungeachtet, nicht umhin, dieser unerschrockenen That das billige Lob beyzulegen. Indem er einen Finger auf seinen Mund legte, sagt der Verfasser seines Lebens, und sich gegen seine Kinder wendete, sagte er: glücklich ist der Sohn, welcher sich rühmen kann, einen solchen Vater zu haben. Derjenige, welcher sich hat in eine solche Gefahr setzen können, ist im Stande vielen andern Gefahren Trotz zu biethen; und ein jeder, der ihn zum Feinde hat, muß auf seiner Huth seyn. Gelaleddin begab sich nach Indostan, machte daselbst einige Eroberungen, fand Freunde, und hernach Neider, welche ihn nöthigten, wieder über den Indus zurück zu gehen. Er kam wieder in das Reich Karasm, eroberte Ispahan, Tauris, und andere Städte wieder, welche er nicht be-

haupten konnte. Die Mogols schlugen ihn in Azerbijane, und zwangen ihn, sich nach Armenien zu ziehen, wo er den Krieg fortsetzte. Er begab sich hernach nach Natolien, und wurde unglücklicher Weise von den Seljukidischen Türken überwunden, welche ihn zwangen, das Land zu verlassen. Endlich führte ihn sein Unglück nach Curdistan, welches an der abendländischen Grenze Persiens lieget, wo ihn seine Feinde gegen das Jahr 1229 niederträchtiger Weise umbringen liesen.

Die Flucht des Gelaleddin räumte die vornehmste Hinderniß aus dem Wege, welche die völlige Eroberung von Karasm aufhielt. Azerbijane, das Land von Gazna, Kirman und andere Provinzen Persiens, wurden von den Generalen des mogolischen Prinzen bezwungen.
1222. Er belagerte und eroberte Candahar, welches an dem abendländischen Ufer des Indus liegt *. Einer von seinen Generalen, Bela mit Nahmen, überzog Multan, welches an dem morgenländischen Ufer eben dieses Flusses liegt, mit Krieg, und bemächtigte sich dieser Provinz Indiens. Einige abenländische Schriftsteller haben vorgegeben, daß Zingis diesen Feldzug in Person gethan, und sich sogar gantz Indien, von dem Indus, bis an den Ganges, und von dem Ganges, bis an das chinesische Meer, unterwürfig gemacht habe. Die persianischen und arabischen Schriftsteller aber

* Ebendaselbst, cap. 6, 7.

aber, welche von Petis de la Croix angeführet werden, und von welchen einige zu Zeiten des Zingis-Khan gelebt haben, versichern einmüthig, daß der mogolische Kayser niemals über den Indus gegangen sey, und daß Bela, sein General, welcher Befehl hatte bis nach Lahor, der ehemaligen Hauptstadt von Indostan, durchzudringen, sich nicht unterstand, sich in das Land zu wagen, weil ihm die Indianer von Patana eine mächtige Armee entgegen stellten *.

Nachdem Zingis-Khan in weniger, als vier Jahren, das weitläuftigste Reich des mittäglichen Asiens erobert hatte, beschloß er in die Tartarey zurück zu kehren, um einige aufrührische Vasallen zu bestrafen, und die Ordnung und den Gehorsam in Mogolistan wieder herzustellen. Er zog zu Ende des Frühlings von Candahar aus, und, indem er seinen Weg durch Transoxiane nahm, brachte er den ganzen Sommer an den Ufern des Oxus zu. Zu Anfange des Herbstes ging er über diesen Fluß mit einem Theile seiner Armee, und begab sich nach Bocara, welches man wieder zu bauen anfing.

* Dieses kann zur Verbesserung desjenigen dienen, was ich in der Einleitung zur Geschichte der Indianer (Theil 3, Seite 27,) die von dem Zingis-Khan vermeinte Eroberung ganz Indiens betreffend, vielleicht zu übereilt gesaget habe.

Er hatte mit zwey Lehrern aus dieser Stadt eine Unterredung, deren Umstände mir wichtig geschienen haben. Der eine war der Cadi, oder der Richter des Ortes: der andere verwaltete das Amt des **Mufti**, oder des Oberpriesters. Zingis fragte sie, was sie von der Gottheit überhaupt dächten. Sie antworteten ihm, daß sie, wie alle Muselmänner, glaubten, daß nur ein GOtt sey, welcher alles geschaffen habe, und welcher allein unsere Anbethungen verdiene. Der Kayser versicherte sie, daß er hierinnen eben so dachte. Er wollte hernach ihre Meinungen von dem Mahomet wissen. Sie sagten ihm, daß er ein heiliger Prophet wäre, welchen GOtt auf die Erde gesendet hätte, als seinen Abgesandten, um den Menschen seinen Willen anzukündigen, und ihnen das Gesetz, dem sie folgen sollten, zu lehren. **Was ihr mir saget, antwortete Zingis, scheinet mir ziemlich glaublich; denn ich, der ich nur ein Diener GOttes bin, schicke täglich Abgesandte in verschiedene Länder.** Die Unterredung fiel darauf auf das Gebeth, das Fasten, das Almosen, und auf andere Punkte der mahometanischen Religion. Der Kayser billigte alle diese Ausübungen. Er sagte bey Gelegenheit der Enthaltung vom Essen, welche zur Zeit des Ramadan vorgeschrieben ist, daß es sehr billig sey, daß die Muselmänner einen Monath des Jahres fasteten, da sie die ganze übrige Zeit, und so gar die Nächte ihres heiligen Monathes hindurch,

hindurch, schwelgeten. Er stritt lange mit ihnen über den Punkt von den Moscheen, deren Nothwendigkeit diese Lehrer predigten, und welche sie Gotteshäuser nennten. Alles, was sie ihm zum Vortheile dieses Gebrauchs anführten, schien ihm wenig überzeugend. Er behauptete, daß man überall bethen könnte, daß GOtt diejenigen hörte, welche ihn anruften, sie möchten seyn, wo sie wollten, und daß die ganze Welt sein Haus wäre.

Zingis-Khan kam erst im Jahr 1224 nach Caracorum zurück. Er war damals siebenzig Jahr alt. Das folgende Jahr bekriegte er Tangu, und erhielt über Schidascou, den Beherrscher dieser Gegend, einen grossen Sieg. Er machte im Jahr 1226 zur Eroberung des mittäglichen China Zubereitungen; zu der Zeit aber, da er sich mit dieser grossen Unternehmung beschäftigte, fiel er in eine Schwachheit, welche kein Mittel heben konnte, und die ihn endlich zu Ende dieses Jahres ins Grab legte *. Dieser Prinz hatte alle Eigenschaften, welche zu einem grossen Eroberer gehören: ein erhabenes Genie, einen grossen Muth, eine ausserordentliche Stärke des Leibes, einen unmäßigen Ehrgeitz. Er verstand den Krieg vollkommen wohl; er war mäßig; er hatte eine natürliche Beredsamkeit, welche machte, daß er öffentlich mit Anstand redete, und daß überhaupt seine Unterredung sehr angenehm war.

* Ebendaselbst, Cap. 14.

Eine übermäßige Grausamkeit, welche sowohl ein Fehler seines Landes, als auch seines Gemüths war, verdunkelt den Glanz seiner grossen Thaten. Kein Eroberer hat vor ihm eine so weitläuftige Monarchie gegründet. Sein Reich erstreckte sich von dem mittäglichen China, bis nach Natolien, und von der äussersten mitternächtlichen Tartarey, bis nach Indien; es begriff also, von Morgen gegen Abend, bey nahe zwey tausend, und mehr, als tausend Meilen, von Mitternacht gegen Mittag. Das römische Reich, zur Zeit seiner größten Macht, war nicht so groß. Ein grosser Minister *, als er ein morgenländisches Manuscript hatte übersetzen lassen, welches die Erzählung der vornehmsten Thaten des Zingis-Khan in sich begriff, erstaunte bey Lesung der Uebersetzung: **das ist ein sehr ausserordentlicher Mensch**, sagte er, **welcher mehr, als Alexander, den prächtigen Titel eines Eroberers von Asien verdienet.** Allein der mogolische Held lebte unter barbarischen Völkern, in einem Jahrhunderte, wo die Unwissenheit fast allgemein war, und in einem Lande, dessen eigentliche Lage unsere geschicktesten Erdbeschreiber zu bestimmen Mühe haben: daher kam es, daß sein Nahme dem Hrn. Colbert kaum bekannt war.

* Colbert.

Drit-

Drittes Hauptstück.

Nachfolger des Zingis-Khan. Was aus dem weitläuftigen Reiche, welches er gestiftet, worden ist.

Um die Geschichte der Mogols des mittlern Alters vollends ins Licht zu setzen, muß man die Nachfolger des Zingis-Khan bekannt machen, und erzählen, was aus dem grossen Reiche, dessen Stifter er war, wurde. Der tartarische Held theilte seine Eroberungen unter seine vier Söhne. Er gab dem Touschi, oder Zuzi, dem ältesten unter allen, Capschac, ein Land, welches dem Caspischen Meere gegen Norden liegt, wo heut zu Tage Astracan ist, welches sich damals bis an Siberien und das Eismeer erstreckte *. Zagatai erhielt Transoxiane und Turkestan. Tuli bekam Persien und die eroberten Länder in Indien. Mogolistan, Catai, und das übrige der morgenländischen Tartarey wurde dem Octai zu Theile.

Das Reich Capschac.

Zingis-Khan, welcher der Tapferkeit des Touschi die Eroberung des Landes Capschac schuldig war, gab ihm im Jahr 1224 die Oberherrschaft darüber. Touschi, welcher im Jahr 1225 starb, hinterlies einen Sohn, Batou, mit Nahmen, welcher ihm folgte, und das Land der Alainer, welches dem Caspischen Meere

* Petis de la Croix Leben des Zingis-Khan.

Meere gegen Abend liegt, Rußland, die Bulgarey und andere Länder eroberte. Er drang bis nach Pohlen, plünderte Mähren und Dalmatien aus, und rüstete sich sogar nach Ungern zu gehen, um von da nach Constantinopel zu marschieren, als ihn der Tod im Jahr 1256 wegraste.

Er hatte seinen Bruder Berecke zum Nachfolger, welcher mit dem Prinz Hulacou, dem Sohn des Tuli, wegen der tartarischen Erbfolge, grosse Streitigkeiten hatte. Berecke nahm die mahometanische Religion an, welche alle Khans von Capschac seit dem bekennet haben. Er starb im Jahr 1266. Die Geschichte seiner Nachfolger biethet in einer Zeit von mehr, als einem Jahrhunderte, keine merkwürdige Veränderung an, und diese Prinzen regierten mit ziemlicher Ruhe. Nach der Regierung des Tocta-Caya, des drey und zwanzigsten Khans, der im Jahr 1376 starb, bekam das Reich Capschac schreckliche Erschütterungen. Der berühmte Timur-Bec, (Tamerlan) bekriegte und verwüstete das Land, überwand viele Khans und setzte sie ab, setzte andere ein, denen er nur einen Schatten von Gewalt lies, und regieret selbst unumschränkt unter ihren Nahmen. Nach seinem Tode wurde die Ruhe in Capschac wieder hergestellet, und die Khans erhielten ihre Gewalt wieder.

In

In dem funfzehnten Jahrhunderte, nach der Regierung des Hadgy-Keray, des drey und vierzigsten Khans, welcher im Jahr 1475 starb, hatte dieses Reich neue Unglücksfälle auszustehen. Drey Prinzen machten sich die Krone streitig, und verwüsteten das Land durch ihre Uneinigkeit. Capschac wurde zu gleicher Zeit von den Russen verheeret, welche die Provinzen, die ihnen Batou entrissen hatte, wieder im Besitz nahmen. Dieses unglückliche Königreich wurde mit dem gänzlichen Untergange bedrohet, wenn Mahomet der andre, der Türkische Kayser, sich nicht desselben angenommen hätte. Er jagte die Moscowiter aus Caffa und Mancoup, machte in dieser letzten Stadt den Mengheli Keray, einen Sohn des Hadgy, einen von denjenigen, welche nach der Krone strebten, zum Gefangenen, legte ihn ins Gefängniß, und setzte ihn hernach auf den Thron von Capschac.

Seit diesem eigenmächtigen Verfahren haben die Könige von Capschac beständig von dem ottomannischen Hofe abgehangen, welcher sie in einer genauen Unterwürfigkeit erhält. Das sechzehnde und siebenzehnde Jahrhundert hindurch wurden viel Khans abgesetzet, nach Rhodus ins Gefängniß geschicket, und so gar zum Tode * verdammet, weil sie in Ungnade

* Anayet-Keray acht und funfzigster Khan, wurde im Jahr 1637. zu Constantinopel hingerichtet.

gnade bey der Pforte gefallen waren. Petis de la Croix zählet von dem Touschi an, bis auf den Kaplan-Keray, welchen die Türken im Jahr 1708 absetzten, fünf und sechzig Khans von diesem Geschlechte. Es bestehet noch heut zu Tage aus zwey Hauptlinien, wovon die eine in der crimmischen Tartarey, und die andere in dem Lande der Usbecken, welches an den Ufern des Caspischen Meeres liegt, herschet.

Das Reich des Zagatai.

Zagatai, der andere Sohn des Zingis-Khan, hatte, wie gesagt worden ist, zu seinem Antheile Transoxiana und Turkestan. Die Länder, welche unter ihm stunden, führten seinen Nahmen. Er regierete sechzehn Jahr hindurch mit vieler Klugheit, und starb im Jahr 1242. Achtzehn Prinzen von seinem Geblüte folgten ihm in gerader Linie, und regierten mit völlig unumschränkter Gewalt. Ali, der zwanzigste Kayser, welcher von dem Geschlechte des Octai entsprungen war, bemächtigte sich zu Anfange des vierzehnden Jahrhundertes unrechmässiger Weise der Krone: nach seinem Tode aber wurden die Nachkommen des Zagatai wieder auf den Thron gesetzet.

Kazan, der zwey und zwanzigste Khan, bestieg den Thron im Jahr 1322. Dieser Monarche machte sich durch seine Grausamkeit und Ungerechtigkeiten so verhaßt, daß sich alle Grossen des Staats wider ihn verbanden. Er

wurde im Jahr 1346. in einem Treffen getödet. Die verbundenen Prinzen setzten den Danesmendge, einen Prinz von dem Geschlechte des Octai, an seine Stelle, welchen sie hernach umbrachten, um den Beyan-Couli, zu krönen. Der Emir Cazagam, das Haupt der Vereinigung, regierte unter dem Nahmen dieses Monarchen, und lies ihm nichts, als den leeren Titel eines Großkhans. Damals fing sich der Verfall des Reiches Zagatai an.

Cazagan, welchen einige Geschichtschreiber unter die Könige von Transoxiane gezählet haben, weil er das Königreich mit einer unumschränkten Gewalt regierete, wurde von seinem Eydam im Jahr 1357 umgebracht. Abdalla, sein Sohn, folgte ihm in seiner Macht. Er schlug seinen Sitz zu Samarcande auf, wohin er den Beyan-Couli führte, welchen er Anfangs in der Würde eines Großkhans bestätigte, hernach aber umbringen lies, um ihm seine Frau zu nehmen. Er setzte den Timur-Chah, einen Prinzen von dem Geschlechte des Zagatai, dessen Vater, vor der unrechtmäßigen Regierung des Ali, König gewesen war, an seine Stelle. Abdalla genoß seines Verbrechens nicht lange. Beyan-Selduz, Hadgy-Berlas und andere Emirs verbanden sich wider ihn, zwangen ihn das Land auf ewig zu verlassen, brachten seine Brüder um, und tödeten den Sultan, den er eingesetzet hatte. Hadgy-Ber-

gy-Berlas war des berühmten Timur-Bec, sonst Tamerlan genannt, Vaters Bruder,

Das Reich blieb einige Zeit ohne Haupt, und verfiel in eine schreckliche Verwirrung. Beyan-Selduz und Hadgy Berlas errichteten aus ihren Ländern unabhängige Fürstenthümer. Die andern Emirs folgten diesem gefährlichen Beyspiele, und das Königreich, welches das Joch eines rechtmäßigen Monarchen nicht hatte ertragen können, wurde ein Raub einer unendlichen Menge von Tyrannen, welche es zerrissen. Während diesen Unordnungen machte sich Hussein, der Brudersssohn des Abdalla, und Enkel des Cazagan, zum Hrn. von Kabul und einigen andern Ländern der Krone, woraus er einen ziemlich ansehnlichen Staat formirte. Dieser Prinz hatte hernach grosse Verbindungen mit Timur-Bec.

Inzwischen da sich das Königreich durch diese Zergliederungen schwächte, und zu seinem
1359. gänzlichen Untergange eilte, unternahm ein Prinz aus dem Geschlechte des Zagatai, Togluc-Timur mit Nahmen, Khan von Kashgar, in Niederturkestan, den Thron seiner Väter wieder zu besteigen. Er rückte mit einer Armee in Transoxiane ein, gewann durch Liebkosungen einige Emirs des Landes, brachte die andern mit Gewalt zum Gehorsam, und wurde als Großkhan von Zagatai ausgerufen. Als Hadgy Berlas sich weigerte ihn zu erkennen, flohe er in Khorasan, wo er einige Jahre darauf

auf von einem Haufen Räuber getödet wurde. Beyan Selduz, wurde, ungeachtet daß er sich unterwarf, auf Befehl des Großkhans, umgebracht. Hussein, Prinz von Kabul, verlohr, nachdem er in einer Schlacht überwunden wor- 1360,
den war, seine Staaten, und wurde genöthiget, sich in die Wüsten von Turkestan zu verbergen. Timur-Bec, der Brudersſohn des Hadgy-Berlas, war glücklicher. Er erhielt die Wiedereinsetzung in seine Länder, und bekam so gar die Erbschaft seines Vaternbruders. Als er sich aber hernach mit dem Hofe von Cashgar überwarf, begab er sich zu dem Hussein in seinen Aufenthalt. Diese beyden Prinzen verbanden sich mit andern misvergnügten Emirs, und formirten eine Parthey, welche bald fürchterlich wurde.

Togluc-Timur starb im Jahr 1362. **Elias-Coja**, sein Sohn, nahm den Titel eines Großkhans an, und ließ sich von den Emirs seiner Parthey dafür erkennen. Der Anhang des Hussein und des Timur-Bec aber widersetzte sich ihm, jagte ihn aus Transoxiane, und lies einen andern Großkhan, Cabulchach genannt, dessen Urgroßvater diese Würde besessen hatte, erwählen. Die beyden Emirs regierten unter seinem Nahmen. Er hatte vier Nachfolger, welche von Timur-Bec ernennet 1363.
wurden, und keine grössere Gewalt hatten. Man erwählte sie aus dem Hause des Zingis-Khan, und die Befehle wurden des Volks

wegen, welches beständig für das Andenken dieses grossen Mannes viel Ehrfurcht beybehielt, unter ihren Nahmen ausgefertiget. Der letzte, Toumen-Cotluc mit Nahmen, wurde im Jahr 1390 eingesetzet. Die Nachfolger des Timur-Bec befreyeten sich von diesem eingeführten Gebrauche, und die Macht des Zingis-Khan verlosch in Zagatai gänzlich zu Anfange des vierzehnden Jahrhundertes. Der Verfasser, den ich angeführet habe, zählet von Zagatai, bis auf den Toumen-Cotluc drey und zwanzig Khans.

Reich des Octai, Königes der Tartarey. Sein Reich kommt auf die Linie des Tuli.

Octai, welcher bey nahe die ganze Asiatische Tartarey zu seinem Antheile hatte, errichtete den Sitz seines Reichs zu Olougbiourt, einer Stadt in Mogolistan, nicht weit von Caracorum gelegen. Er regierte dreyzehn Jahr mit vielem Ruhme, und starb gegen das Jahr 1240. Keyouc, sein Sohn, folgte ihm und ging im Jahr 1246 aus der Welt. Dieses ist der einzige Prinz von der Linie des Octai, der in der Tartarey regieret hat, welches Reich auf die Linie des Tuli kam *, entweder weil Keyouc keine Kinder hinterlies, oder weil sie zur Regierung zu jung waren.

Reich

* Petis de la Croix, ebendaselbst Seite 511. und folgende.

Reich des Tuli.

Tuli, welchem Zingis-Khan Persien und die eroberten Länder in Indien angewiesen hatte, lies sein Königreich durch Statthalters regieren, und hielt sich an dem Hofe von Olooughiourt, bey seinem Bruder Octai, welchen er beständig zärtlich liebte, auf. Er starb im Jahr 1229, drey Jahr nach dem Zingis-Khan.

Er hatte seinen ältesten Sohn, den Mangou zum Nachfolger, welcher auch auf den Tartarischen Thron, im Jahr 1250, vier Jahr nach dem Tode des Keyouc, mit welchem die Linie des Octai verlosch, gelangte. Mangou schlug seinen Sitz zu Oloughiourt auf, und überlies die Verwaltung der Regierung von Persien seinem Bruder Hulacou. Er starb im Jahr 1257, ohne Kinder zu hinterlassen.

Kublai, ein anderer Sohn des Tuli, folgete dem Mangou. Dieser Prinz machte sich durch seine Thaten berühmt, vornehmlich aber durch die Eroberung von China. Er war der Stifter der ersten Tartarischen Linie *, welche in diesem Reiche regieret hat. Als seine Nachkommen von dem Chinesischen Throne verjagt wurden, kehrten sie nach Mogolistan zurück, wo sie bis auf die Zeiten des Timur-Bec, welcher ihr Reich über den Haufen warf, regierten. Kublai starb im Jahr 1294. Seine

* Die Linie des Yven, es ist die zwanzigste Königliche Linie in China.

Familie hat China neun Kayser, und der Tartarey sechzehn Khans gegeben. Sie verfiel zu Anfang des funfzehnden Jahrhundertes in eine solche Vergessenheit, daß ihrer in der Geschichte keine Meldung mehr geschiehet.

Die Linie des Hulacou, des andern Sohns des Tuli, bestand nicht länger. Dieser Prinz hatte, wie gesagt worden, die Regierung Persiens erhalten, wovon die Oberherrschaft dem Mangou, dem ältesten Sohne des Tuli, zugehörte. Er regierete dieses Königreich funfzehn Jahr, und vermehrte es mit vielen Provinzen. Er eroberte von dem Sultan Mustasim-Billah Chaldäa, und rottete das Geschlecht der Abassidischen Califen aus. Er bemächtigte sich hernach Syriens und Natoliens. Man setzet seinen Tod in das Jahr 1265.

Sein Sohn, Abaca, wurde auf Befehl des Kublai, welcher ihm dieses Reich abtrat, zum Könige von Persien gekrönet. Er regierte sechzehn Jahr mit Ruhm, und starb 1281. Er hatte zu seinem Nachfolger:

1. Nicouder, einen andern Sohn des Hulacou, welcher 1284 starb. Dieser Prinz nahm die mahometanische Religion an, welche seit dem lange Zeit in Persien die Oberhand gehabt hat.

2. Argoun, ein Sohn des Abaca, welcher 1291 starb.

3. Ghendgiatou, ein Bruder des Argoun, der im Jahr 1295 umgebracht wurde.

4. Bay-

4. Baydou, ein Enkel des Hulacou, der in eben dem Jahre starb.

5. Mahmoud-Gazan, ein Sohn des Argoun, welcher 1304. aus der Welt ging.

6. Codabende, ein Bruder des Gazan. Dieser Prinz bauete die Stadt Soltanya, welche er zu seinem Sitz erwählte. Er endigte sein Leben im Jahr 1317.

7. Abousaid-Behadeur, ein Sohn des Codabende, welcher 1335. starb.

Die meisten von diesen Prinzen regierten mit so vielen Ansehen, als Ruhm. Allein nach dem Tode des Abousaid verfiel das Persische Reich in eine abscheuliche Verwirrung. Die Söhne dieses Monarchen machten sich die Krone streitig, und führten einen grausamen Krieg mit einander. Die grossen Herren bedienten sich dieser Uneinigkeit, um sich unabhängig zu machen. Ascraf, der des Abousaid Vizir gewesen war, bemächtigte sich Azerbijane, und wurde hernach von Janibek, den achten Khan von Capschac, davon verjagt. Bald darauf bemächtigte sich Buzurk-Hassan, der Enkel des Argoun, des dritten Nachfolgers des Hulacou, eben dieser Provinz, nebst Chaldäa, und stiftete die Königliche Linie der Jlcanier, welche innerhalb sechzig Jahren Azerbijane vier Könige gegeben hat. Achmet, der letzte der Jlcanischen Prinzen, wurde vom Cara-Mehemed, einem Turcomannischen Prinzen, wel-

cher über den Stamm der schwarzen Schaase regierte, vom Throne gestossen. Dieser Mehemed errichtete in Azerbijane eine neue Monarchie, welche den Nahmen seines Stammes führte. Andere Prinzen theilten die Trümmern des Persianischen Reichs unter sich. Die Musaffer regierten in dem eigentlich so genannten Persien: die Indianischen Provinzen wurden von einer Linie Türkischer Prinzen angefallen.

Die Sachen blieben in diesem Zustande, bis auf die Zeiten des Timur-Bec, welcher, zu Ende des vierzehnden Jahrhundertes, alle diese neuen Monarchien über den Haufen stürzte, und die Beschaffenheit des Persianischen Reiches veränderte. Es ist Zeit, daß man den Urheber aller dieser grossen Veränderungen genauer bekannt machet. Seine Geschichte führet uns natürlicher Weise auf die Geschichte der Mogols von Indien zurück, welche ihn für den Stifter ihrer Monarchie erkennen.

Viertes Hauptstück.

Eroberungen des Timur-Bec, des Stifters des Mogolischen Reichs in Indostan.

Timur-Bec * war aus dem Mogolischen Stamme der Berlas entsprungen, welcher vom Redensi-Berlas, dem Enkel des Tumana **, dem siebenzehenden Mogolischen Kayser, vom Bertezena an gerechnet, abstammete. Er wurde zu Rech ***, einer Stadt in Mogolistan, im Jahr 1335 nach der Christlichen Zeitrechnung, unter der Regierung des Kazan, des zwey und zwanzigsten Khans von Zagatai, gebohren †. Sein Vater, mit Nahmen Tragai, war Emir, oder Fürst, eines kleinen Staats, von welchem Kech die Hauptstadt war. Caraschar-Nevian, sein fünfter Anherr, war Premierminister des Zagatai, des Sohnes des Zingis-Khan, gewesen, und commandirte einen Toman, oder ein Corps von zehn tausend Mann. Dieses Commando wurde

* Der Prinz Timur. Bec oder Beg, bedeutet in der Mogolischen Sprache Prinz.

** Tumana war der vierte Anherr des Zingis-Khan. Man sehe hierbey die Geschlechtstafel der Mogolischen Kayser nach.

*** Petis de la Croix, der Sohn, setzt diese Stadt unter den 99. Grad 30. Min. der Länge, und 39. Grad 30. Min. der Breite.

† Petis, der Sohn, Geschichte des Timur-Bec, im Vorberichte.

de in seiner Familie erblich. Es ist also eine so abgeschmackte, als verhaßte Verläumdung, daß einige Morgenländische Schriftsteller den Timur-Bec für einen Soldaten, der sein Glück suchte, und für einen Herumstreicher ohne Geburth, der sich durch seine Räubereyen in die Höhe geschwungen, ausgeben. Man muß demjenigen nicht mehr Glauben beymessen, was eben diese Schriftsteller sagen, daß ihn ein Schäfer, dem er die Schafe gestohlen, mit einem Pfeile verwundet, wovon er lahm worden, und weswegen er den Nahmen Timur-Lenc * bekommen, woraus man Tamerlan und Tambourlan gemacht habe, welches lächerliche Nahmen sind, die jedoch die Morgenländischen Jahrbücherschreiber, zur Schande der Geschichte, angenommen haben. Man beschuldiget vornehmlich die Türkischen und Arabischen Schriftsteller, daß sie alle diese Unwahrheiten zuerst in die Welt geschrieben haben, in der Absicht, den Ruhm eines grossen Eroberers, der ihr Land verwüstet und verheeret hatte, zu schmälern.

Der Mogolische Prinz zeigte in seinen zartesten Jahren eine grosse Neigung zur Ehre, einen unerschrockenen Muth, und einen hervorbrechenden

den

* An statt Timur-Bec. Lenc bedeutet im Arabischen hinkend. Um diesen schlechten Scherz zu machen, sagt Petis, darf man nur einige Punkte ändern, und man lieset an statt Bec, welches Prinz bedeutet, Lenc, welches hinkend bedeutet.

den Ehrgeitz, welcher machte, daß er in einem Alter, wo man sonst keine Ungleichheit des Standes zu kennen scheinet, gegen seine Gespielen eine gebietherische Stimme annahm. * Er verlangte von ihnen Verehrung und Unterwürfigkeit: er erhub einige zu Würden; er bestrafte andere mit seiner Ungnade: zuweilen stellte er sie in Schlachtordnung, und befahl ihnen eine Verschanzung, eine Stadt, oder Bataillons, welche er selbst von weidenen Figuren machte, anzugreifen. Er hielt in seiner kleinen Armee eine strenge Kriegszucht.

In seiner Jugend legte er sich auf alle Uebungen, welche den Leib stark machen, und den Muth vermehren können. Sein größtes Vergnügen war zu reiten, sich im Ringen, oder im Laufen zu üben; eine Lanze zu brechen, mit dem Säbel zu fechten, den Tag auf der Jagd zuzubringen.

** In seinem fünf und zwanzigsten Jahre wurden seine Beschäftigungen ernsthafter. Das Land Kech, das alte Eigenthum der Berlasischen Prinzen, wurde mit einem Einfall von dem Togluc-Timur, dem Könige von Cashgar, welcher nach dem Reiche Zagatai strebte, bedrohet. Hadgy-Berlas, der Vatersbruder 1360.
des Timur-Bec, entflohe bey Annäherung der feindlichen Armee, und zum größten Unglücke starb

* Eben daselbst, Vorrede des Persianischen Schriftstellers.

** Eben derselbe, eben daselbst, Buch 1.

starb sein Vater Tragai in dem Jahre dieses Einfalls. Ein geschicktes und kluges Verhalten befreyete den Timur von allen diesen Gefahren, und rettete sein Land. Er begab sich zu den Generalen des Togluc, welche schon in Kech waren, gewann sie durch seine Unterwürfigkeit, schmeichelte sich eben so glücklich in die Gnade des Monarchen ein, und erhielt von ihm, als ein Lehn, das Land Kech, mit dem Toman von zehn tausend Mann, welcher mit diesem Fürstenthum verknüpfet war.

Er verband sich hernach genau mit dem Emir Hussein, welcher sich ein kleines Fürstenthum zu Kabul errichtet hatte, und bekriegte verschiedene Mogolische Stämme mit ungleichen Glücke. Als Hussein von dem Könige von Cashgar aus seinen Staaten war verjaget worden, und Timur selbst mit diesem Monarchen zerfallen war, begaben sich diese beyden Emirs in die Wüsten von Turkestan, warben daselbst Trouppen an, erhielten viele Vortheile
1363. über Togluc, und Elias Coja, seinen Sohn, jagten diesen letztern aus Zagatai, und liessen in Samarcande einen andern Khan krönen.

1365. Die Begierde in dem Lande zu herrschen, und allen Mogolischen Stämmen Gesetze vorzuschreiben, hatte die Vereinigung der beyden Emirs zuwege gebracht. Die Eifersucht entzweyete sie in der Folge, und als sie keine fremden Feinde mehr zu bestreiten hatten, führten sie einen grausamen Krieg wider sich selber, welcher vier Jahr dauerte, und auf welchen eine

eine Art von einer Versöhnung folgte. Als die Feindseligkeiten wieder ihren Aufgang nahmen, wurde Hussein in einer Hauptschlacht überwunden, und die Soldaten des Timur machten ihn nieder. Die ganze Gewalt kam in die Hände seines Nebenbuhlers, welchen die Wahl der Emirs auf den Kayserlichen Thron von Zagatai setzte. Timur-Bec war damals vier und dreyßig Jahr alt.

Er fing seine Regierung mit der Eroberung von Balk, Kabul und der andern Städte an, 1369.
welche der Emir Hussein besessen hatte *. Er überzog 1370. Cashgar mit Krieg, dessen Könige, seit dem Einfall des Togluc Timur, auf Transoxiane Anforderung behielten, und den Titel der Großkhans von Zagatai beständig fortführten. Er hatte mit diesen Prinzen lange Streitigkeiten, und überwand sie erst im Jahr 1390. völlig.

Kaum war diese Unternehmung angefangen, so bekam er mit Hussein Sofi, dem Khan von Karasm **, wegen einiger Ländereyen, welche dieser Prinz dem Reiche Zagatai entrissen hatte, einen neuen Streit. Timur-Bec that in dieses Land, welches 1379. gänzlich unter das Joch gebracht wurde, verschiedene Einfälle. Wäh-

* Eben derselbe, eben daselbst, Buch 2.

** Ein kleiner Staat, dem Caspischen Meere gegen Morgen gelegen, welcher aus der Zergliederung von Zagatai und Persien, zu der Zeit der Verwirrungen nach dem Tode des Zingis-Khan, entstanden war.

Während dieses Kriegs bath Tocatmich-Aglen, ein Prinz von dem Geschlechte des Zingis-Khan, den Timur-Bec wider Ourous-Khan, einen Prinzen aus eben dem Hause, welcher sich des Reiches Capschac * bemächtiget hatte, auf welches Tocatmich Anforderungen machte, um Hülfe. Timur stürzte den Ourous-Khan vom Throne, nebst seinen beyden Nachfolgern Tocta-Caya, und Temour-Melic, und setzte die Krone von Capschac dem Tocatmich auf das Haupt, welcher sich für einen Vasallen des Mogolischen Kaysers erkannte.

Als er 1380. von Malek Cayaseddin, dem Könige von Khorasan, die Lehnspflicht verlangte, kündigte er ihm, weil er sich weigerte, sich zu unterwerfen, den Krieg an. Er nahm Foudgende, eine der festesten Plätze des Königreichs, mit Sturm ein, und lies alle Einwohner niederhauen. Er ging hierauf auf Herat los, welches sich ergab, und geplündert wurde. Der Sultan Cayaseddin wurde in dieser Hauptstadt von Khorasan gefangen, und die Mogols machten eine unschätzbare Beute darinnen. Esserain, Kelat, Terchiz, und Sebzvar, wurden nach einigem Widerstande erobert. Timur bewies in dieser letzten Stadt ein erschreckliches Beyspiel. Zwey tausend Räuber, welche

* Ein Staat, dem Caspischen Meere gegen Norden gelegen, und welcher sich bis nach Moscau erstreckte.

welche sich dahin begeben hatten, wurden lebendig mit einem Kitte von gestossenen Ziegeln und Kalk auf einander geleget, und aus diesen schrecklichen Materialien wurden verschiedene Thürme gebauet. Die Provinzen Sistan und Mazendran, welche zu eben diesem Königreiche gehörten, aber von besondern Prinzen regieret wurden, waren gleichfalls genöthiget, sich zu unterwerfen. Das ganze Land wurde in weniger, als drey Jahren, unter das Joch gebracht.

Die Eroberung von Irac Agemi, welches das alte Hircanien ist, folgte gleich auf die Eroberung von Khorasan. Timur drang 1385. in diese Provinz, und bemächtigte sich Soltania. Das folgende Jahr kehrte er seine Waffen gegen Azerbijane, und eroberte bey Gelegenheit das Ländgen Lor. Tauris, die Hauptstadt von Azerbijane, eröfnete die Thore. Der Ueberwinder ging darauf über den Ourous, welcher der Araxes der Alten ist, nahm Corni, Surmalu und Cars ein, Plätze, welche nahe an diesem Flusse liegen, und eröfnete sich dadurch den Weg nach Georgien. Teflis, die Hauptstadt dieses Königreichs, wurde belagert, und mit Sturm eingenommen. Man bekam darinne den Prinz Malek Ipocrates, den König von Georgien, gefangen, welcher anfänglich mit Ketten beschweret, hernach aber, nachdem er das Christenthum abgeschworen, wieder los gelassen wurde. Der Mahometa-

nische

nische Schriftsteller *, welcher von Petis de la Croix übersetzet worden, drücket sich wegen des Abfalls des Malek folgender Gestalt aus: Timur unterrichtete den Georgischen Prinz selber, und führte ihm tausend überzeugende Ursachen an, um ihn aus dem Irrthum des Christenthums zu ziehen. Er theilte ihm von dem Mahometanischen Gesetze so viel Unterricht mit, daß das Licht der Gnade sein Gemüth erleuchtete, welches mit Finsterniß erfüllet war. Malek verlies den Irrthum, und wurde in das Verzeichniß der wahren Gläubigen eingeschrieben.

Als der Kayser diesen rühmlichen Feldzug mit der Eroberung ganz Georgiens und einiger benachbarten Provinzen geendiget hatte, brachte er den Winter an den Ufern des Ourous zu. Zu Anfange des Frühlings, im Jahr 1387, näherte er sich Azerbijane wieder, weil er Nachricht erhielt, daß Tocatmich, welchen er zum Kayser von Capschac gemacht hatte, sich wider ihn verbunden hätte, und dieser Provinz mit einem Einfalle drohete. Er schickte einige Detaschements dahin, welche die feindliche Armee antrafen, in die Flucht schlugen, und bis an den Paß von Derbende **, nahe an dem Caspischen Meere, verfolgten. Er ging hernach auf die

* Cherefeddin Ali.

** Ein berühmter Paß in den Gebürgen, welchen die Alten Portas Caspias nenneten.

die Turcomannen * los, unter dem Scheine die Räubereyen, welche sie an den Reisenden begingen, und besonders an den Caravanen, welche nach Mecca reiseten, zu bestrafen. Er verwüstete ihre Felder, raubte ihnen ihr Vieh, führte eine grosse Menge Sklaven weg, und verheerte alles, bis in das Land Van und Vastan in Niederarmenien.

In eben diesem Jahre im Herbste rückte er in das Land Fars **, ging durch einen Theil von Couhestan, und schlug sein Lager im Angesicht von Ispahan auf, welches ihm die Thore öfnete. Diese Stadt wurde, ohnerachtet sie sich gutwillig unterwarf, bey Gelegenheit eines geringen Aufstandes, welcher von einigen Leuten aus dem niedrigsten Pöbel erreget wurde, der Wuth der Soldaten überlassen. Das Metzeln war fast allgemein, und weil der Kayser auf jeden Kopf eines Persianers einen Preis gesetzet hatte, zählte man ihrer auf siebenzig tausend, welche auf viele Haufen zusammen geleget wurden, woraus man schreckliche Siegeszeichen errichtete, die denjenigen gleich waren, die man zu Sebzvar aufgeführet hatte. Der Ueberwinder ging von da nach Chiraz, wo die Könige von Persien, von dem Geschlechte des Musaffer, ihren Sitz hatten. Der Sofi Elabeddin verlies diese Stadt bey Herannäherung der

* Ein Volk, welches zwischen dem Caspischen und schwarzen Meere, in der Nachbarschaft von Georgien, seinen Sitz aufgeschlagen.

** In Persien.

der Mogolischen Armee, und begab sich nach Tostar, wo Chah-Mansour, sein Anverwandter, ihn in Ketten legen lies. Chiraz empfing den Timur-Bec in seinen Mauern, und fast das ganze Königreich begab sich unter seinen Gehorsam.

Inzwischen da er die Grenzen seines Reichs gegen Mittag zu erweiterte, erfuhr er, daß verschiedene Emirs der mitternächtlichen Provinzen einen Aufstand erreget hätten; daß der Khan von Capschac, sein Vasall, einen Einfall in Transoxiane gethan; daß sich Ilicmich-Aglen und Soliman Sofi, Prinzen von Karasm mit diesem Khan insgeheim verbunden hätten, und daß sich eben der Geist des Aufruhrs in dem Königreich Cashgar und Mogolistan ausgebreitet hätte. Diese verdrüßlichen Nachrichten ruften ihn gegen das Ende des Jahres 1388. nach Samarcande zurück.

Seine Zurückkunft nach Transoxiane verursachte bey den Trouppen von Kapschac, welche es seit vielen Monathen verwüsteten, ein solches Schrecken, daß sie sich über Hals und Kopf in das Königreich Karasm zurück zogen *. Timur-Bec verfolgte sie, und ging zugleich auf Ilicmich und Soliman los, welche diesen flüchtigen Trouppen eine Zuflucht gestattet hatten. Sie erwarteten ihn nicht, und faßten selber den Entschluß, in das Gebiethe von Capschac ihre Zuflucht zu nehmen. Er schickte seinen

* Petis, eben daselbst, Buch 3.

seinen Sohn, Miran-Chah wider sie, welcher sie einholte, ihren Nachtrupp schlug, eine grosse Metzelung unter ihren Leuten anrichtete, und ihr ganzes Kriegsgeräthe plünderte. Der Kayser, welcher über die Aufführung der Karasmier billig erbittert war, ließ die Hauptstadt ihres Landes bis auf den Grund niederreissen, den Boden umpflügen, und schickte alle ihre Einwohner nach Samarcande. Einige Zeit darauf lies er den Mehemet-Mircke, seinen Eydam, und Aboul Feteh, einen Bruder des Mehemet, welche an diesem Aufstande Antheil gehabt hatten, umbringen.

Die strenge Kälte, welche im Jahr 1389 ungemein groß war, hielt ihn nicht ab im Anfange des Winters wider den Khan von Capschac, welcher, genseit des Sihon, eine neue Armee, unter Anführung des Jlicmich geschicket hatte, einen Feldzug vorzunehmen. Timur erhielt über diese Tartarische Trouppen zwey Siege, und zerstreuete sie. Im Frühlinge des folgenden Jahres mußte der Prinz Miran Chah nach Khorasan marschieren, wo die Familie der Serbedals *, welche die alten Könige des Landes gewesen waren, besonders zu Kelat und Tous, einige Bewegungen erreget hatten. Miran-Chah rottete alle diese

* Diese Familie hat in Khorasan fünf und vierzig Jahre in dem achten Jahrhunderte regieret, und ihm zwanzig Könige gegeben.

diese aufrührischen Prinzen aus, und damit er vollends alle Unordnungen, welche die Aufrührer erregen könnten, verhinderte, lies er zu Samarcande den Sultan Malek, den Sohn des Cayaseddin, des letzten Königes von Khorasan, und die Prinzen Elabedin und Mahmoud, die Söhne des Malek, umbringen; so daß von dieser unglücklichen Familie kein einziger Zweig übrig blieb.

Inzwischen da Timur von seinem Sohne diese schrecklichen Dinge vollziehen lies, gieng er in Person, die Emirs zu bestrafen, welche sich in Mogolistan wider ihn aufgelehnet hatten. Er theilete seine Armee in viele Corps, welche sich, durch verschiedene Wege, nach Alduz * begaben, woraus sie das ganze Land verwüsteten **. Man versichert, daß Timur weiter, als tausend Meilen, in Mogolistan vorrückte. Er unternahm diesen Feldzug im Frühlinge, und war doch noch vor dem Winter wieder zu Samarcande. Er brachte diese Jahreszeit zu Bocara zu, und damit er seine Trouppen im Athem erhalten möchte, formirte er auf den Ufern der Seen, welche um diese grosse Stadt herum sind, ein Lager. Weil man an diesen wasserreichen Orten eine unendliche Menge Schwane und andere Vögel findet,

* Eine Stadt, welche mitten in der grossen Tartarey, ungefähr 100 Meilen von Samarcande, liegt. Einige Erdbeschreiber nennen sie Cyalis.

** Petis, ebendaselbst. Cap. 7.

det, stellte er eine grosse Jagd an. Seine Soldaten begaben sich, vermittelst einer grossen Menge Flösse, in diese Teiche, verfolgten diese furchtsamen Thiere mit dem Geräusche der kriegerischen Instrumente, und tödeten eine ungeheure Menge derselben. Man fing einige mit einer Art von Falken *, welche die Mogols Togrul nennen, und die, wie man sagt, die geschicktesten und stärksten Raubvögel sind.

Im Jahr 1390 hielt er einen Reichstag in den Feldern von Akiar, welches ein Flecken des Landes Keh ist. Alle Officiers von der Armee hatten Befehl dabey zu erscheinen. Der Kayser machte in dieser Versammlung einen Befehl kund, wodurch einem jeden Hauptmann anbefohlen wurde, seinen Haufen mit einer gewissen Anzahl Soldaten zu vermehren. Die erste Gelegenheit, zu welcher er sich dieser neuen Werbung bedienete, war, daß er einen ansehnlichen Theil der Armee gegen den Camareddin, welcher den Titel eines Königes von Cashgar annahm, schickte. Die Emirs, welche dieses Detaschement anführten, verheerten das Land, suchten den Camareddin lange, ohne daß sie an ihn kommen konnten, drangen bis an die Ufer des Irtich **, brannten mit glühenden Eisen ihre verzogenen Nahmen und Wappen in die Bäume, welche genseit

* Ebendaselbst.

** Dieser Fluß gehet durch Mogolistan und das Land Cashgar.

dieses Flusses stehen, um anzuzeigen, daß sie ihre Eroberungen bis dahin erweitert hätten, und kehrten, nachdem sie sechs Monathe in den Wüsten dieser Gegend herumgeirret hatten, nach Samarcande zurück.

Ein neuer Feldzug in das Königreich Capschac beschäftigte den unermüdeten Timur-Bec, das Jahr 1391. Er ging im Monath Januar von Tachkunt** ab, und marschirte mit grossen Tagereisen gegen Cara-Suman, eine Stadt von Capschac*, wo ihn der häufige Regen und Schnee einige Tage aufhielt. Er ersetzte diesen Verzug durch einen schnellen Marsch von drey Wochen, auf welchem man, entweder weil man von einer so langen Reise allzusehr abgemattet wurde, oder weil es am Wasser fehlte, so viel auszustehen hatte, daß beynahe alle Pferde bey der Armee umgefallen wären. Man kam den 19 Merz zu Sarec-Ousan an, einem Flecken, welcher an dem Flusse Artch liegt, der sich, einige Meilen davon, in den Sihon ergießt. Timur setzte, an der Spitze seiner Soldaten, darüber. Da die Armee ihren Weg beständig fortsetzte, drang sie weiter in die grosse Wüste von Capschac, und schlug an den ersten Tagen des Aprils ihr Lager

* Eine Stadt in Zagatai, welche an dem Jaxartes, nach den Grenzen des Landes Cashgar, oder Turkestan zu liegt.

** Unter dem 45 Grad der Breite, nach den Petis, und 99 der Länge.

Lager an dem Fusse des hohen Berges Oulouc-Tac auf. Der mogolische Ueberwinder lies auf seinem Gipfel ein steinern Denkmal, in Gestalt eines Obeliscus, aufrichten, auf welches man den Tag seiner Ankunft an diesem Orte eingrub.

Nach einem viermonatlichen Marsche fingen die Mogols, welche sich in einem wilden und unbebauten Lande, auf acht oder neunhundert Meilen von ihrem Vaterlande, befanden, an, Mangel an Lebensmitteln zu leiden. Die Theurung wurde in dem Lager so groß, daß ein Hammel und ein Maas Mehl, ungefähr von vier und zwanzig Pfund, um hundert Pistolen verkaufet wurden *. Timur lies jedermann bey Lebensstrafe verbiethen, sich keiner andern Nahrung, als des Bulamaja, einer Art von gehacktem Fleische, mit ein wenig Mehl vermengt zu bedienen, und jeder Soldat mußte sich täglich mit einem gewissen Theile davon begnügen. Endlich aber mangelte es auch an dieser Hülfe, und man war genöthiget von Kräutern, Wurzeln, Vogeleyern, Ungeziefer und andern Sachen, welche man von ungefähr antraf, zu leben. In dieser Noth stellete der Kayser eine allgemeine Jagd an, und lies ein grosses Stück Land rund herum mit Soldaten umgeben. Man tödete eine ungeheure Menge von Hirschen, Egyptischen Gaissen, Ziegen und Gemsböcken; welches den Ueberfluß wieder in das Lager brachte.

* Petis. Cap. 3.

Nach dieser Jagd hielt Timur eine allgemeine Musterung bey seiner Armee, und schickte viele Partheyen voraus, um nach ihren Nachrichten seinen Marsch einzurichten. Sie erblickten einen gebahnten Weg, welcher sie an einen Ort brachte, wo man ganz neulich ein Lager gehabt hatte, und wo sie so gar einige Feuer fanden, welche nicht gänzlich ausgelöscht waren. Man entdeckte hernach verschiedene kleine Dörfer; man machte einige Gefangene darinne, welche in das Lager gebracht wurden, und von Tocatmich, dem Großkhan von Capschac, zuverläßige Nachrichten gaben. Sie sagten, daß dieser Prinz, nachdem er mit grosser Verwunderung erfahren, daß die Mogols durch die grosse Wüste gedrungen wären, an der Spitze einer zahlreichen Armee anrückte, um mit ihnen zu schlagen. Die vorausgeschickten Partheyen beyder Armeen begegneten einander bald, und fingen einen wüthenden Streit an, in welchem die Mogols viel tapfere Officiers verlohren. Timur-Bec rückte an, um seine Leute zu unterstützen, und jagte die Feinde in die Flucht.

Man kam einige Tage darauf zu einer Hauptschlacht. Das Glück erklärte sich für
1391. den Timur-Bec den 5. Januar, und die Feinde liesen auf dem Schlachtfelde eine grosse Menge Tode zurück. Man verfolgte sie bis auf die Ufer des Wolga, vierzig Meilen von dem Schlachtfelde, und was dem Schwerde entgangen

gangen war, kam im Wasser um. Die Weiber, die Kinder, die Heerden und Güther der Ueberwundenen fielen den Mogols in die Hände, welche eine unschätzbare Beute machten. Timur blieb einige Tage mit seinem Lager an den Ufern des Wolga stehen, und kehrte hernach nach Samarcande zurück, indem er seine Armee wieder durch die Wüste zurückführte, durch welche sie mit so vieler Gefahr marschiret war. Dieser Feldzug währete eilf Monathe, und man kann den Weg, den die Mogolische Armee in ihren verschiedenen Märschen that, auf zweytausend Meilen rechnen.

Timur zog 1392, im Frühjahre, seine Trouppen wieder zusammen, und befahl ihnen, sich zu einem fünfjährigen Kriege zuzubereiten. Er rückte in Khorasan ein, und bestrafte einige Emirs, welche sich wider ihn aufgelehnet hatten. Ghilan *, eine benachbarte Provinz, welche an diesem Aufruhre Theil gehabt hatte, stand erschreckliche Verwüstungen aus. Amol und Mahanasar wurden gänzlich verheeret, und man hieb alle Einwohner nieder. Sari und andere Festungen ergaben sich.

Im folgenden Jahre wendete er seine Waffen nach Persien, wo die **Muzaffer**, Prinzen vom Königlichen Geblüte, durch ihre Uneinigkeiten grosse Unordnungen verursachten. Chahmansour hatte sich des Thrones bemächtiget,

* Das alte mittägliche Hircanien.

nachdem er den Sultan Elabeddin, seinen Anverwandten geblendet, welches in dem Lande einen grausamen Krieg angezündet hatte. Timur-Bec marschirte anfänglich wider den unrechtmäßigen Besitzer, und lieferte ihm eine blutige Schlacht, in welcher Chahmansour von Sharok, dem vierten Sohne des Timur, getödet wurde. Alle andere Prinzen aus eben demselben Hause fielen dem Ueberwinder in die Hände, und wurden alle umgebracht, bis auf den Sultan Elabeddin und den Prinz Chebeli, welchen sein eigener Vater hatte blenden lassen. Beyde wurden nach Samarcande geschicket, und Timur wies ihnen zu ihrem Unterhalte Einkünfte an.

Der Mogolische Held marschirte hernach nach Bagdad, der Hauptstadt von Irac-Arabi *. Diese Stadt, welche an dem Tigerflusse liegt, funfzehn Meilen von dem alten Babylon, war lange Zeit der Sitz der Abaßidischen Califen gewesen. Als Hulacou, der Enkel des Zingis-Khan im Jahr 1256 den letzten von diesen Califen in einem Treffen getödet hatte, hatte er sich dieser Stadt bemächtiget, und seine Nachfolger erhielten sich hundert und funfzig Jahr in ihrem Besitz. Ahmed-Gelair regierte zu der Zeit, von welcher wir reden. Als dieser Prinz sich weigerte in Bagdad im Nahmen des Timur bitten zu lassen, und mit seinem Gepräge die Münze zu schlagen,

* Chaldäa.

gen, zog er sich den Unwillen des stolzen Mogols zu. Die Stadt ergab sich ohne Widerstand: Der Pallast und die Schatzkammern des Sultans wurden geplündert: man verfolgte ihn selbst, bis an die Ufer des Euphrats: seine Weiber und Kinder wurden gefangen. Timur wendete die übrige Zeit dieses Feldzuges zur Ausrottung vieler Räuber an, welche sich in den Armenischen Gebürgen aufhielten.

Im Jahr 1394 brachte er Diarbeckir, ein Land, durch welches der Tiger fließt, unter seine Gewalt, bemächtigte sich Edessa und ganz Mesopotamiens, und richtete in Georgien, welches einen Aufstand erreget hatte, neue Verwüstungen an. Er zog 1395 aus diesen schönen Ländern des abendländischen Asiens, um wieder in die mitternächtlichen Wüsten zu marschiren. Er ging auf das Königreich Capschac los, erhielt über den Tocatmich einen grossen Sieg, setzte einen neuen Khan * ein, verfolgte den alten Kayser bis an die Ufer des Wolga, und zwang ihn, sich in die Bulgarischen Wälder zu verbergen. Als er an die äussersten mitternächtlichen Grenzen Asiens gekommen war, ging er durch die grosse Wüste, welche es von Europa scheidet, kam auf den Ufern des Boristhenes an, verheerete groß und klein Rußland, plünderte Moscau, und

 drang

* Coritchac Aglen, Sohn des Ourous, welchen Timur abgesetzet hatte.

drang bis nach Azac, welches an dem Ausflusse des Donflusses lieget. Er ging darauf in Circaßien, welches er auch verwüstete, und, indem er seinen Weg über den Berg Alburz, welcher einen Theil des Gebürges Caucasus ausmacht, nahm, kam er wieder nach Georgien zurück, wo er Coula, Taous, Semsen und andere feste Plätze einnahm. Er lies alle Christen in diesen Gegenden niedermachen, warf die Kirchen über den Haufen, oder verwandelte sie in Moscheen, zerschlug die heiligen Bildnisse, und schonete nichts, als die Tempel und Wohnungen der Muselmänner.

Er ging 1396. in Azerbijane, und schickte von da seine Generale ab, das Königreich Ormus zu erobern. Sie brachten dieses Land in wenig Monathen unter das Joch, und nahmen alle Städte an dem Persischen Meerbusen ein. Nachdem er auf eine so ruhmvolle Art diesen fünfjährigen merkwürdigen Feldzug geendiget hatte, führte er seine Soldaten nach Samarcande zurück, und lies sie in dem Schosse ihres Vaterlandes ein Jahr lang der Ruhe geniessen.

Er versammelte sie wieder im Jahr 1398, um Indostan zu erobern. Dieses schöne Königreich war damals in der Gewalt einer Linie Türkischer Prinzen, welche es hundert Jahr zuvor von der Familie der Ghauren erobert hatte. Die Ghauren hatten es selbst im Jahr 1155. der Familie der Gaznevideu oder Gaz-

nis entrissen, welches Arabische Prinzen waren, die 1002. in Indien einfielen, und ihre Eroberungen bis an den Ganges ausbreiteten. Ich habe anderwärts angemerkt, daß zu Anfange des achten Jahrhundertes, unter der Regierung des Califen Valid, andere Araber eben dieses Land unter das Joch gebracht hatten. Der Sultan, welcher 1398. regierte, hies **Mahmoud**. Es war ein junger Prinz, ohne Erfahrung und Gemüthsgaben. Sarenk und **Mellou**, zwey von seinen Generalen, welche ihn auf den Thron gesetzet hatten, besassen alle Gewalt, und regierten eigentlich mehr, als er. Timur-Bec nahm von der Unterdrückung dieses jungen Monarchens einen Vorwand, um Indien mit Krieg zu überziehen. Er zog im Monath Merz des Jahres 1398. aus, setzte über den Oxus, rückte in Tocarestan ein, welches diesem Flusse gegen Mittag liegt, ging über die Gebürge von Bacalan, verjagte von denselben viele Räuber, welche das Land plagten, marschirte darauf nach Cabul, einer Grenzstadt von Persien gegen Morgen zu, und schlug sein Lager fünf Meilen von der Stadt auf. Nachdem er die Ouganis, die Pervians, und andere herumschweifende Völker dieser Gegend ausgerottet hatte, kam er im Monath October an den Ufern des Indus an, und setzte an der Spitze seiner Armee über diesen Fluß. Das Schrecken brachte die meisten Rajas, oder kleinen Prinzen Indiens, zu seinen Füssen. Diejenigen, welche sich weigerten,

gerten, sich zu unterwerfen, mußten die graüsamsten Begegnungen ausstehen. Multan, die Hauptstadt einer Provinz eben dieses Nahmens, ergab sich nach einer sechs monathlichen Belagerung. Toulonba, Dgengian, Adjoudan, Batnir, Toglocpour und andere wichtige Plätze wurden erobert und geplündert. Der Ueberwinder ging darauf auf Dehli, die Hauptstadt des Reiches, los: allein vor diesem Marsche ging eine erschreckliche Sache vor. Die Mogolischen Soldaten hatten so viel Sklaven in dem Lande gemacht, daß diese Menge von Fremden beschwerlich, und so gar fürchterlich schien. Timur befahl ihren Tod, und in weniger, als einer Stunde, wurden mehr, als hundert tausend Indianer, in dem Lager umgebracht.

Man kam den 3. Januar 1399. in den Gegenden von Dehli an. Mahmoud, König von Indien, rückte an der Spitze von funfzig tausend Mann aus derselben, und lieferte den Mogols eine Schlacht. Die Indianer wurden überwunden. Dehli eröfnete die Thore. Seine vornehmsten Einwohner bezeigten dem Timur ihre Unterthänigkeit, welcher anfänglich geneigt schien, ihnen mit Gütigkeit zu begegnen. Einige Tage aber nach seiner Ankunft überlies er die Stadt der Wuth der Soldaten, unter dem Vorwande einiger Gewaltthätigkeiten, welche die Bürger verübet hatten. Diese reiche Hauptstadt Indiens wurde ausgeplündert:

plündert: man steckte sie an vielen Orten an: alle Einwohner wurden niedergemacht, oder zur Sklaverey verdammet.

Timur erweiterte seine Eroberungen über Dehli hinaus. Er nahm die Stadt Myrte mit Sturm ein, und lies alle Guebers dieser Gegend, welche das Feuer anbetheten, lebendig verbrennen. Er drang bis an den Ganges durch, und verheerete und verwüstete alles. In einem Monathe unternahm er sieben Belagerungen, und lieferte mehr, als zwanzig Treffen. Seine Generale berennten Lahor, und bemächtigten sich dieser grossen Stadt. Als er ganz Indostan unter das Joch gebracht hatte, kehrte er wieder nach Samarcande zurück, wo er den 16. May 1399. ankam.

* Im Monath October eben dieses Jahres nöthigten ihn neue Bewegungen nach Azerbijane und Georgien zu gehen. Er hatte dem Sultan Miran Chah, seinem Sohne, die Verwaltung dieser Provinzen aufgetragen. Ein Fall, den dieser Prinz auf der Jagd that, verursachte ihm eine solche Verrückung im Kopfe, daß er, seit der Zeit, Zeichen eines merklichen Wahnwitzes gab. Die Völker, welche er auf eine grausame Weise quälte, machten einen Aufstand. Die Georgianer besonders begingen grosse Unordnungen, und streiften so gar bis in Azerbijane. Timur, um die Quelle dieses Uebels zu verstopfen, benahm anfänglich seinem Sohne

* Petis, ebendaselbst, Buch 5.

Sohne die Statthalterschaft dieser Provinzen. Er strafte hernach die Aufrührer, und richtete in dem Lande der Georgianer eine erschreckliche Verwüstung an.

Eine Streitigkeit, welche er mit Bajazet, dem Türkischen Kayser, wegen eines Tributs bekam, den dieser Sultan von einem Natolischen Prinzen erheben wollte, der sich unter den Schutz der Mogols begeben hatte, eröfnete seinem Ehrgeitze eine neue Laufbahn. Er ging den ersten September 1400. nach Natolien, eroberte Sebaste, deren Mauern er niederreissen lies, und bemächtigte sich aller andern Plätze, welche zwischen dieser Stadt und Alep sind. Er unterbrach diesen Feldzug, um wider den Sultan Farrudge * Krieg in Syrien zu führen, dem er Behesna, Antape, Alep, Damas und
1401. andere wichtige Plätze abnahm, welche er ausplünderte. Nachdem er in Chaldäa neue Verheerungen angerichtet hatte, wo er Bagdad, welches abgefallen war, wieder einnahm, und verwüstete, rückte er wieder im Monath April 1402. nach Natolien. Eine Schlacht, welche er bey Angora über den Bajazet erhielt, machte ihn zum Meister von diesem schönen Königreiche. Der Türkische Kayser, welchen man gefangen bekam, wurde mit Ketten beschweret, und in diesem Zustande dem Timur vorgestellet. Wenn man dem Persianischen Schriftsteller, welchen Petis de la Croix übersetzt hat, Glauben

* Er war Sultan von Egypten und Syrien.

ben beymißt, so hatte der Mogolische Ueberwinder Mitleiden mit dem Schicksal dieses unglücklichen Sultans, lies ihm seine Ketten abnehmen, gab ihm seine Frau und Kinder wieder, und hätte ihn so gar mit der Zeit wieder auf den Thron gesetzet, wenn nicht ein geschwinder Tod den Bajazet einige Monathe darauf der Welt entrissen hätte *. Wir wollen mit dem Petis diese Erzählung, welche auf das Zeugniß eines Schriftstellers, der zu der Zeit gelebet hat, gegründet ist, als wahr annehmen, und den eisernen Käfig, worein Timur, wie man sagt, seinen Gefangenen einschliessen lies, als eine kindische Erfindung ansehen.

** Dieser Krieg von Natolien war der letzte und rühmlichste Feldzug des Timur-Bec. Er starb zu Ottar, einer Stadt in Turkestan, den ersten April 1404, da er ungefähr neun und sechzig Jahr alt war, zu der Zeit, als er sich rüstete, China mit Krieg zu überziehen. Er ernennte Pir Mehemmed Gehanghir, seinen Enkel ***, zu seinem Nachfolger, und lies die Emirs schwören, daß sie ihm getreu bleiben wollten. Allein der Sultan Calil, ein Sohn des Miran-Chah, des dritten Sohns des Timur, wurde von den Soldaten zum Kayser ausgerufen, und lies sich zu Samarcande krönen.

* Petis, eben daselbst, in dem Vorbericht.
** Ebendaselbst, Buch 4.
*** Er war ein Sohn des verstorbenen Prinzen Gehanghir, des ältesten Sohns des Timur.

nen. Er wurde 1411. abgesetzet, und Shahroc, der vierte Sohn des Timur, bemächtigte sich des Throns. Er regierte das Königreich Samarcande mit vielem Ruhme, und starb 1446. Ulug-beg, sein Sohn, folgte ihm in der Regierung, und wurde von dem Abou-Seid, dem Sohne des Mohammed, eines Sohns des Miran Chah, vom Throne gestürzet. Mit diesem Prinzen (Abou Seid) fängt sich eigentlich die Linie der Mogolischen Kayser in Indien an, welche ihn für ihren Anherrn erkennen. Miran-Cha, welchen unsere meisten Schriftsteller als den ersten Kayser von Indostan ansehen, gelangte niemals zur Krone. Sein Wahnwitz war Ursache, daß man ihm die Statthalterschaft von Azerbijane genommen hatte, und machte ihn zur Regierung untüchtig. Dennoch findet man den Nahmen dieses Prinzen auf dem Siegel der Mogolischen Kayser *, weil er der Grosvater des Abou Seid, und der Sohn des Timur-Bec war, von welchen sich die Grossen Mogols eine Ehre daraus machen abzustammen. Man siehet den Nahmen des Shahroc nicht darauf, welchen Herr Otter Chah-Rouh nennet, und mit welchem er die Erbfolge der Mogolischen Kayser anfängt.

* Er wird darauf Miran-Xa genennet. Man sehe die Geschichte der Reisen, Theil 10, nach der Seite 56.

Fünftes

Fünftes Hauptstück.

Chronologische Folge der Mogolischen Kayser in Indien, von Abou-Seid an.

Abou-Seid.

Dieser Prinz wurde 1427. gebohren, und bestieg 1452. den Thron. * Nachdem er wider Ulug-Bec, den Sohn des Shahrock, und Abdalatif und Abdalla, die Söhne des Ulug, welche er, einen nach dem andern, von dem Throne von Samarcande verjagte, mit gutem Erfolg Krieg geführet hatte, war er so unglücklich, daß er von Usum-Cassan, dem Könige der Turcomanner, überwunden wurde, welcher ihm 1469. den Kopf abschlagen lies, drey von seinen Söhnen blendete, und sich 1469.
Persiens bemächtigte. Der Verlust dieses schönen Königreichs, das den Nachfolgern des Timur-Bec, ungefähr achtzig Jahr, nachdem er es erobert hatte, entrissen wurde, schwächte ihre Macht sehr, welche durch viele andere Zergliederungen schon erschüttert war.

Omar-Scheik.

Omar-Scheik, welchen andere Umer-Mirza nennen, war der vierte Sohn des Abou-Seid.

* Otter, Reisen, Theil 1. Salmon, Staat des Mogols. Geschichte der Reisen, Theil 10. Seite 212.

Seid. Er theilte die Reiche dieses Prinzen mit seinen Brüdern, wovon der eine zu Samarcande, der andere zu Bedakkan, und der dritte zu Gazna und Kabul, regierte. Er lebte
1493. in Friede mit ihnen, und starb 1493, nachdem er vier und zwanzig Jahr regieret hatte.

Baber.

Baber, oder Babar, ein Sohn des Omar-Scheik, erbte seines Vaters und seiner Vettern Macht, und konnte sie nicht erhalten. Er lies sich das Königreich Samarcande von Cheybec-Khan entreissen, welcher, von Seiten des Touschi, vom Zingis abstammete, und ganz Transoxiane, welches Timur seinen Vorfahren abgenommen hatte, wieder eroberte. Da er von Samarcande verjagt war, schlug er seinen Sitz in den Gegenden des Indus auf, und eroberte Candahar und viele andere Provinzen, welche diesem Flusse gegen Norden lie-
1530. gen. Er starb 1530. zu Cabul, der Hauptstadt der Provinz dieses Nahmens.

Humaioun.

Humaioun, ein Sohn des Baber, wurde zu Kabul 1508. gebohren, und bestieg den Thron 1530. Er vermehrte die Eroberungen seines Vaters mit der Provinz Maloue, einem Theile der Provinz Guzarate, und dem ganzen Lande Bengala. In dem eilften Jahre seiner Regierung aber wurde er von Chira, dem Prinzen von Patna, dem Baber seine Länder genom-

genommen hatte, vom Throne gestossen. Als Chira 1550. starb, kam Humaioun, welcher zu Shah-Thamas nach Persien geflüchtet war, mit einer Armee, welche ihm der Sophi gab, wieder nach Indien, und nahm sein Königreich in Besitz. Er starb zu Dehli 1556. von einem 1556. Falle, welchen er bey Besichtigung der Arbeit eines prächtigen Grabmals, das er bauen lies, that.

Ekber.

Der Sultan Ekber, welcher 1542. gebohren war, folgte 1556. seinem Vater Humaioun. Er setzte sich vom Anfange seiner Regierung vor, das Reich, welches ihm seine Vorfahren hinterlassen hatten, zu befestigen, und es mit neuen Eroberungen zu vermehren. Er zog eine grosse Menge Tartarn und Persianer in seine Staaten, und erhub verschiedene zu den höchsten Würden des Hofes. Er nahm auch eine Menge Rasbouts im Sold, ein Volk, welches in dem mitternächtlichen Theile von Indostan wohnet, das, seiner Religion nach, abgöttisch und vom Raube zu leben gewohnt, dabey aber tapfer und kriegerisch ist. Er erlaubte ihren Anführern verschiedene Prinzeßinnen vom Mogolischen Geblüte zu heyrathen, und er heyrathete selbst einige Töchter dieser Rajas.

Er richtete hernach sein Augenmerk auf die Handlung, welche er in seinem Lande in Flor zu bringen suchte, indem er seine Grenzen nach

den Seeküsten zu erweiterte. Ein Theil von denjenigen Arabern, welche, einige Jahrhunderte zuvor, in Indien gedrungen waren, befanden sich noch in dem Königreiche Guzarate und in einigen benachbarten Gegenden. Seit dem sich die Tartarn in Indostan feste gesetzet hatten, und besonders, seit dem die Mogolischen Kayser ihren Sitz zu Dehli aufgeschlagen hatten, war die Macht dieser Araber sehr vermindert worden: Die Portugiesen, andere gefährliche Nachbaren, hatten sie vollends geschwächet, und dem Sultan Babar, dem Könige von Guzarate, Diu kürzlich entrissen. Uebrigens war der Handel sehr blühend in diesem letzten Lande, besonders zu Surate, welches damals die reichste Stadt in Indostan war.

Eine so schöne Eroberung führte den Ehrgeitz des Ekber in Versuchung. Er griff den Sultan von Guzarate an, überwand ihn, machte seine beyden Söhne zu Gefangenen, und bemächtigte sich seiner Staaten. Er drange hernach in die Königreiche Decan und Candish, welche unter viele Mahometanische Prinzen getheilet waren, und unterwarf sich dieselben mit eben dem Glücke.

Der Rana, ein abgöttischer Prinz, welcher sich rühmte vom Porus abzustammen, und Guzarate gegen Morgen, weitläuftige Länder besas, that mehr Widerstand, als die Mohrische Könige. Er schloß sich in Chitor ein, eine Festung, welche auf einen steilen Berg gebauet

ist,

ist, und hielt daselbst eine lange Belagerung aus, die einige Schriftsteller, der Dauer nach, mit der Trojanischen vergleichen. Es ist gewiß, daß die Mogols viele Jahre hindurch vor diesem Platze aufgehalten wurden, und daß sie denselben erst eroberten, nachdem sein tapferer Vertheidiger war getödtet worden. Ekber brachte hernach das Königreich Kachmire, welches in dem mitternächtlichsten Theile von Indostan lieget, unter das Joch, und diese letztere Eroberung erhub das Mogolische Reich zu seiner höchsten Macht.

Er verlies Dehli, den alten Sitz der Tartarischen Monarchen, und versetzte die Kayserliche Residenz nach Agra. Er zierte diese neue Hauptstadt mit einer Menge Gebäude, und zog durch seine Wohlthaten eine grosse Anzahl Fremde, so wohl von Surate, als auch von Goa, und andern Portugiesischen Pflanzstädten, dahin. Vor diesem Prinze hatte man in den Staaten des Mogols von dem Christenthume nicht reden hören. Drey Portugiesische Jesuiten erhielten von dem Sultan die Erlaubniß, das Evangelium daselbst zu predigen, und er gab ihnen so gar Geld zur Erbauung einiger Kirchen. Einige Schriftsteller * geben vor, daß Ekber vorgehabt habe, den Mahometanischen Gottesdienst abzuschaffen, sich selber zum Gesetzgeber aufzuwerfen, und eine neue Religion einzuführen, welche eine Vermischung

* Salmon, Staat des Mogols.

der Mahometanischen, Heydnischen und Christlichen seyn sollte. Man füget hinzu, daß er in seinem Alter eine neue Lehre aufbrachte; daß er seinen Unterthanen die Taufe, die Beschneidung, den Götzendienst, nach dem Indianischen Gebrauche, anbefahl; daß er der Sonne, JEsu Christo und der heiligen Jungfrau göttliche Ehre erzeigen, und sich endlich selbst anbethen lies. Ein berühmter Reisender * aber versichert, daß dieser Prinz bey seinem Tode äusserlich die Mahometanische Religion bekennete, und daß sein gottloses Vorhaben erst unter der Regierung des Jehan=Guir, seines Nachfolgers, ausbrach. Ekber endigte sein Leben
1605. 1605, in einem Alter von 63 Jahren, nachdem er fast ganz Indostan unter seine Gewalt gebracht hatte.

Jehan=Guir.

Selmi, der älteste Sohn des Ekber, wurde 1569. gebohren, und 1605, unter dem Nahmen Jehan=Guir, gekrönet. Es war ein eigensinniger Prinz, grausam, der schändlichsten Unmäßigkeit ergeben, so gar, daß er sich mit Englischen und Französischen Kaufleuten, welche er an seine Tafel zog, besoff. Er fragte einmal die Gelehrten seiner Religion, ob eine Sekte in der Welt sey, welche alle Arten von Nahrungen gestattete; und da sie ihm antworteten, daß die Christen hierinne viel Nachsicht hätten, so antwortete er: So wollen wir

* Rhoe.

also den Alcoran abschwören, und das Christenthum annehmen; denn ich sehe nicht, daß eine vernünftige Religion ihren Anhängern gewisse Nahrungen verbiethen könne. Die Lehrer, welche befürchteten, es möchte ihn seine Unmäßigkeit zu einem offenbaren Abfalle verleiten, erklärten ihm, daß das Geboth des Alcorans, die Enhaltung des Weins und gewisser Speisen betreffend, Ausnahmen litte, und daß der Sultan von diesem Gesetze ausgenommen sey.

Man erzählet viele Beyspiele von seiner wunderlichen Gemüthsart. Als ihm einige hinterbrachten, daß zwey Prinzen von seinem Geblüte, es waren seine eigene Söhne, einen sehr harten Streit gehabt hätten *, so sagte er: desto besser, sie mögen sich schlagen, wenn sie wollen, der stärkste von beyden soll meine Armeen commandiren. Eines Tages, als er sich mit seines Brudersöhnen unterhielt, brachte man ihm einen Löwen, welcher in seinen Thiergarten gebracht werden sollte. Er befahl ihnen, sich darauf zu setzen, und als einer von ihnen einige Furcht bezeigte, lies er ihn ins Gefängniß werfen. Ein andermal nöthigte er einige Hofleute zum Weintrinken, und betrank sie. Den Tag darauf begegnete er ihnen übel, als Verbrechern wider die Gesetze des Alcorans. Er verdammete einige zu einer grossen Geldstrafe, andere bekamen

* Rhoe Reisen.

men Peitschenhiebe oder Prügel, und einer von diesen Unglücklichen starb unter der Quaal.

Er erdultete alle Religionen. Er ging in die Moscheen zu dem Gebeth der Muselmänner; er bethete in den Pagoden die Götter der Indianer an, und zu gleicher Zeit unterhielt er sich mit den Mißionarien von den Geheimnissen der Christlichen Religion. Er beschloß den Entwurf auszuführen, den sein Vater ausgesonnen hatte: er führte eine neue Religion ein, und bemühte sich, ihr Anhänger zu verschaffen. Er unternahm noch etwas verwegeners, weil er verlangte, daß man ihn selbst, als einen Gott ansehen sollte. Seine Anhänger begaben sich alle Morgen in den Pallast, ehe sie einige Nahrung zu sich nahmen. Jehan-Guir zeigte sich an einem Fenster, und empfing ihre Anbethungen. Er konnte nicht leiden, daß man den Mahomet in seiner Gegenwart lobte, und er hörte diejenigen mit Vergnügen, welche Uebels von ihm redeten. Er redete von JEsu Christo mit Ehrfurcht; er unterstützte die neuen Einrichtungen der Mißionarien, und hatte öftere Unterredungen mit ihnen, so gar daß er starke Hofnung seiner Bekehrung gab.

Die Kirche, welche die Jesuiter zu Agra gebauet hatten, wurde durch eine Feuersbrunst verzehret, bey welcher auch ihr Hauß zugleich mit zu Grunde ging. Es trug sich dabey von ungefähr zu, daß das Crucifix des Altars von

der

der Flamme nicht beschädiget wurde. Diese Begebenheit, ob sie gleich, nach dem Zeugniß der Jesuiten selbst *, sehr natürlich war, wurde von den Mahometanern für ein Wunder gehalten. Jehan Guir schlug dem Pater Corsi, einem der Mißionarien von der Gesellschaft JEsu, vor, eben dieses Wunder wieder in seiner Gegenwart zu thun. Werfet, sagte er zu ihm, dieses Crucifix, welches die Flamme verschonet hat, in das Feuer, und, wenn es nicht brennt, will ich ein Christ werden. Der Mißionarius wich diesem Vorschlage damit aus, daß er sagte, man müßte GOtt nicht versuchen, und daß der Himmel nicht verbunden wäre, allemal Wunder zu thun, wenn es die Menschen verlangten. Die Hofleute aber, welche mit dieser Antwort nicht wohl zufrieden waren, behaupteten, daß dieses GOtt nicht versuchen hiesse, wenn man seine Zuflucht zu den Wundern nähme, in der Absicht, die Seeligkeit eines grossen Prinzen

 und

* Der Pater Corsi gestand dem Rhoe aufrichtig, daß er glaubte, daß diese Begebenheit sehr natürlich sey, daß er aber, da die Mahometaner sie selber, ohne daß er Antheil daran gehabt, für ein Wunder gehalten hätten, nicht böse darüber gewesen wäre, daß sie diese Meynung gefaßt hätten: Rhoe, in der Geschichte der Reisen, Theil 10, Seite 46. Der Italienische Uebersetzer des Salmon unterläßt nicht, diese Begebenheit, nach einigen Portugiesischen Berichten, für ein grosses Wunder (famoso miracolo) auszugeben.

und eines ganzen Volkes zu bewürken; daß viele heilige Propheten bey nicht so wichtigen Gelegenheiten Wunder gethan hätten; daß übrigens, wenn die Jesuiten keine Wunder thun wollten, sie sich nicht verwundern dürften, wenn man die Religion, welche sie lehrten, für unrichtig hielte, und sich weigerte, ihnen auf ihr blosses Wort zu glauben.

Eine andere ziemlich besondere Sache, welche ich nach dem Rhoe, in den Worten des Französischen Uebersetzers der Geschichte der Reisen, erzähle, ist diese.

Ein Marktschreyer von Bengala both dem Kayser einen grossen Affen an, welchen er für ein göttliches Thier ausgab. Es ist bekannt, daß verschiedene Sekten in Indien diesen Thieren in gewisser Maße die Gottheit beylegen. Als diese Eigenschaft durch Beweise dargethan werden sollte, zog der Kayser einen Ring von seinem Finger, und lies ihn in die Kleider eines Edelknabens verstecken. Der Affe, der ihn nicht hatte verstecken sehen, fand ihn an dem Orte, wo er war. Der Kayser, welcher mit dieser Probe nicht zufrieden war, lies auf zwölf unterschiedene Zettelchen die Nahmen der zwölf Gesetzgeber, als des Moses, JEsu Christi, Mahomets, des Hali 2c. schreiben, und nachdem er sie in einem Gefässe herum geschüttelt, fragte er den Affen, welcher das wahrhafte Gesetz gelehret hätte. Der Affe griff in das Gefäß, und zog den Nahmen des Gesetzgebers der Chri-

Christen heraus. Der Kayser, welcher sehr darüber verwundert war, bildete sich ein, daß der Herr des Affens die Persische Schrift lesen könnte, und daß er das Thier zu diesem Unterschiede gewöhnet hätte. Er gab sich die Mühe, eben die Nahmen eigenhändig mit Buchstaben zu schreiben, welche er brauchte, seinen Bedienten geheime Befehle zu geben. Der Affe betrog sich nicht. Er zog den Nahmen JEsu Christi zum andern male heraus, und küßte ihn. Einer der vornehmsten Hofbedienten sagte zum Kayser, daß nothwendig einige Betrügerey dabey seyn müßte, und bath ihn um Erlaubniß, die Zettel unter einander zu mischen, mit dem Anerbiethen, daß er alle Todesstrafen ausstehen wollte, wenn der Affe nicht fehlte. Er schrieb die zwölf Nahmen noch einmal; er that ihrer aber nur eilfe in das Gefäß, und behielt den einen in seiner Hand. Der Affe berührte sie alle nach einander, ohne daß er einen nehmen wollte. Der Kayser, welcher würcklich erstaunte, gab sich Mühe, damit er einen nähme: das Thier aber wurde böse, und gab durch verschiedene Zeichen zu verstehen, daß der Nahme des wahrhaften Gesetzgebers nicht in dem Gefässe sey. Der Kayser fragte ihn, wo er denn sonst wäre? Er lief auf den Officier zu, und faßte ihn bey der Hand, in welcher er den Nahmen hatte, den man von ihm verlangte. Rhoe füget hinzu: Man mag diese Affenpossen ausdeuten, wie man will, so ist doch die Sache gewiß.

Da Jehan-Guir fortfuhr, den Mißionarien günstig zu seyn, gab er ihnen verschiedene junge Herren unter die Hände, um ihnen die Portugiesische Sprache zu lernen, und schickte so gar zwey von seinen Bruderssöhnen in ihre Schule, welche in der Christlichen Religion unterrichtet, und öffentlich in der Kirche der Jesuiten getaufet wurden. Bald darauf aber schworen diese Prinzen das Evangelium wieder ab, und der Kayser erklärete, aus einer wunderlichen Würkung seiner gewöhnlichen Unbeständigkeit, daß er ihre Aenderung billigte.

Der Englische Reisende, welchen ich angeführet habe, versichert, daß, ungeachtet des Schutzes der beyden Kayser, der Saame des Christenthums in dem Mogolischen Indostan so wenig Frucht gebracht habe, daß er daselbst nicht einen einzigen Neubekehrten gefunden, der den Nahmen eines Christen verdiente, wenn man einige Elende ausnimmt, die von dem Almosen der Jesuiten lebten.

* Der Kayser verliebte sich in die Frau eines seiner Officiers, **Nourmahal** mit Nahmen, und heyrathete sie, nachdem er ihren Mann hatte umbringen lassen. Diese Sultanin, deren erster Mann Aufseher über die Camele gewesen war, regierte den Jehan-Guir, und herrschte mit grossem Ansehen nicht nur in dem Serail, wo sie viele Weiber vergiften lies, sondern auch in dem ganzen Reiche. Sie hatte nur

* Salmon, wie oben.

nur eine Tochter mit dem Sultan, und sie war so ehrgeitzig, daß sie dieselbe mit den Cosron, dem ältesten Sohne dieses Prinzen verheyrathen wollte, welcher diese Verbindung ausschlug. Diese Weigerung zog ihm den Haß der Nourmahal zu, die ihn vom Throne auszuschliessen und ins Verderben zu bringen suchte. Da Cosron sahe, daß sein Leben und seine Rechte auf das Reich zugleich in Gefahr waren, ergriff er die Waffen wider seinen Vater. Er wurde überwunden, gefangen und in einen Kerker geworfen, wo ihn Nourmahal, mit Unwissenheit ihres Gemals, erwürgen lies. Chorrom und **Pervis**, zwey andere Söhne des Jehan-Guir, machten, einer nach dem andern, einen Aufstand, um den Verfolgungen dieser bösen Stiefmutter zu entgehen. Da diese Zwistigkeiten am hitzigsten waren, wurde der Kayser von **Mahomet Khan**, einem seiner Ministers, gefangen genommen. Als er aber wieder in Freyheit gesetzet war, führte er wider seine Kinder Krieg, welche er in vielen Schlachten überwand, sie zwang um Friede zu bitten, und sein Leben 1627. zu Bimber ruhig beschloß.

Dieser Sultan hatte seinen Sitz zu Lahor aufgeschlagen, welche er mit vielen ansehnlichen Gebäuden auszierete, so wie sein Vater Agra schöner gemacht hatte. In dieser Stadt lernte er die Nourmahal kennen, und er bekam für sie diese traurige Leidenschaft, welche seine Familie in Uneinigkeit setzte, und alles Unglück in

seiner Regierung verursachte. Die benachbarten Mächte, welche über die Macht der Mogols eifersüchtig waren, bedienten sich dieser Verwirrungen, um den Jehan-Guir mit Krieg zu überziehen. Die Persianer nahmen ihm Kandahar wieder ab, welches ehemals eine Provinz von Persien gewesen war, und die Usbeckischen Tartarn bemächtigten sich Kabulestan.

Shah-Jehan.

Die Krone von Indostan gehörte dem Prinzen Bolaki, dem Sohne des Cosron, welcher der älteste Sohn des Jehan-Guir war, und er wurde würklich von der Armee, von der Stadt Agra, wovon er Statthalter war, und von dem größten Theile der Mogols, dafür erkannt. Scheriar, der vierte Sohn des verstorbenen Königes, und Eydam der Sultanin Nourmahal, wurde ihm mit seiner Gemahlin überliefert, und er lies ihnen die Augen ausstechen. Chorrom und Pervis, Brüder des Scheriar, vermieden dieses Schicksal nur dadurch, daß sie sich von Agra entfernet hielten. Chorrom, für welchen man sich am meisten fürchtete, bekam Befehl, sich nach Hofe zu begeben, und wegen der Statthalterschaft von Decan, welche er besaß, seine Pflicht abzulegen. Dieser Prinz, um den grausamen Fallstricken seines Brudersohnes zu entgehen, stellte sich anfänglich, als wenn er krank wäre, und lies hernach die Nachricht von seinem Tode ausstreuen. Man erhielt

hielt vom Bolaki die Erlaubniß, seinen Leib nach Agra zu bringen, um ihn in dem Grabe seiner Väter zu begraben. Die Leichenbegleitung, welche ungefähr aus tausend Personen bestand, kam vor den Thoren dieser Hauptstadt an, aus welcher der Kayser heraus ging, um die Leiche einzuholen. Chorrom folgte verkleidet selbst seinem Sarge. Bolaki, der von den Leuten des Chorrom plötzlich angefallen wurde, wäre beynahe in ihre Hände gekommen, und hatte nicht wenig Mühe nach Persien zu entfliehen. Chorrom lies sich die Thore von Agra öfnen, und seine Anhänger ruften ihn unter den 1628.
Nahmen Shah Jehan zum Kayser aus.

* Der neue Monarch, welcher sich mit Verdruß erinnerte, daß die Portugiesen, zur Zeit seines Aufstandes wider seinen Vater, ihm zu helfen abgeschlagen hatten, war kaum auf den Thron gekommen, als er beschloß, dieser Beleidigung wegen sich zu rächen, indem er sie aus seinen Staaten ausrottete. Er schickte eine starke Armee wider sie, unter Anführung des Kassam-Khan, welcher ihnen die wichtige Festung Ouli abnahm, deren Besatzung, die aus sechs oder sieben hundert Mann bestand, in der Gewalt der Ueberwinder blieb. Als diese Gefangene nach Agra gebracht wurden, hatten sie nichts anders zu erwählen, als einen grausamen Tod auszustehen, oder den Mahometanischen Glauben anzunehmen. Es waren

* Salmon, eben daselbst.

waren einige großmüthig genung, daß sie das erste erwählten.

Dehli, die alte Hauptstadt des Mogolischen Reiches, war von den beyden letzten Sultans, wovon der eine seine Residenz zu Agra, und der andere zu Lahor aufgeschlagen hatte, verlassen worden. Shah-Jehan beschloß, den Kayserlichen Sitz wieder dahin zu verlegen. Er bauete neben der alten eine neue Stadt, und nennte sie nach seinem Nahmen Jehannabad. Man versichert, daß er ihren Grund mit Menschenblut legte, indem er an vielen Verbrechern, welche man in den Gefängnissen aufbehielt, das Urtheil dieserwegen vollstrecken lies. Er lies auch einen neuen Pallast bauen, welchen er mit prächtigen Gärten, die von einem Europäischen Baumeister angeleget wurden, auszierte.

* Er liebte die Music und das Tanzen sehr, besonders den Tanz liederlicher Weibspersonen. Er sahe auch gerne Löwen und Tyger streiten, und zuweilen lies er Menschen mit diesen wilden Thieren kämpfen. Als er einmal dem Volke ein solches blutiges Schauspiel gab, erklärte ein Officier den Zuschauern in seinem Nahmen, daß wenn jemand das Herz hätte, wider eins von diesen Thieren, ohne andere Waffen, als den Säbel, zu kämpfen, und aus diesem Streite als Ueberwinder gehen würde, sollte er die Würde eines Khans zur Belohnung haben. Drey Mogols nahmen die Ausforderung

* Mandeslo, Reise, Seite 135.

forderung an, und traten nach einander auf den Kampfplatz. Man lies wider den ersten einen wüthenden Löwen los, welcher gerade auf ihn zu lief, und ihm so sehr zusetzte, daß der Mogol, weil er sich seines Säbels nicht mit Vortheil bedienen konnte, seinen Dolch heraus zog, den er in seinem Gürtel verborgen hatte, und dem Thiere denselben in den Rachen sties, welches dadurch zurück zu weichen genöthiget wurde. Er verfolgte es mit seinem Säbel, fällte es, und hieb es in viele Stücke. Das Volk bezeigte durch grosse Zurufungen seinen Beyfall über diesen Sieg; als aber der Kayser den Mogol vor sich hatte kommen lassen, sagte er mit einer harten Stimme zu ihm: Hatte ich dir nicht verbothen, andere Waffen, als den Säbel, zu gebrauchen? Dem ungeachtet hast du dich deines Dolches bedienet, und du hast deinen Feind nicht als ein ehrlicher Mann, sondern als ein Mörder, getödtet. Dein Tod allein kann eine solche Niederträchtigkeit verbüssen. Hierauf befahl er, daß man ihm den Leib von einander hiebe, welches alsbald geschahe.

Die Furcht dieser Strafe schreckte den andern nicht ab, auf den Kampfplatz zu treten. Man lies einen Tyger wider ihn los, welcher ihn bey dem ersten Angriffe zur Erde warf, und seinen Leib in viele Stücken zerriß.

Der dritte Kämpfer erschien, und machte sich fertig, wider eben diesen Tyger zu streiten. Das Thier stürzte wüthend auf ihn zu; der Mogol aber hieb ihm mit dem Säbel die zwey Vorderpfoten ab, und in diesem Zustande war es ihm leicht, ihm vollends den Garaus zu machen. Der Sultan schickte diesem tapfern Manne alsbald eine Weste von Brocat, überhäufte ihn mit Lobeserhebungen und Liebkosungen, und gab ihm die Würde eines Khans.

* Shah-Jehan hatte vier Söhne, Dara, Sujah, Aurengzeb, und Morad-Bax. Dara, der älteste unter allen, war der vermuthliche Erbe des Thrones; seine Brüder aber strebten in geheim nach der Königlichen Würde. Als der Kayser in eine gefährliche Krankheit fiel, griffen sie alsbald zu den Waffen. Sujah, welcher die Statthalterschaft von Bengala besas, erschien am ersten an der Spitze einer Armee, rückte bis nach Dehli, und zwang den Sultan, sich nach Agra zu begeben. Als er aber Dara seinem Vater zu Hülfe kam, schlug er den Sujah, und zwang ihn, sich in Bengala zurück zu ziehen.

Aurengzeb, Vicekönig von Decan, fing seine Sache besser an. Er verband sich mit Morad-Bax, welcher Statthalter von Guzarate war, und diese beyden Prinzen näherten sich Dehli mit den Trouppen, welche sie in ihren Statthaltereyen auf die Beine gebracht hatten.

* Salmon, wie oben.

ten. Nachdem sich Dara vergebens bemühet hatte, seine Brüder dahin zu bringen, daß sie ihrer Armee den Abschied gäben, schickte er zwey Generals wider sie. Einer nahm bey Erblickung des Feindes die Flucht, und der andere wurde in einem blutigen Treffen überwunden.

Der Verlust dieser Schlacht brachte viele misvergnügte Omrahs dahin, daß sie den Hof verliessen, um sich in das Lager der Aufrührer zu begeben. Shah-Jehan, welcher befürchtete, er möchte von jederman verlassen werden, trat die Krone seinem Sohne Dara ab. Dieser setzte sich alsbald mit einer ansehnlichen Macht im Marsch, und suchte ein vortheilhaftes Lager aus, welches mit Agra eine freye Communication gab, und den Feinden den Weg nach dieser Hauptstadt abschnitt. Unterdessen aber, da er sich in diesem Posten befestigte kam ein Raja aus der Provinz, welchen Dara von seiner Parthey hielt, zu dem Aurengzeb, und both ihm einen Durchzug über sein Gebiethe an. Der Sultan vernahm mit Schmerzen, daß ein Theil der Feinde über den Fluß Chambal gesetzet hätte, und Anstalt machten, ihn in seinem Lager anzugreifen. Die äusserste Gefahr flammete nur seinen Muth an, er schickte alsbald ein ansehnliches Corps Trouppen ab, welches sich den Aufrührern entgegen stellen sollte. Der Officier aber, welcher sie anführte, lies sich von den Versprechungen des

Aurengzeb verführen, und that einen so schwachen Angriff, daß die übrige Armee Zeit hatte, über den Fluß zu gehen. Dara rückte alsdenn aus seinem Lager, stellte seine Trouppen in Schlachtordnung, und erwartete den Feind standhaft. Der Flügel, welchen er commandirte, wurde durch sein Beyspiel aufgemuntert, und stritt mit vieler Tapferkeit. Die übrigen wichen, und thaten ihre Schuldigkeit nicht. Die Niederlage wurde bald allgemein. Dara, von einer kleinen Anzahl getreuer Freunde begleitet, nahm seinen Weg nach Agra, und wollte sich hernach nach Dehli begeben. Die Einwohner dieser letzten Stadt aber, welche von seiner Niederlage schon unterrichtet waren, weigerten sich, ihm eine Zuflucht bey ihnen zu geben, und er war genöthiget, bis nach Lahor zu fliehen.

Aurengzeb und Morad, welche über diesen Sieg aufgeblasen waren, beschlossen, die Belagerung von Agra zu unternehmen. Diese Stadt aber wurde ihnen ohne Widerstand übergeben. Shah-Jehan, welcher seinen Sitz daselbst hatte, fiel in ihre Hände, und wurde in einem Gefängnisse eingeschlossen *. Sie bemächtigten sich seines Schatzes, welcher sich auf vier tausend fünf hundert Millionen belief. Nach einigen Rasttagen gingen sie nach Dehli, jeder an der Spitze der Armee, welche er anführte.

Bis

* Mandeslo, wie oben.

Bis dahin hatte Aurengzeb beständig vorgegeben, daß er nicht nach dem Reiche strebte, und daß er nur des Morads wegen stritte, welchen er, wie er sagte, auf den Thron setzen wollte *. Er stellte sich hierauf, als wenn er sein Versprechen erfüllen wollte, und als sich beyde Armeen in dem fruchtbaren Thale Matura, welches auf dem Wege nach Dehli lieget, gelagert hatten, lies er ankündigen, daß Morad den funfzehnden Junius 1656. gekrönet werden sollte. 1656. Den Tag vorher lies er dem Sultan sagen, daß ihn eine geringe Unpäßlichkeit verhinderte, sich in sein Zelt zu begeben, und daß er ihn bäthe, zu ihm zu kommen, und in dem seinigen zu speisen, damit sie mit einander das Ceremoniel der Krönung abreden, und die Sterndeuter zu Rathe ziehen könnten. Morad begab sich, wider das Anrathen seiner klügsten Minister, in das Zelt seines Bruders, ohne andere Begleitung, als seiner gewöhnlichen Wache, einiger Generals von seiner Armee, und eines Verschnittenen, Abbas mit Nahmen.

Aurengzeb empfing ihn mit ausserordentlichen Kennzeichen der Ehrfurcht und Freundschaft. Man trug eine prächtige Abendmahlzeit auf. Morad trank viel Wein, nach seiner Gewohnheit, und schlief ein, indem er den Verschnittenen Abbas zu seinen Füssen hatte. Seine Wache und Generals waren in benachbar-

* Salmon, eben daselbst.

ten Zelten. Während dem Lerm und der Finsterniß dieser Nacht wurde Morad und Abbas von gewafneten Leuten aufgehoben, und mit solcher Stille aus dem Lager geführet, daß niemand von beyden Armeen diese Entführung gewahr wurde. Die Musicanten spielten vor dem Zelte fort, als wenn beyde Prinzen noch darinne wären. Als der Tag erschien, kündigte man den Soldaten an, daß sich der Kayser nun würde krönen lassen, und daß er wollte, daß niemand bey diesem Gepränge Waffen haben sollte, ausser den Wachen, welche darzu genommen werden würden. Aurengzeb hatte die Nacht hindurch zahlreiche Detaschements marschiren lassen, um das Thal, welches beyden Armeen zum Lager dienete, zu besetzen.

Als alles auf diese Art eingerichtet war, erschien Aurengzeb mit den Zierathen der Kayserlichen Würde. Er stieg auf den Thron, welcher für seinen Bruder war zubereitet worden, und wurde in Gegenwart beyder Armeen gekrönet. Die Armee des Morad, welche kein Haupt mehr hatte, und sich von allen Seiten umgeben sahe, durfte sich nicht widersetzen, noch den Unwillen, welchen ihr eine solche Treulosigkeit verursachte, merken lassen. Das Mitleiden preßte einigen Freunden des Sultans Thränen aus: andere bezeigten ihren Beyfall aus Niederträchtigkeit: Das Erstaunen und die Furcht legten dem größten Haufen Stillschweigen auf.

Aurengzeb.

Dieser Prinz marschirte dem Dara entgegen, welcher neue Trouppen gesammelt hatte, verführte seine Generals, und hatte nicht viel Mühe, seine Armee zu zerstreuen. Dara, welcher von seinen Soldaten verlassen, und vom Aurengzeb mehr verrathen, als überwunden war, begab sich in die Provinz Guzarate, und nahm hernach seinen Weg nach Persien. Als er aber in die Hände eines Trupps Soldaten, welche ihm nachgeschicket wurden, fiel, führten sie ihn nach Dehli gefangen, wo er den 22. October 1657. auf Befehl des Aurengzeb ermordet wurde. 1657. Man giebt vor, daß er in Bekennung des Christenthums gestorben, und daß seine letzten Worte folgende gewesen sind: **Mahomet nimmt mir das Leben des Leibes, JEsus Christus aber wird mir das Leben der Seele geben.** Es ist gewiß, daß dieser Prinz mit den Christen grossen Umgang pflegte, und daß seine Laulichkeit in der Mahometanischen Religion der vornehmste Vorwand des Aufstandes des Aurengzeb gewesen ist.

Sultan Sujah wurde, nachdem er in Bengala einige Zeit Widerstand gethan, gleichfalls genöthiget, die Hofnung zum Throne fahren zu lassen, und in dem Königreiche Arrakan eine Zuflucht zu suchen. Ein Theil seines Schatzes, welchen er auf seiner Flucht mitnahm, wurde von den Portugiesen, die sich zu Chatigam nie-

dergelassen, und ihn zur See in dieses Königreich zu bringen verpflichtet hatten, geplündert, indem sie ein Schiff, welches mit Reichthümern beladen war, zu Grunde gehen liessen, und es hernach retteten. Das übrige wurde von dem Könige von Arrakan an sich gezogen, welcher diesen flüchtigen Prinzen mit seinen Weibern und Kindern auf eine nichtswürdige Art umbringen lies.

Es war dem Aurengzeb zur ruhigen Besitzung des Thrones nichts weiter übrig, als daß er sich des Chacha, des ältesten Sohnes des Dara, versicherte. Dieser junge Prinz, welcher sich zu einem Raja des Landes begeben hatte, wurde von einem Trupp Soldaten aus dem Orte seiner Zuflucht herausgerissen, und in die Citadelle von Gualor geführet, wo er erwürget wurde. Sultan Morad, der in eben dem Schlosse * gefangen sas, wurde der Sicherheit des unrechtmäßigen Besitzers gleichfalls aufgeopfert. Man ehrte das Alter des Shah-Jehan, welchen man in dem Gefängnisse ein elendes Leben führen lies.

Nachdem sich Aurengzeb aller seiner Mitbewerber entlediget hatte, beschloß er, sich in einer allgemeinen Versammlung der Nation zum Kayser ausrufen zu lassen. Der Mufti wollte sich diesem Unternehmen widersetzen, indem er behauptete, daß, weil Shah-Jehan noch lebte,

sein

* Es ist das Staatsgefängniß von Mogol.

sein Sohn als rechtmäßiger Monarche nicht erkannt werden könnte. Aurengzeb setzte den obersten Priester ab, und machte einen neuen, welcher in seine Ausrufung einwilligte. Er wurde den zwanzigsten October 1660. feyerlich gekrönet, und war damals zwey und vierzig Jahr alt. Seine Regierung, welche bis 1708. dauerte, war wegen der beständigen Kriege unruhig. Er machte den Raubereyen der Portugiesen ein Ende, welche sich zu Chatigam, auf der Grenze von Arrakan, feste gesetzet hatten, und durch ihre Seeräuberey den Handel stöhrten, die Häfen von Bengala plagten, und bis in das innerste des Landes streiften, die Dörfer verbrannten, die Unterthanen des Mogols auszogen, oder sie gefangen wegführten. Bengala wurde von diesen gefährlichen Seeräubern gereiniget, und Chatigam, welches ihnen zur Zuflucht dienete, unterwarf sich der Herrschaft des Sultans. 1660.

Sevagi, ein anderer fürchterlicherer Räuber, welcher sich zum Anführer einiger Landstreicher aufgeworfen hatte, verursachte dem Aurengzeb neue Unruhen. Nachdem er in dem Königreiche Visapour, dessen Hauptstadt er ausplünderte, ein kleines Fürstenthum errichtet hatte, unterstand er sich so gar, das Gebiethe des Mogols zu verwüsten. Man schickte eine zahlreiche Armee wider ihn, welche er schlug, und da dieses Glück seinen Muth anfrischte, drang er nur mit vier tausend Mann bis nach Surate.

Er überfiel diese Stadt, welche eine unzählbare Menge Volks in sich hielt, plünderte sie vier Tage lang, ohne einigen Widerstand zu finden, und schleppte einen unermeßlichen Raub hinweg, welchen einige Schriftsteller auf sechzig Millionen schätzen.

Aurengzeb demüthigte hernach diesen Räuber, und überzog das Königreich Visapour, Golkonde und Carnate mit Krieg, welche er sich unterwarf und zinsbar machte. Er starb
1708. 1708 *, im neunzigsten Jahre seines Alters, nachdem er den Chah-Halem zu seinen Nachfolger ernennet hatte. Als ihn die Grossen einige Augenblicke zuvor, ehe er starb, bathen, diese Wahl in ihrer Gegenwart zu bestätigen, sagte er zu ihnen: **Ich habe ihn zum Könige von Indostan ernennet, GOtt gehöret es zu, meine Wahl zu bestätigen, und meine Erbsfolge zu ordnen.**

Chah-Halem.

Kaum hatte Aurengzeb die Augen zugethan, so machten sich seine Söhne die Krone streitig. Azem-Dara, Statthalter von Decan und Guzarate, stellte sich an die Spitze einer Armee, bemächtigte sich des Schatzes, und lies sich, unter dem Nahmen Muhammed-Azem-Cha, zum Kayser ausrufen. Chah-Halem, welchen der verstorbene König zum Thronfolger ernennet, und der sich von seiner Seite zu

Dehli

* Otter setzet seinen Tod in das 1707.

Dehli hatte krönen lassen, marschirte mit einer ansehnlichen Macht auf seinen Bruder los. Nachdem sich beyde Armeen eine Zeit lang beobachtet hatten, kam es den 19 Junius 1708. zum Treffen. Die Nacht trennete sie von einander: den Morgen darauf aber fing man die Schlacht wieder an, und der Streit war erschrecklich. Azem wurde, nachdem er Wunder der Tapferkeit gethan hatte, überwunden, und tödtete sich aus Verzweifelung selbst. Zwey von seinen Söhnen kamen in eben diesem Streite um. Dem Hassameddin und Mashoudi, den Söhnen des Cha-Halem, wurde die Ehre dieses Sieges zugeschrieben: der erste aber verlohr einen Sohn dabey, welcher von Badarbek, dem Sohne des Azem, getödtet wurde.

Cambash, der jüngste von den Brüdern des Cha-Halem, hatte auch einige Bewegungen gemacht, um ihm den Thron streitig zu machen. Cha-Halem brachte ihn dahin, daß er sich seiner Ansprüche begab, indem er ihm die Oberherrschaft der Staaten von Golkonde und Visapour, wovon ihm sein Vater die Statthalterschaft gegeben hatte, überlies. Kaum aber war Cha-Halem von dem Azem befreyet, so dachte er darauf, den Cambash zu bekriegen. * Er lieferte ihm den 16 Januar 1709. eine Schlacht, bekam ihn gefangen, und nahm ihm seine Staaten. Er starb 1712, in einem Al- 1712.
ter

* Otter, wie oben.

ter von acht und sechzig Jahren. Man versichert, daß einer von seinen Hofbedienten, den er in den Armen einer Sultanin angetroffen, ihm den Leib mit einen Dolche aufriß, um der Strafe, welche diese Beleidigung verdiente, zu entgehen.

Mosaddin.

Cha-Halem hinterlies vier Söhne: **Mosaddin, Mahmud-Azem, Refiel,** und **Diehaan** *. Er ernennte den ersten von diesen Prinzen zum Nachfolger, welchen die Ordnung der Geburth zum Throne bestimmte. Mosaddin ** fand an seinen Brüdern gefährliche Nebenbuhler, besonders an dem Azem, welcher durch seine Freygebigkeiten verschiedene Herren verführte ***. Der Kayser verband sich wider ihn mit Refiel und Diehaan, indem er dem einem das Königreich Bengala, und dem andern das Königreich Golkonde gab, und durch ihren Beystand überwand er seinen Mitwerber. Azem wurde von Diehaan in einem Treffen getödtet, und seine Söhne fielen in die Gewalt des Ueberwinders.

Kaum

* Der Italienische Uebersetzer des Salmon thut des Hassameddin und Mashoudi, dieser beyden Söhne des Cha-Halem, welche 1708. den berühmten Sieg erhielten, keine Meldung. Waren diese beyden Prinze 1712. tod? Oder muß man in Mosaddin den Hassameddin, und in Mahmud-Azem den Mashoudi erkennen?

** Otter nennet ihn Dgihandar.

*** Salmon, wie oben.

Kaum war dieser Streit gestillet, so erhub sich ein anderer auf dem Schlachtfelde zwischen Refiel und Diehaan, wegen der Schätze, welche Azem hinterlassen hatte. Mosaddin verlangte, sie sollten unter seine Brüder gleich getheilet werden. Diehaan aber, welcher den Azem getödtet hatte, behauptete, daß ihm der Reichthum des Getödteten zugehörte; und da sich Mosaddin weigerte, diese unbillige Forderung gut zu heissen, stellte dieser Rasende seine Trouppen in Schlachtordnung, und fiel das Quartier des Kaysers an. Die Soldaten, welche auf diesem Posten standen, wichen anfänglich, und der Kayser war in Gefahr, gefangen zu werden. Er wurde aber zu rechter Zeit von einem tapfern Befehlshaber, Svilficaar mit Nahmen, unterstützt, welcher mit einem Corps Reuterey anrückte, den Diehaan zurück trieb, ihn umringte, und auf seinem Elephanten tödtete.

Ob gleich Refiel eine grosse Armee unter sich hatte, und aus Erkenntlichkeit verbunden war, dem Mosaddin beyzustehen, gab er doch bey dieser Schlacht einen müßigen Zuschauer ab. Wie die Undankbarkeit gemeiniglich zur Treulosigkeit führet, so faßte er das niederträchtige Vorhaben, die Kayserlichen Trouppen anzugreifen, in der Einbildung, daß es ihm, nach dem harten Streite, welchen sie ausgehalten hätten, nicht viel Mühe kosten würde, mit ihnen fertig zu werden. Dieser unversehene Angriff breitete anfänglich die Bestürzung und

Unord-

Unordnung in der Armee des Mosaddin aus, welcher gleich bey dem ersten Anfall getödtet wurde. Refiel aber hatte sich nicht lange seines Verbrechens zu erfreuen: er blieb selber in diesem blutigen Treffen, und seine Söhne, welche man gefangen nahm, wurden in dem Schlosse zu Lahor verwahret. Diese beyden blutigen Schlachten geschahen den 27 Merz 1712, zehn Tage nach dem Treffen, in welchem Mahmud Azem umkam *. Es war also Indostan in kurzer Zeit der Schauplatz dreyer grausamen Schlachten, in welchen vier ehrgeizige Brüder einander tödteten, und das Blut von dreymal hundert tausend Soldaten vergossen, welche sie anführten.

Faroch-Sier, Rosierdan, Resi-Ed-Droulet.

Mosaddin hatte zu seinem Nachfolger den Faroch Sier **, seines Bruders Sohn, einen wollüstigen, grausamen, der Religion seiner Väter wenig ergebenen Prinzen, welcher von einer heydnischen Frau beherrschet wurde, die ihm eine strafbare Neigung zu dem abergläubischen Gottesdienste Indiens beybrachte. Die Mogols, welche mit seiner Regierung nicht zu-
1719. frieden waren, setzten ihn 1719. ab, blendeten ihn, und brachten ihn um. Sie setzten Rosierdan ***, den Enkel des Chah-Halem an seine

* Eben daselbst.

** Otter nennt ihn Ferrah-Sier.

*** Resi-Ed-Deredjat, nach dem Otter.

seine Stelle, welchen sie auch drey Monathe hernach umbrachten, um seinen Bruder Resi-Ed-Droulet zu krönen, welcher 1723. eines natürlichen Todes starb.

Muhammed-Chah.

Nach allen diesen Veränderungen wurde Muhammed, ein Enkel des Cha-Halem, zur Kayserlichen Würde von einem unbeständigen und grausamen Volke, welches gewohnt war, seinen Herren Gesetze vorzuschreiben, erhaben. Er hatte von dem Ungehorsam der Grossen, und von der Undankbarkeit seiner Lieblinge viel auszustehen. Er bestieg einen Thron, welcher von vielen Unglücksfällen erschüttert, und noch von dem Blute seiner letzten Besitzer gefärbet war. Die Weichlichkeit schläferte ihn auf demselben ein, und stürzte ihn in einen Abgrund des Unglücks. Die Zeit seiner Unglücksfälle ist so neu, und ihre Geschichte ist so bekannt, daß es genung ist, die vornehmsten Umstände davon hier zu wiederholen.

* Der berühmte Nadir-Chah, (Thamas-Kouli-Khan) nachdem er sich des Persischen Thrones bemächtiget hatte, drang 1739, in dem ein und zwanzigsten Jahre der Regierung des Muhammed, durch Kandahar, in Indien ein. Als er in dieser Provinz wenig Widerstand fand, ging er gerade auf Lahor los, und bemächtigte sich dieser Stadt eben so leichte. 1739.

Er

* Otter, wie oben.

Er rückte hernach bis nach Kiernal, welches zwischen Dehli und Lahor liegt, und daselbst lieferten ihm die Mogols, welche von ihrem Kayser angeführet wurden, eine blutige Schlacht, die sie verlohren. Muhammed, welcher überwunden war, bath um Friede, und trug Nizam=Ul=Mulk, dem Vicekönige von Decan, auf, die Bedingungen mit dem Nadir einzurichten.

Nizam verrieth den Muhammed seit langer Zeit. Man versichert, daß eben dieser Minister die Persianer in Indien gerufen, und daß Nadir den ersten glücklichen Erfolg allein dem Verständnisse schuldig war, welches er mit diesem Verräther hatte. Als sich Nizam mit dem Nadir unterredete, wurde ausgemacht, daß Muhammed zwey Kiurours * für die Kriegs-Unkosten bezahlen sollte; daß Nadir aus den Staaten des Mogols mit dieser Bedingung gehen wollte, und daß beyde Könige in einem Zelte, welches man zwischen beyden Armeen aufschlagen würde, eine Unterredung haben sollten.

Unterdessen da man diesen Tracktat zu Stande zu bringen suchte, lies ein anderer Minister, Scadet=Khan mit Nahmen, dem Nadir noch vortheilhaftere Vorschläge thun. Er both diesem Monarchen vier Kiurours, statt zweyen, an, und stand ihm so gar mit seinem

Kopfe

* Zwanzig Millionen Roupien, oder fünf und vierzig Millionen Französische Pfund.

Kopfe dafür, daß er ihn zum Herrn aller Schätze des Reiches machen würde, wenn er den Kayser nur zurück behalten, und bis nach Dehli marschiren wollte. Nadir gab diesen neuen Anerbiethungen Gehör, und beschloß, sich dieselben zu Nutze zu machen, aber ohne den mit dem Nizam geschlossenen Handel öffentlich zu brechen.

Muhammed begab sich an den Ort der Unterredung. Der Persische Monarch, welcher zuerst dahin gekommen war, empfing ihn am Eingange des Zeltes, in welchem man ein grosses Gastmahl zubereitet hatte. Als sie bey Tische sassen, redete Nadir, nach einigen gleichgültigen Sachen, plötzlich aus einem andern Tone, und hielt an den Mogol diese erschreckliche Rede: „Ich wundere mich über ihre Unthätigkeit, und über die geringe Sorge, welche „sie für ihren Staat tragen. Ist es möglich, „daß sie mich bis hierher haben kommen lassen? „Als sie erfuhren, daß ich von Kandahar ausmarschiret wäre, und daß ich Anstalt machte, „in Indien einzudringen, hätten sie da nicht „eine Armee nach Kabul schicken sollen um mir „die Pässe streitig zu machen, und hätten sie „mir nicht selbst bis nach Lahor entgegen rücken „sollen. Ich wundere mich noch mehr über „die Unvorsichtigkeit, welche sie heute begehen, „daß sie sich mit mir, der ich mit ihnen im „Kriege begriffen bin, in eine Zusammenkunft „einlassen. Wissen sie nicht, daß der größte

„Fehler ist, welchen ein Beherrscher begehen „kann, wenn er sich der Willkühr seines Fein„des blos stellet? Wenn ich einen bösen An„schlag auf sie hätte, wer würde mich wohl „verhindern, ihn auszuführen? Ich kenne ihre „Unterthanen: so wohl Hohe als Niedrige sind „lauter Niederträchtige und Verräther. Mein „Vorhaben ist nicht, ihnen eine Krone zu ent„reissen, deren ich mich leicht würde bemächti„gen können: ich will aber ihre Hauptstadt „sehen, und mich einige Tage daselbst aufhal„ten.„ Als er diese Worte sagte, legte er die Hand auf den Alcoran, und schwur, daß er in Dehli einrücken wollte.

Diese Worte setzten Muhammed in die erschrecklichste Bestürzung. Er wurde blaß, blieb unbeweglich, und fiel in eine Art von Ohnmacht. Als er sich wieder ein wenig erholet hatte, bath er um Erlaubniß, in sein Lager zurück zu kehren man schlug sie ihm ab, und gab ihm eine Wache zu.

Den Tag darauf lies sich Nadir der Schätze und der Equipage des Muhammed bemächtigen, und in dem Mogolischen Lager bekannt machen, daß sich ein jeder mit seinem Geräthe frey wegbegeben könnte, ohne einige Beschimpfung zu befürchten. Als die Kayserliche Armee auf diese Art zerstreuet war, machte Nadir Anstalt, nach Dehli zu marschiren. Um den Einwohnern dieser Stadt glaubend zu machen, daß seine Reise mit dem Muhammed abgeredet

wäre,

wäre, schickte er Scadet-Khan mit einem Corps von zwey tausend Persischen Reutern, und mit Briefen, die mit dem Siegel des Kaysers besiegelt waren, voraus, welche dem Statthalter von Dehli anbefohlen, die Festung zu räumen, diese Persische Besatzung darinne einzunehmen, und an allen Orten zu verbiethen, sich dem Einzuge des Nadir nicht zu widersetzen. Der Statthalter gehorchte, und Scadet-Khan rückte mit den zwey tausend Reutern in der Festung ein, welche von einem Sohne des Persischen Königes angeführet wurden. Man machte diesem Monarchen in dem Viertheile Renchen-Abad eine prächtige Wohnung zurechte, und man miethete auch Palläste für seine Officiers.

Inzwischen begab sich Nadir mit seiner Armee auf den Marsch, und hatte sie in drey Corps eingetheilet. Vierzig tausend Persianer marschirten zur Rechten, und schienen dem Kayser Muhammed, welcher an der Spitze der Trouppen in einer Sänfte getragen wurde, zur Bedeckung zu dienen. Der linke Flügel, welcher eben so stark war, rückte in einer Parallellinie an: Nadir war in dem Nachzuge mit seinen übrigen Trouppen.

Die Armee kam in dieser Ordnung vor den Thoren von Dehli, den siebenden Tag des 1739.
Monden Zil-Hadge, welcher unser Monath Merz ist, an. Muhammed und Nadir gingen des Nachts in den Kayserlichen Garten Cha-

lemar. Muhammed ging den Tag darauf in die Stadt, und lies bekannt machen, daß Nadir den folgenden Tag seinen Einzug halten würde. Alle Einwohner bekamen Befehl, ihre Häuser zuzuschliessen, sich weder auf den Gassen, noch an den Fenstern, oder auf den Dächern ihrer Häuser, sehen zu lassen. Nadir rückte den neunten an der Spitze seiner Trouppen in Dehli ein, und traf auf seinem Wege keinen einzigen Indianer an. Er nahm das Viertheil Rechen-Abad eben so ruhig in Besitz, als wenn er in seinen Pallast zu Ispahan gegangen wäre. Inzwischen breitete sich des Abends an eben dem Tage das Gerüchte aus, daß er tod sey. Die Einwohner griffen zu den Waffen, liefen mit grossem Lerm unordentlich aus den Häusern, und machten alle Persianer, welche sie antrafen, nieder. Nadir, welcher einen Hinterhalt besorgte, erwartete den Morgen, um dieser Unordnung Einhalt zu thun. Als aber der Tag gekommen war, rächete er sich auf eine erschreckliche Art. Er überlies die Stadt den Soldaten, mit Befehl, alle Einwohner, ohne Unterscheid des Alters, des Standes und des Geschlechtes, nieder zu machen. Das Metzeln war abscheulich: mehr, als zweymal hundert tausend Personen wurden der Wuth der Persianer aufgeopfert: hierauf folgte die Plünderung und der Brand, und diese unglückliche Stadt wurde mit ihrem gänzlichen Untergange bedrohet, wenn Nizam und einige andere Ministers den Persianischen Monarchen

narchen nicht endlich besänftiget hätten, welcher seinen Generalen befahl, die Trouppen zurück zu rufen.

Nadir forderte von allen Omras, welche zu Dehli waren, ansehnliche Summen. Scadet-Khan und Nizam selbst wurden mit angesetzet, und da der erste die unmäßigen Summen, welche er zu versprechen die Kühnheit gehabt hatte, nicht aufbringen konnte, nahm er seine Zuflucht zum Gifte, um dem Zorne des Nadir zu entgehen. Der Itimad-Ud-Deouled, oder Premierminister, wurde an die Sonne gesetzet, eine Art von einer Marter, welche in diesen heissen Ländern im Gebrauch ist, und durch diese Qual preßte man von ihm einen Kiurour, oder zehn Millionen Roupien heraus. Der Ueberwinder griff auch den Kayserlichen Schatz an, aus welchem er unschätzbare Reichthümer an Gold, Silber, Edelsteinen und andern Kostbarkeiten von allerhand Arten, nahm. Die letzte Pressung brachte das Volk vollends zur Verzweifelung. Der unersättliche Nadir verlangte, daß man von den Bürgern von Dehli die vier Kiurours, welche Scadet-Khan versprochen hatte, eintreiben sollte. Vier Mogolische Herren, welchen diese Sache aufgetragen wurde, thaten es mit solcher Strenge, daß viele angesehene Personen ihren Geist unter der Marter aufgaben. Allein, dieser Härte ungeachtet, konnten sie doch nur dreysig Millionen Roupien, statt der vierzig, die man verlangte, aufbringen. Ein

Dervis, welcher von dem Unglück seines Vaterlandes gerühret ward, unterstand sich, dem Nadir folgende Bittschrift zu überreichen: Wenn du Gott bist, so handele, als Gott. Wenn du ein Prophet bist, so führe uns auf den Weg der Seligkeit. Wenn du ein König bist, so mache die Völker glücklich, und verderbe sie nicht. Nadir antwortete: Ich bin nicht Gott, daß ich, als GOtt, handeln sollte; noch ein Prophete, daß ich den Weg zur Seligkeit zeigen sollte; noch ein König, daß ich die Völker glücklich machen sollte. Ich bin derjenige, welchen Gott wider die Völker schicket, an welchen er seine Rache ausüben will *.

Der Persianische Monarch, welcher berechtiget war, alles von dem Muhammed zu fordern, verlangte endlich eine Prinzeßin von seinem Geblüte für seinen Sohn, den Nasrullah-Mirza, nebst der Abtretung aller Provinzen, die disseits des Flusses Areck und des Flusses Indus, nach Persien zu, lagen. Muhammed gab durch eine mit seiner Hand unterschriebene Urkunde seine Einwilligung in diese Abreissung **.

Nadir begnügte sich mit Abtretung dieser schönen Provinzen, welche an sein Königreich Persien stiessen, und zog sie klüglich weitläuftigeren

* Otter, eben daselbst, Seite 224.

** Diese Urkunde ist vom Monath April 1739.

geren Eroberungen vor, welche er schwerlich würde erhalten haben. Mit Ehre überhäuft, und mit einer unermeßlichen Beute beladen *, war er darauf bedacht, nach Persien zurück zu kehren. Nach einem beschwerlichen Marsch, welcher viele Hindernisse fand, die seine Tapferkeit und sein Muth überwanden, kam er endlich daselbst an.

Sechstes Hauptstück.

Beschreibung des Mogolischen Indostans.

Erster Abschnitt.

Eintheilung der Provinzen.

Die Länder, welche unmittelbar unter der Herrschaft des grossen Mogols stehen, können in vier und dreysig Provinzen eingetheilet werden, welche ehemals verschiedene besondere Königreiche ausmachten. Um diese Beschreibung in eine bessere Ordnung zu bringen, wollen wir sie, nach ihrer Lage, in vier Classen eintheilen.

Provinzen gegen Osten.

1. ** Bengala. Diese Provinz hat gegen Morgen und Mittag die Königreiche Tipra, Azem

* Otter rechnet sie auf achtzehn hundert Millionen Französische Pfund.

** Otter, Bernier, Tavernier, Mandeslo, Graaff, &c.

Azem und Arrakan, und den Meerbusen, dem sie ihren Nahmen giebt, zu Grenzen. Ihre Grösse ist, vom Morgen gegen Abend, drey hundert Meilen, und, von Mittag gegen Mitternacht, zwey hundert und sechzig. Sie wird von dem Ganges durchströhmet, welcher sich auf ihrem Gebiethe in verschiedene Arme theilet, und in vier Ausflüssen in den Bengalischen Meerbusen ergiesset.

Ihre vornehmsten Städte sind, 1. Chatigam, welcher die Europäer den Nahmen Bengala gegeben haben. Salmon sagt, daß sie an dem Ausflusse desjenigen Armes des Ganges liegt, welcher am meisten gegen Morgen ist. Otter setzet sie unter den 24. Grad der Breite, und unterscheidet zwey Städte dieses Nahmens, wovon die eine, wie er sagt, auf einer Insel, welche von einem Flusse, den er Koasin nennet, gemacht wird, und unter dem 23. Grade der Breite lieget, die andere aber setzt er an einen von den Ausflüssen des Ganges, hundert Meilen von der ersten. 2 Deca, oder Daca, liegt auch an dem Ganges, unter dem 24. Grad der Breite. Sie erstrecket sich längst an dem Ufer auf fünf oder sechs Meilen: ihre Breite aber ist nicht so groß. Sie ist der Sitz des Viceköniges der Provinz. Die Engländer und Holländer haben Facktore daselbst. Man siehet eine sehr schöne Kirche von Ziegelsteinen, welche den Augustinermönchen zugehöret. Die meisten andern Häuser sind nur elende Hütten,

welche von Leim und Bambusrohr zusammen gesetzet sind. Der Pallast des Statthalters selbst ist von Holz. Man findet ausserhalb der Stadt eine Art von einer Vorstadt, welche von einer ziemlich langen Reihe Häuser gemacht wird, die von einander abgesondert liegen, und meistens von Zimmerleuten bewohnt werden, welche grosse Galeeren und andere Schiffe bauen, die von einer ungemeinen Geschwindigkeit sind. 3. **Ragimohol**, eine grosse und schöne Stadt, welche, nach Graafens Vorgeben, an den Ganges gebauet, und, nach Taverniers Beschreibung, eine gute halbe Meile von diesem Flusse entlegen ist. Sie ist wegen ihrer Festungswerke, wegen ihrer Tempel und anderer ansehnlichen Gebäude, merkwürdig. Man sahe 1669. daselbst einen prächtigen Pallast, welcher ein vollkommenes Viereck vorstellete. Jede Seite war ungefähr fünf hundert Schritte lang. Das ganze Gebäude war mit einer sehr hohen Mauer umgeben, welche mit kleinen Thürmen von einer schönen Bauart ausgezieret war. Man unterschied daselbst fünf Hauptgebäude, die durch Mauern von einander abgesondert waren. Die Zimmer waren groß, die Gewölbe und Schwibbögen schön gearbeitet, gemahlt und vergoldet, oder mit Schnitzarbeit ausgezieret, und standen alle auf Säulen von Holz, Stein, oder Kupfer. Jedes Gebäude hatte seinen Garten, der mit verschiedenen Springbrunnen von Marmor, Alabaster, oder weis und blauen Steinen, welche mit

Kunst ausgehauen waren, gezieret war, und aus denen sich das Wasser durch verschiedene Oefnungen ausbreitete, welches auf eine angenehme Art kreutzweis durch einander sprang. Graaf redet davon, als von einem sehr angenehmen Orte, welchen man in jedem Lande bewundern würde. An dem äussersten Ende von Ragimohol siehet man die Ruinen eines alten Schlosses und vieler andern wichtigen Gebäude, welche durch die Kriege verwüstet worden sind. In dieser Stadt läutert man das Silber von Bengala, und schlägt die Roupien. Die Holländer haben eine Facktorey daselbst. 4. **Mongher.** Diese Stadt liegt an dem Ganges in einem Bogen, wovon der Fluß die Sehne zu seyn scheinet. Graaf hat sie gemessen, und zwölf tausend fünf hundert Schritte von einer Spitzen des Bogens bis zur andern gezählet. Er versichert, daß dieser Platz von einer besondern Schönheit ist. Seine Graben sind breit und tief; sie haben aber wenig Wasser, wenn der Fluß nicht sehr hoch steiget. Alle Gassen der Stadt endigen sich an einem grossen Platze, welcher von vielen Häusern umgeben ist, die sehr wohl aussehen. Nach der Seite des Flusses zu hat man die Aussicht nach vielen wichtigen Gebäuden, als eines wohl befestigten Schlosses und eines prächtigen Pallastes, welchen die alten Könige des Landes bewohnet haben. Die Religion der obrigkeitlichen Personen und der vornehmsten Bürger ist die Mahometanische. Das gemeine

meine Volk ist der Abgötterey ergeben. Die Handlung ist die vornehmste Beschäftigung der Einwohner. Ausserhalb der Stadtmauer ist eine Art von einer sehr weitläuftigen Vorstadt, welche aber ohne Regelmäßigkeit angelegt ist. Man findet eine unendliche Menge von Manufackturen und Werkstätten darinne, wo man allerhand Arbeit machet. 5. Kassambar, Ougly, Philipatan, Molda, 2c. sind andere Handelsstädte, und die Europäer haben in den meisten Facktoreyen.

Die Provinz Bengala ist ohne Wiederrede eine der reichsten Gegenden Indiens. Unter der Regierung des Humaioun, ehe sie mit dem Mogolischen Reiche vereiniget wurde, machte sie ein wichtiges Königreich aus. Sie ist heut zu Tage in zwey und zwanzig Gebiethe eingetheilet, wovon die vornehmsten Pana und Patan sind, welche ehemals besondere Könige gehabt haben. Dieses Reich lieget am Morgenländischen Meere, welches in das Land hinein gehet, hernach aber von demselben enger eingeschlossen wird, und sich, unter dem 22. Grad der Breite, mit dem Ganges, welcher hinein fällt, vereiniget. Da endiget sich diese berühmte Bay, welche in allen unsern Carten, unter dem Nahmen des Bengalischen Meerbusens, bekannt ist. Sie erstrecket sich von einer Seite längst an den Küsten von Orixa und Bengala nach Indostan, und von der andern nach den Ländern Siam, Pegu und Arra-

Arrakan in die Halbinsel Indiens, jenseit des Ganges. Von ihrer Oefnung an, welche gegen Mittag ist, bis zu ihrem äussersten Ende gegen Mitternacht, zählet man ungefähr acht hundert Meilen.

Die Himmelsgegend von Bengala ist angenehm und gemäßiget. Es fallen ordentlich zu gewissen Zeiten häufige Regen daselbst, welche das Land fruchtbar machen, und es so überschwemmen, daß die Einwohner genöthiget sind, in Fahrzeugen zu fahren, wenn sie aus ihren Häusern gehen wollen. Seide, Baumwolle, Reis, Zucker und Pfeffer sind seine vornehmsten Producкte. Man arbeitet daselbst so feine Leinewand, daß ein Stück von sieben und zwanzig Ellen in einer zugemachten Hand gehalten, und durch einen Ring gestecket werden kann. Diese Indianer sind in der Kunst, diese Zeuge zu sticken und zu mahlen fürtreflich. Sie haben das Geheimniß, das Gold und die Farben auf Glas aufzutragen. Ausser dem gemeinen Kalke, dessen sie sich zum bauen bedienen, machen sie aus gebrannten Muscheln eine besondere Materie, welche sie die Mauern zu weisen brauchen. Sie wissen den Zinnober und das Queckſilber sehr wohl zuzubereiten, und alle Arten von Metal vollkommen aufzulösen.

2. **Orixa.** Diese Provinz liegt längst an dem Bengalischen Meerbusen, unter der Provinz eben dieses Nahmens, von welcher sie der

Fluß

Fluß Guenga, oder Ganga, welchen man mit dem Ganges nicht vermengen muß, scheidet. Ihre Hauptstadt, welche mitten im Lande, unter dem 21. Grad der Breite, und 30. oder 35. Meilen von dem Meerbusen, liegt, heißt auch Orixa. Die Reisenden thun einer andern Stadt, Kultak genannt, Meldung, welche sie unter den 20. Grad der Breite, und sechzig Meilen von dem Meere setzen. Das übrige Land ist wenig bekannt.

3. 4. 5. Udessa, Meovat und Jesuat, welche jenseit des Ganges, Bengala gegen Norden, liegen. Udessa liegt am nächsten gegen Morgen. Ihre vornehmste Stadt heißt Jokanat. Meovat ist Udessa gegen Norden. Es ist ein bergichtes Land, wovon Narnol die Hauptstadt ist. Jesuat, welches noch mehr gegen Mitternacht zu liegt, hat Rajapour zur Hauptstadt, wo die Franzosen eine Facktorey haben.

6. Patna. Diese Provinz wird von vier Flüssen eingeschlossen, von dem Ganges, dem Persilis, dem Jemma, oder Gemene, und dem Candaek. Ihre vornehmste Stadt, welche auch den Nahmen Patna führet, ist durch ihre Handlung berühmt. * Tavernier giebt ihr zwey Cossen, oder anderthalb Meile, in die Länge. Ihre meisten Häuser sind mit Stroh, oder mit Bretern von Bambus gedecket. Dennoch

* Tavernier, Theil 9. Graaf, Reise 3.

noch siehet man daselbst ziemlich schöne Tempel, einige Palläste, und ein wichtiges Schloß, welches mit Basteyen und Thürmen versehen ist. Sie liegt an dem Ganges, auf einem hohen Boden, welcher sie wider die Ueberschwemmungen dieses Flusses in Sicherheit setzet. Man muß von dem Ufer 20. oder 30. steinerne Stufen hinauf steigen, und an einigen Orten auch wohl vierzig. Eine grosse Strasse, welche auf beyden Seiten Buden hat, gehet mitten durch die Stadt, von einem Ende bis zu dem andern. Sie wird von vielen andern Strassen durchschnitten, wovon einige auf das Feld, und andere auf das Ufer gehen. Auf dem erhabensten Orte der Stadt ist ein grosser Platz, welcher zum Markte dienet, ein schöner Pallast, wo der Statthalter seinen Sitz hat, und eine Art von einer Börse, wo sich die Handelsleute versammeln. Die Holländische Compagnie hat hier eine Facktorey. Ihr vornehmster Handel bestehet im Schwefel: er wird in einem grossen Dorfe, Choupar mit Nahmen, welches sieben oder acht Meilen von Patna lieget, gereiniget.

7. 8. 9. Kandouana, Gor, Pitan. Diese drey Provinzen, welche zwischen Osten und Norden, in der Nähe von Tibet, liegen, haben nichts merkwürdiges. Kandouana und Gor sind die Grenzen des Reiches. Gor bekommt seinen Nahmen von seiner Hauptstadt, welche die Erdbeschreiber unter den 31. Grad

der Breite setzen. Der Fluß Persilis entspringt in dieser Provinz, und fließt in den Ganges. Kandouana, wovon die Hauptstadt Karach heißt, wird von dem Fluß Ideralis bewässert, welcher sie von Gor scheidet. Es ist ein bergichtes Land, wie Gor. Pitan hat zur Hauptstadt eine Stadt, welche eben den Nahmen führet, an deren Mauern der Fluß Randa fließt, welcher sich in den Ganges, an dem äussersten Ende dieser Provinz, verliehret.

10. Bakar, oder Bakish, welche an dem abendländischen Ufer des Ganges, Pitan gegen Mittag, und Kandouna gegen Abend, lieget. Sie ist ungefähr sechzig Meilen lang, und fünf und zwanzig Meilen breit. Ihre Hauptstadt heißt Bicanar, welche man unter den 28. Grad, 40. Minuten, nördlicher Breite setzet.

11. 12. Sambar und Narvar. Diese beyden Länder liegen Bakar gegen Mittag, und Patna gegen Abend. Die erste wird von dem Ganges und Gemene, welcher sie von Narvar scheidet, berühret. Diese beyden Flüsse schliessen sie ein, wovon sie auch den Nahmen Doab, welches ein Land zwischen zwey Flüssen bedeutet, bekommen hat. Der Gemene fließt in den Ganges bey der Stadt Halebackt, wo diese Flüsse bey ihrem Zusammenflusse eine Insel machen. Salmon sagt, daß Menapour die Hauptstadt von Sambal sey. Er setzet diese Stadt unter den 27. Grad der Breite. Er macht aus Halebackt, welche er Halabas nennet,

net, eine besondere Provinz, deren Hauptstadt eben den Nahmen führet. Er gestehet aber selber, daß man von allen diesen Gegenden nur eine unvollkommene Kenntniß habe.

Narvar liegt ein wenig mehr gegen Mittag, als Sambal. Ihre Hauptstadt heisset Chehud.

13. **Gualor** liegt zwischen Sambal und Narvar nach Westen zu. Ihre Hauptstadt, welche Tavernier Gualeor nennet, ist eine ziemlich grosse Stadt, und eine der besten Plätze in Indien. Ihre vornehmste Festigkeit bestehet aus einem hohen Berge, welcher gegen Abend daran stößt, und mit einer Mauer umgeben ist, die mit verschiedenen Thürmen vertheidiget wird. Man findet darinne einige Teiche, und was man darinne säet, ist zur Erhaltung der Besatzung zureichend. Auf dem Abhange dieses Berges ist eine kleine Schanze, welche die ganze Stadt bestreichen kann. An diesem Orte ist das Mogolische Staatsgefängniß.

14. **Agra**, zwischen Bakar und Gualor, an den Ufern des Gemene, welcher durch das ganze Land fließt. Es ist eine der wichtigsten Provinzen des Reiches, die heut zu Tage die erste Stelle hat. Ihr Boden ist trocken und sandig; er bringt aber viel Indigo, Baumwolle, und Salpeter hervor. Der Indigo wird besonders zu Bianes, zwey Meilen von der Hauptstadt, gefunden. Ihre vornehmsten Städte sind Scander, Antipour, Felipour,

und

und besonders Agra, welche der Provinz ihren Nahmen mittheilet, und die Hauptstadt des ganzen Reiches ist. Ihr wahrer Nahme ist, nach Otters Vorgeben, Egre. Einige Reisende halten sie für die schönste Stadt von Indostan. Sie liegt gegen den 28. Grad mitternächtlicher Breite, an den Ufern des Gemene, in einer geraden und sandigen Fläche, welche sie den Sommer hindurch einer unmäßigen Hitze aussetzet. Mandeslo sagt, daß man nicht weniger, als einen Tag brauchet, wenn man rings herum reiten will, welches von ihrer Grösse einen hohen Begriff machen würde, wenn uns nicht Bernier und Tavernier berichteten, daß ihre Häuser weit von einander liegen, und daß der Omras und anderer Herren ihre, welche in grosser Menge sind, sehr geräumliche Gärten haben. Diese Palläste, nebst den grossen grünen Bäumen, womit man die Gärten und Höfe besetzet hat, um sich eine kühle Luft zu verschaffen, machen eine sehr angenehme Aussicht, besonders in einem trockenen und dürren Lande, wo die Augen, sagt Bernier, nichts mehr, als grünes und Schatten, verlangen. Ihre vornehmsten Gassen sind schön, geräumlich und wohl gebauet. Man findet einige, welche auf den Seiten mit Schwibbogen gewölbet, und eine gute Viertelmeile lang sind. Man siehet darinne Kaufmannsläden, und Buden der Weber, und allerhand anderer Handwerker. Die meisten andern

Gassen sind enge, krumm, voller Winkel und Ecken, welche den Fremden viel Verwirrung machen. Bernier versichert, daß diese Stadt den Fehler hat, daß sie nicht mit Mauern eingeschlossen ist: Mandeslo giebt vor, daß sie mit einer guten Mauer von rothen Steinen befestiget sey, und einen Graben habe, welcher mehr, als dreyßig Klaftern breit sey. Man zählet funfzehn grosse Plätze oder Märkte darinne, siebenzig grosse Moscheen, acht hundert öffentliche Bäder, aus welchen der Kayser jährlich einen ansehnlichen Vortheil ziehet, und achtzig Caravanseras, worinne die Fremden umsonst wohnen. Die meisten von diesen Wirthshäusern sind drey Stock hoch, mit gewölbten Niederlagen, mit Ställen, grossen Galerien, und langen Gängen, damit man zu den Zimmern kommen kann. Aufseher, welche von den mitleidigen Stiftern dieser Gasthäuser besoldet werden, müssen auf die Waaren und Sicherheit der Fremden Achtung geben.

Die Palläste, welche die Mogolischen Herren in Agra haben, und die Lusthäuser, welche sie ausserhalb der Stadt besitzen, sind wegen der Schönheit ihrer Bauart und ihrer reichen Auszierung merkwürdig.

Der Pallast der Kayser, welche gemeiniglich in dieser Stadt ihren Sitz haben, ist ein sehr ansehnliches Gebäude. Es ist mit einer zweyfachen Mauer umgeben, welche an den Seiten

in gewisser Weite verschiedene Erhöhungen hat, auf welchen kleine Zimmer für die Bedienten des Prinzen angebracht sind. Seine übrige Befestigung bestehet aus einem grossen Graben, aus Zugbrücken, welche an jedem Thore sind, und aus einigen Aussenwerken, welche den Zugang vertheidigen. Der Gemene fließt an den Mauern des Pallastes hin, und kommt so gar innerhalb seinen Umfang, welcher in verschiedene Höfe getheilet wird, die mit bedeckten Gängen umgeben sind. Der Divan stößt zuerst entgegen. Es ist der Ort, wo der Kayser Gericht hält. Das Kayserliche Zimmer ist im dritten Hofe. Man siehet daselbst eine Galerie, welche vergoldet und blau gemahlt ist, deren Gewölbe Shah-Jehan mit Silberblechen zu bedecken Willens war; diese Arbeit aber wurde durch den Tod eines Franzosen, den er es zu verfertigen aufgetragen hatte, unterbrochen. Man sagt, daß dieser Prinz auch den Einfall hatte, einen kleinen Saal, welcher nach dem Flusse zu gehet, mit einem Weingeländer auszuzieren, welches von Rubinen und Schmaragden vorgestellet werden sollte. Man zeigte dem Tavernier zwey oder drey goldene Stöcke, die mit kostbaren Steinen beschweret waren, welche die Weintrauben, wovon einige noch grün waren, und andere roth zu werden anfingen, nach der Natur vorstelleten; dieses war ein schwacher Versuch einer närrischen Unternehmung, deren Fortsetzung alle Reichthümer von Indostan erschöpfet haben würde. Man-

deslo hat in eben dem Pallaste einen Thron von gediegenem Golde, mit Edelsteinen bedecket, und einen grossen Thurm gesehen, dessen Dach mit Goldblechen überzogen war, und welcher, wie man sagt, acht gewölbte Kammern hat, die mit Gold und Silber, so wohl gemünzet, als in Stäben, mit kostbaren Steinen, mit Kleinodien, mit Porzellain, mit Brocat und andern reichen Zeugen, mit prächtigen Teppichen, mit seltenen Manuscripten, und einer unendlichen Menge Reichthümer von allerhand Art, erfüllet sind. Man hat ihn versichert, daß sich dieser Schatz, dem Werthe nach, auf funfzehn hundert Millionen Thaler beliefe.

Die Gräber von Agra und der benachbarten Orte sind sehr merkwürdige Gebäude. Die meisten grossen Herren haben hier den Ehrgeitz, daß sie sich prächtig begraben lassen. Diese Grabmäler haben gemeiniglich ein flaches Dach mit vier Kammern in den Winkeln. Das Grab des Kaysers Ekber, welches eine Meile von der Stadt ist, und der Kayserin Tagemehal, der Gemahlin des Shah-Jehan, ihres, sind wegen ihrer Pracht die merkwürdigsten. Dieses letzte ist an die Ufer des Gemene, nahe an dem Kayserlichen Pallaste, gebauet. Es ist ein grosser Platz, welcher in Felder eingetheilet, und mit Mauern umgeben ist, auf welchen eine kleine Galerie hingehet. Er ist mit Quaderstücken von schwarzen und weissen Marmor gepflastert. Man gehet durch ein grosses Portal

tal hinein. Zur Linken ist ein breiter Gang, in welchem man einige Blenden angebracht hat, die man zu Capellen brauchet. Gegen die Mitte des Platzes hat man drey Erhöhungen aufgeführet, welche in Stockwerke abgetheilet, und jede mit vier Thürmen gezieret sind. Oben darüber ist ein schönes rundes Dach, welches von innen und aussen mit weissen Marmor überzogen ist. Man siehet daselbst ein Grab von eben dieser Materie; der Leib der Kayserin aber liegt in einer Kruft, welche unter der ersten Erhöhung ist. Es sind beständig einige Priester daselbst, welche bethen, entweder unter der Erde, oder unter dem Dache, oder in dem Gange.

Man versichert, daß die Stadt Agra so volkreich ist, daß sie zweymal hundert tausend streitbare Männer stellen kann. Ihr Gebiethe erstrecket sich über etliche vierzig Städte, und beynahe über vier tausend Dörfer, in einem Bezirke von ungefähr hundert und zwanzig Meilen.

Provinzen gegen Mittag.

15. Bando. Diese Provinz liegt im Mittelpunkte des Reichs. Es ist ein Land, das voller Gebürge ist. Die Städte darinnen sind Bando, Touri, Moasta, Godack, Asimere, oder Asmire, 2c. Einige Mogolische Beherrscher haben ihren Sitz in dieser letzten Stadt aufgeschlagen, welches Ursache ist,

daß man zuweilen der ganzen Provinz ihren Nahmen giebt.

16. 17. **Jesselmire und Chitor.** Jesselmire liegt Bando gegen Mittag. **Radimpour** ist ihre vornehmste Stadt. Chitor, welches noch weiter gegen Mittag liegt, war ehemals ein ansehnliches Königreich, dessen Beherrscher sich **Rana** nennten, und vom Porus abstammen wollten. Ihre Hauptstadt, welche auch **Chitor** heißt, war eine der größten Städte, deren Mauern sechs Meilen im Umkreisse hatten. Sie hatte ein sehr festes Citadell. Dieses Land wurde unter der Regierung des Ekber, des sechsten Mogolischen Kaysers, welcher es in dem sechsten Jahrhunderte eroberte, durch den Krieg verwüstet. Die Stadt Chitor ist heut zu Tage nur ein Steinhaufen.

18. **Maloue.** Es ist eine sehr fruchtbare Gegend, welche Chitor gegen Osten lieget. Ausser ihrer Hauptstadt **Rantipour**, welche die Handlung sehr berühmt macht, findet man darinne die Städte **Serampour, Ugen, Calleada**, und andere wichtige Orte. Der Fluß **Cepra** durchströhmet einen Theil dieser Provinz, ehe er sich in den Meerbusen von Cambaya stürzet.

19. **Kandish.** Sie liegt unter allen Provinzen des Mogolischen Indostans am meisten gegen Mittag. Sie wurde gleichfalls vom Ekber erobert. **Brampour**, ihre Hauptstadt, ist schlecht gebauet, aber sehr volkreich, und,

wegen

wegen ihrer Handlung, von Wichtigkeit. Man macht daselbst Nesseltuch von einer ungemeinen Feine, wovon das kostbarste Ornis genannt wird, und halb aus Gold, halb aus Baumwolle bestehet. Pala, Assere, und Mandou sind andere wichtige Städte in eben dieser Provinz. Ihr Boden ist fruchtbar, und es ist kein Land in Indostan, welches mehr Baumwolle hervor bringet. Der Fluß Tapti, welcher nach Surate fließt, scheidet Kandish von einem kleinen Lande, Partabza genannt, dessen Raja dem grossen Mogol zinsbar ist.

20. Berar, liegt Kandish gegen Osten, und Bengala gegen Abend. Ihre Hauptstadt heißt Shapor. Dieses Land ist wenig bekannt.

21. Guzarate. Ihr wahrer Nahme ist, nach Otters Bericht, Gutcherat. Die Portugiesen haben sie auch, nach einer Stadt, wo sie ihre vornehmste Handlung trieben, Cambaia genennet. Sie ist ungefähr achtzig Meilen lang, und beynahe eben so breit. Sie liegt Kandish gegen Abend: das Meer umgiebt sie gegen Südwesten. Es ist ohne Widerrede eine der reichsten Provinzen des Mogolischen Reichs. Die Baumwolle, der Reis, das Getreyde, wächset daselbst im Ueberflusse. Sie hält eine erstaunende Menge Vieh. Man findet daselbst allerhand Bauholz zu Gebäuden und Schiffen. Ihre Leinwandmanufackturen sind berühmt.

Die meisten Einwohner von Guzarate sind Hindoys, das heißt, von Indianischen Stamme. Die Abgötterey ist ihre Religion. Das Land ist auch mit Mogols, Persianern, Arabern, Armeniern und Europäern bevölkert. Alle Indianer dieser Gegend haben eine sehr braune Farbe. Die Mannspersonen sind stark und von einer vortheilhaften Leibesgestalt. Sie scheren sich den Kopf und das Kinn ab, und lassen nur einen Schnurbart stehen. Die Weiber sind klein, wohl gemacht, reinlich, und so gar in ihrem Putze sehr sorgfältig. Sie lassen ihre Haare über ihre Schultern fliegen, und bedecken ihren Kopf mit einer kleinen Mütze, oder mit einem Flohr, der mit Golde eingefaßt ist, den sie auf der Brust kreutzweis über einander legen, und wovon die Enden ihnen bis auf die Knie herunter gehen. Die Frauenzimmer vom Stande behängen den Hals, die Ohren und Nasenlöcher mit kostbaren Steinen. Ausser ihrem Rocke, welcher nur bis unter die Wade gehet, tragen sie ein Hemde, welches nur bis auf die Hüften fällt, einen leichten Unterrock, und sehr weite Hosen, welche über dem Nabel mit einer goldenen oder seidenen Schnur zugebunden werden, und wovon die Enden bis auf die Füsse hangen. Ihr Busen ist fast blos, und ihre Arme sind bis an den Ellbogen nackend, aber mit einer grossen Menge Armbänder beschweret.

Das Land Guzarate hat eine grosse Menge Städte, deren vornehmste sind:

1. Ama=

1. Amadabad, die Hauptstadt des Landes. Otter, welcher sie Ahmed-Abad nennet, saget, daß sie im Jahr der Hegire 813 * von einem Könige, Ahmed genannt, welcher ihr seinen Nahmen gab, gebauet wurde; daß ein anderer Prinz, **Mahmoud** genannt, in einiger Weite davon eine andere Stadt, unter dem Nahmen **Mahmoud-Abad**, gebauet, und daß heut zu Tage diese Städte, weil sie immer grösser worden, und endlich an einander gestossen, nur eine Stadt ausmachen.

Amadabad liegt in einer angenehmen und fruchtbaren Gegend, unter dem 23. Grad 32. Minuten gegen Norden, an einem kleinen Flusse, welcher nicht weit von ihren Mauern in den Indus fließt. Mandeslo giebt ihr mit ihren Vorstädten sieben Meilen im Umkreise. Sie ist sehr volkreich: ihre Gassen sind breit: ihre Gebäude haben etwas grosses und prächtiges, besonders ihre Moscheen und der Pallast des Statthalters. Sie hat gute Mauern, welche mit vielen Thürmen vertheidiget sind, und einen sehr breiten Graben haben, der aber ohne Wasser ist.

Ihr vornehmster Platz, **Medan-Shah**, oder der Königsmarkt, genannt, ist sechzehn hundert Schuh in die Länge, und acht hundert in die Breite. Er ist mit einer zweyfachen Reihe von Palmbäumen und Tamariskenbäumen besetzet, zwischen welchen Pommeranzen-

* 1410. nach der Christlichen Zeitrechnung.

und Citronenbäume stehen, die die Luft erfrischen, und eine sehr angenehme Aussicht machen. Die meisten Gassen sind mit eben den Bäumen besetzet, welche über die Giebel der Häuser hervorragen, und dieser Stadt von weiten das Ansehen eines grossen Waldes geben. Die Vorstädte und die Gegenden ausserhalb der Stadt haben nicht weniger Anmuth. Man siehet eine Menge Gärten und Lusthäuser, deren Lage sehr schön ist. Die prächtigen Gräber, welche um die Stadt herum sind, biethen der Neugierde einen andern Gegenstand dar. Das allerkostbarste davon ist dasjenige, welches ein alter König von Guzarate für seinen Lehrmeister errichten lies, und das einigen Königen zum Begräbnisse gedienet hat. Das ganze Gebäude ist von Marmor, und man zählet darinne mehr, als vier hundert Säulen.

Das Gebiethe dieser Stadt allein begreift fünf und zwanzig ansehnliche Flecken, und beynahe drey tausend Dörfer. Ihre Einkünfte belaufen sich auf mehr, als achtzehn Millionen. Der Statthalter ist schuldig, zwölf tausend Pferde und funfzig Elephanten zur Vertheidigung des Landes zu unterhalten. Er führet den Titel eines Raja oder Prinzen. Er hat mehr, als fünf hundert Bedienten, und eine Wache von zwey hundert Mann.

Es ist in dieser grossen und reichen Stadt ein ungeheuerer Zulauf von Fremden. Ihr vor-

vornehmster Handel bestehet in seidenen und baumwollenen Zeugen, welche daselbst gemacht werden. Man braucht selten die Seide aus dem Lande darzu, welche von mittelmäßiger Güte ist; sondern man bedienet sich der Chinesischen und Bengalischen. Ihre andern Waaren sind Candelzucker, Farinzucker, und allerhand Arten von Confeckt; Kümmel, Honig, Fürniß, Opium, Borax, welches ein mineralisches Salz ist, dessen man sich zu Lötung der Metalle bedienet; Ingwer, Salpeter, Sal ammoniac, und besonders Indigo, welcher auf dem Gebiethe von Amadabad im Ueberflusse wächset. Dieses ist eine Pflanze, welche den Wicken ziemlich ähnlich siehet, deren Blätter eine schöne violetblaue Farbe geben. Ihre Blüthe ist roth, und ihr Saamenkorn olivenfarbig. Es wird auch in dieser Stadt ein grosser Handel mit Bisam, Ambra und Diamanten getrieben; das Land aber bringt keine hervor. Die Engländer haben hier eine schöne Facktorey.

2. **Broitschia.** Sie liegt auf einem ziemlich hohen Berge, unter dem 21. Grade 56. Minuten gegen Norden, und acht Meilen von dem Meere. Sie ist mit einer sehr starken Mauer versehen, welches macht, daß man sie als einen der festesten Plätze Indiens ansiehet. Sie ist wohl bevölkert: ihre meisten Einwohner aber sind nur Handwerksleute, besonders Weber, welche die baumwollenen Zeuge machen,

chen, die man Bastas nennet, und die feinsten in der ganzen Provinz sind.

Ihr Boden ist fruchtbar, und bringt einen grossen Ueberfluß von Reis, Weitzen, Gerste, Baumwolle und Indigo hervor. Man findet auf ihren Gebürgen Agath. Ihr Gebiethe erstrecket sich über vier und achtzig Dörfer.

3. **Brodra.** Diese Stadt ist in einer sandigten Ebene, an einen kleinen Flusse, welcher Vasset heisset, funfzehn Meilen von Broitschia, gebauet. Sie ist mit einer guten Mauer umgeben, welche mit vielen Bollwerken befestiget ist. Ihre meisten Einwohner sind Weber oder Färber. Ihr Gebiethe begreift mehr, als zwey hundert Dörfer. Man gewinnet darinne viel Baumwolle, Indigo und Lack. Mandeslo merket an, daß man das Lack oder Harz von Guzarate aus einer Art Bäume ziehet, welche unsern Pflaumbäumen ziemlich gleich sind. Seine natürliche Farbe ist dunkelroth; die Indianer aber geben ihm alle Farben, die sie wollen. Das schwarze ist das schönste. Innerhalb und ausserhalb Brodra zeigen sich dem Gesichte verschiedene prächtige Grabmäler, bey welchen schöne Gärten sind, worein ein jeder gehen kann.

4. **Cambaya.** Diese Stadt, welche eine der größten und schönsten Indiens ist, liegt Amadabad gegen Südosten, und drey Meilen von dem Meerbusen, welchem sie ihren Nahmen mittheilet. Sie liegt an dem kleinen

Flusse May, welcher sich in eben diesen Meerbusen ergießt. Es wird daselbst mit Spezereyen, Elephantenzähnen, seidenen und baumwollenen Zeugen, und andern Waaren, welche man von allen Enden herzu bringt, eine grosse Handlung getrieben. Ihre Einwohner haben auch einen ansehnlichen Handel nach Diu, auf die Grenzküste von Guzarate, nach Arabien und Persien, nach Achem und Goa. Ihre Häuser sind von Steinen, Ziegeln und Marmor gebauet. Ihr Hafen hat, wenn die Fluth hoch ist, sieben Klaftern tief Wasser; nach der Ebbe aber haben die Schiffe nicht Wasser genung. Der Meerbusen von Cambaya ist nicht viel besser. Er ist voller Klippen, welche man zuweilen bey niedrigem Wasser entdecket, und an welchen viele Schiffe verunglücken. Seine Oefnung ist nur sieben oder acht Meilen groß, und er wird immer schmäler, je weiter er in das Land hinein gehet. Er ist ungefähr dreyßig Meilen lang. Die Stadt Cambaya ist rund herum mit einer sehr starken Mauer versehen, welche im Umkreisse nicht weniger, als zwey Meilen ausmacht. Ihre Gassen sind breit und gerade: die meisten haben Schlagbäume, welche des Nachts zugezogen werden. Man zählet darinne drey Bazars, oder Märkte, und vier öffentliche Brunnen, welche so groß sind, daß sie den Einwohnern in der größten Trockenheit Wasser verschaffen.

5. Surate. Ihr rechter Nahme ist Soret. Sie liegt Cambaya gegen Mittag, un-

ter dem 21. Grad 30. Minuten mitternächtlicher Breite, an einem Flusse, Taphy genannt, welcher einen Hafen macht, worinne die größten Schiffe ankern können, wenn man dem Carre glaubet, und in welchen, nach Mandeslo Bericht, nur Schiffe von siebenzig oder achtzig Tonnen einlaufen können *. Diese Stadt ist, der Grösse nach, nicht so wichtig, als Cambaya, sie giebt ihr aber, in Ansehung der Schönheit und der dauerhaften Gebäude, nichts nach. Ihr grosser Markt ist mit Pallästen, welche ihn umgeben, und mit dem Schlosse, welches am Ende liegt, prächtig ausgezieret. Diese Festung hat zu ihrem Graben den Fluß selbst, der an ihren Bollwerken hin fließt, und welcher macht, daß man schwerlich darzu kommen kann. Die Häuser sind reinlich und wohl gebauet. Sie sind von aussen mit schönen Täfelwerke überzogen, wie unsere zierlichsten Zimmer. Die Wände und der Fußboden sind mit viereckichten Tafeln von Porcellain ausgelegt, und mit einer unendlichen Menge Gefässe von eben der Materie aufgeputzt, welche den Zimmern ein frisches und lebhaftes Ansehen geben. Die Fenster bekommen ihr Licht vermittelst viereckichter Stücken von Schildkrot oder Perlmutter, welche die Sonnenstrahlen mäßigen, ohne ihr Licht zu sehr zu schwächen. Die Dächer sind flach,

* Nach Thevenots Bericht ist der rechte Hafen von Surate zu Souali, mehr als vier Meilen von der Stadt.

flach, und machen artige Terrassen, auf welchen man des Abends frische Luft schöpfet. Man schlägt zuweilen Betten daselbst auf, um die Nacht darinn zuzubringen.

Unter den öffentlichen Gebäuden bewundert man einen prächtigen Wasserhalter, welcher an dem äussersten Ende von Surate gegen Mittag zu, nahe an dem Thore, Daman genannt, lieget, weil man dadurch auf den grossen Weg kommt, welcher nach dieser Stadt gehet. Er hat sechzehn Winkel, wovon ein jeder hundert Schritte lang ist. Er ist mit grossen glatten Steinen gepflastert. Verschiedene Reihen Stufen, welche sechs Zoll hoch sind, gehen rund herum von oben, bis auf den Grund des Brunnenkessels. Man hat drey Wege angebracht, die allmälig abhängig gehen, auf welchen man das Vieh zur Tränke treiben kann. Ein steinernes Gebäude, dessen Gestalt viereckicht ist, und welches vier Klaftern in der Breite haben mag, erhebet sich aus dem Mittelpunkte dieses Wasserhälters. Man kann nicht anders, als in einem Fahrzeuge, dahin kommen. Das Wasser lauft von sehr weit her in diesen Brunnenkessel durch einen Canal, über welchen man Brücken gebauet hat, und aus welchen es in einen grossen, mit Mauern umgebenen, Raum fließt. Aus diesem kommt es durch drey Oeffnungen, die vier Fuß im Durchschnitte haben, in den Wasserhalter. Er läuft nur von dem Wasser voll, welches zur Regenzeit fällt. Thevenot

venot stehet nicht an, dieses grosse Werk mit den schönsten Unternehmungen der Römer zu vergleichen. Er redet auch mit Lobeserhebungen von einigen Lusthäusern von Surate, besonders von demjenigen, welches man den Garten der Prinzeßin nennet. Es ist ein Ort, welcher angenehm liegt, mit Bäumen von verschiedener Art besetzt ist, die in einer schönen Ordnung gepflanzet sind. Man siehet einen kleinen Canal darinne, einige Brunnenkessel, und andere Wasserkünste, nebst einem sehr angenehmen Hause, welches mitten im Garten stehet.

Man kann unter die besondern Seltenheiten des Landes einen grossen Spital zählen, welcher in der Nähe von dieser Stadt für Kühe, Pferde, Ziegen, Hunde und andere kranke Thiere, oder die sonst ausser Stande sind, zu arbeiten, gestiftet ist. Ovington thut eines andern Spitals für die Wanzen, Flöhe und andere Ungeziefer, Meldung. Er versichert, daß man von Zeit zu Zeit arme Leute, welche ihren Leib auf eine Nacht vermiethen, von ihnen beissen läßt, um diesen Thieren eine angenehmere Nahrung zu verschaffen. Die Banians, eine Seckte von Heyden, welche wir bekannt machen werden, haben die Verwaltung dieser Spitale. Wenn sie ein krankes Thier sehen, daß von seinem Herrn verlassen worden ist, oder mit dem Tode bedrohet wird, stehen sie ihm sorgfältig bey, sie lösen es aus, wenn es nöthig ist,

und

und führen es in diese Freystädte, wo es mit vieler Sorgfalt gehalten wird.

Die Stadt Surate hat zwey Statthalter, einen, welcher die Kriegsangelegenheiten besorget, und einen, welcher den bürgerlichen Sachen vorstehet. Der erste hat seinen Sitz in dem Schlosse, und hat nur an diesem Orte zu befehlen. Des andern Gewalt erstrecket sich über die Stadt, und er ist Vorsitzender bey Verwaltung des Rechts und der Gerechtigkeit. Er hat viele Beamte unter seinem Befehle, wovon der ansehnlichste der Kutual, eine Art von einem Policeyrichter, ist. Er gehet alle Nächte auf den Gassen herum mit einer Wache von Soldaten, welche mit Degen, Lanzen, Pfeilen, und eisernen Stangen, ungefähr zwey Fuß lang, die an dem einen Ende eine Kugel von eben dem Metal haben, bewafnet sind. Diese letzten sind sehr gefährliche Waffen, durch welche man einen Menschen mit einem einzigen Schlage umbringen kann. Die Policey wird in dieser grossen Stadt so wohl besorget, daß man darinne weder von Diebstahl, noch Mord, reden höret, und daß so gar Zänkereyen sehr selten sind. Zu der Zeit, als Ovington zu Surate sich befand, war es länger, als zwanzig Jahr, daß niemand am Leben war gestrafet worden. Eben diese Sicherheit herrschet auf den Heerstrassen, welche der Sorgfalt eines Beamten, Poursdar genannt, der verschiedene Compagnien Soldaten unter seinem Befehle hat, aufgetragen sind.

Die Handlung ziehet in diese Stadt eine grosse Menge Fremde, besonders Araber, Persianer, Armenier und Türken. Die Armenier sind die zahlreichsten: es ist kein Volk, welches mehr Begierde zur Handlung, und sich in der Welt mehr ausgebreitet hat.

Der Himmelsstrich von Surate ist sehr heiß; die Hitze wird aber durch Regen, häufigen Thau und frische Winde, welche ordentlich wehen, gemäßiget. Ihr Boden ist an Reis, Getreyde, und Zuckerrohr fruchtbar. Er ist so fett, daß er keiner Dingung nöthig hat. Das Getreyde wird nach der Regenzeit gesäet, nehmlich zu Anfange des Monaths October, und im Monath Februar eingeerndet. Die Art, wie man das Zuckerrohr pflanzet, ist folgende: Man bereitet zuvor grosse Furchen, in welche man viele kleine Fischgen wirft, die wir Gründlinge nennen, man legt die Sprößlinge auf diese Fischgen mit den Enden an einander, und aus jedem Knoten dieser Ableger, welche also geleget worden sind, wächset ein Zuckerrohr, das man zu seiner Zeit abmähet. Der Wein kommt, in einiger Entfernung von Surate, sehr wohl fort, besonders in den Gegenden von Naapoura, einer kleinen Stadt des Gebiethes von Balagate. Er ist aber nichts nütze, und so sauer, daß man ihn unmöglich trinken kann, wenn man nicht Zucker hinein thut. Der gemeinste Trank des Landes ist der Tari, welcher nur ein natürlicher Saft ist, den man aus den

Baumwollenbäumen und einer andern Art von Palmbäumen, Codgiour genannt, presset. Man bedienet sich auch eines andern, durch Kunst zubereiteten Tranks, welcher von schwarzen Zucker und der Rinde eines Baums, Baboul genannt, gemacht wird, indem man sie in Wasser leget und distilliret.

6. Die Verfasser der Sammlung der Reisebeschreibungen * thun einiger andern Orte, deren Nahmen sich in verschiedenen Berichten hin und wieder befinden, Meldung. **Goga**, **Pattepane**, und **Mangerol**, sind grosse Flecken, welche an dem äussersten Ende des Meerbusens von Cambaya liegen, und so wohl wegen der grossen Menge Baumwolle, die ihr Boden hervor bringt, als auch, wegen der Zeuge, welche daselbst gearbeitet werden, berühmt sind. **Bisangatan**, welches mitten in der Provinz liegt, ist eine der größten Städte in Indostan. Die Englischen Schriftsteller versichern, daß man daselbst bey nahe zwanzig tausend Häuser zählet. Ihre Felder bringen viel Reis, Getreyde und Baumwolle hervor, und ernähren eine ungeheuere Menge Vieh. **Pottan** hatte ehemals mehr, als sechs Meilen im Umkreisse; da aber ihre Handlung verfallen ist, zeiget sie, so zu sagen, nichts mehr, als das Geripppe einer grossen Stadt, und einige Ueberbleibsel ihres alten Glanzes, als das Schloß, worinne der Statthalter wohnet, und eine präch-

* Geschichte der Reisen, Theil 10, Seite 197.

prächtige Pagode, welche Mandeslo für ein altes Werk der Heyden, und für einen der schönsten Tempel im Oriente, hält. Er versichert, daß ihr Gewölbe von mehr, als tausend Säulen, die meistens von Marmor sind, unterstützet ist. **Cheytepour**, sechs Meilen von Pottan, ist ein Platz, wo man zur Begleitung der Caravanen eine zahlreiche Besatzung unterhält. Alle Einwohner sind Banians, und spinnen Baumwolle. **Nassari**, **Ganduy**, und **Balsara**, sind drey kleine Seestädte in dem Suratischen Gebiethe. Man treibet daselbst einen ziemlichen Handel mit groben Zeugen, und die benachbarten Wälder verschaffen der ganzen Provinz Holz zum Schiffsbau und andern Gebäuden. **Messana** ist nur ein Flecken; man siehet aber ein altes Schloß daselbst, wo der Statthalter zur Sicherheit der Caravanen zweyhundert Reuter unterhält.

Provinzen gegen Westen.

22. **Soret.** Es ist eine kleine, sehr reiche und bevölkerte Gegend, welche aber den Europäern wenig bekannt wird, weil sie sie wenig besuchen. Alles, was man weiß, ist, daß sie gegen Mittag an Guzarate stößt, daß sie gegen Südwesten am Meere liegt, und daß ihre Hauptstadt Jaganet heisset. Salmon setzet diese Stadt unter den 26. Grad der Breite.

23. **Tatta**, Soret gegen Abend. Ihre Hauptstadt, welche eben den Nahmen führet, liegt unter dem 25. Grad, 20. Minuten der Breite.

Breite. Diese Provinz wird von dem Sind, oder Sindi, welchen wir Indus nennen, durchschnitten, der sich, nachdem er unter Tatta verschiedene Inseln gemacht hat, in den Meerbusen ergießt, welchem er seinen Nahmen mittheilet. Sie wird von Räubern unsicher gemacht, von welchen einige, Jamiten genannt, sich in den Wäldern und auf den unersteiglichen Bergen des Landes aufhalten; die andern kommen von der Persischen Grenze, besonders aus Mekran und aus dem Lande der Bologen. Deibul ist ein Hafen und eine Stadt in der Provinz Tatta, zwanzig Meilen von der Hauptstadt, bey dem Anfange des Indianischen Meerbusens, und nahe an dem Orte, wo der Indus in diesen Meerbusen fließt.

24. Bukor oder Bakar, Tatta und Soret gegen Norden. Ihre Hauptstadt, Bukorsakor mit Nahmen, liegt unter dem 28. Grade 40. Minuten nördlicher Breite. Der Indus schneidet diese Provinz mitten durch, und macht sie sehr fruchtbar.

25. Multan. Diese Provinz, welche gegen Abend an Persien, und gegen Mittag an das Land Bukor, grenzet, wird von dem Indus berühret. Der Tchenhau, oder Chenab, fließt eine Meile von der Hauptstadt, welche auch Multan genennet wird. Es ist eine alte Stadt, welche wegen ihrer Grösse, ihrer Manufackturen von Zeugen, und ihres Handels, berühmt ist. Sie wird von einer guten Schanze

vertheidiget. Ihre Gegenden biethen den Augen viele grosse Gärten dar, bey welchen sehr schöne Palläste sind. Die Banians, welche den größten Theil ihrer Einwohner ausmachen, gehen in Persien herum, wo sie eine sehr grosse Handlung treiben: sie sind aber, ihres Wuchers wegen, in üblen Rufe. Man giebt vor, daß sie ein Gesetz haben, welches vielen Brüdern erlaubt, eine Frau in Gemeinschaft zu haben. Die Kinder, welche aus diesen Vermischungen gebohren werden, gehören dem ältesten. Die Weiber des Landes sind tapfer, führen Waffen und reiten, wie die Mannspersonen. Diese Provinz versiehet Persien mit einer grossen Menge von Tänzern.

Die meisten Beschreibungen von Indien zählen Hajakan und Kandahar unter die Provinzen des Mogolischen Reiches. Allein, über dieses, daß diese beyden Länder jenseit des Indus, und folglich ausserhalb den rechten Grenzen von Indostan, liegen, muß man noch anmerken, daß sie, seit dem Einfalle des Thamas Koulikan, an Persien abgetreten worden sind, zu welchem sie vor Alters gehöret hatten. Hajakan liegt Multan gegen Nord-nord-westen, auf dem abendländischen Ufer des Indus. Ihre Hauptstadt, welche Salmon unter den 32. Grad der Breite setzet, heißt Duckie. Ihre andern Städte sind nicht bekannt. Dieses Land wird von den Balloks, einem kriegerischen Volke, das ihm sonst seinen Nahmen gegeben

geben hat, bewohnet. Die meisten sind Fuhrleute und Cameeltreiber. Sie geben bey den Caravanen Wegweiser ab, und bemühen sich, eine solche Treue zu beobachten, daß sie lieber das Leben verliehren, als sich dem geringsten Vorwurf aussetzen würden. Kantahar liegt mehr gegen Norden, als Hajakan, und ist von den Ufern des Indus weiter entfernet. Ich werde in dem Abschnitte von Persien davon reden. Ich will hier nur anmerken, daß alle abendländischen Provinzen, von welchen ich jetzt geredet habe, Soret ausgenommen, Grenzen des Persischen Reiches sind.

Provinzen gegen Norden.

26. Dehli. Diese Provinz liegt mitten im Reiche, Multan und Bukor gegen Osten, nach der Quelle des Gemene zu, welcher, nachdem er ihr Gebiethe berühret hat, in die Provinz Agra fließt, wo er sich in den Ganges verliehret. Ihre Hauptstadt, welche auch Dehli genennet wird, ist eine sehr alte Stadt. Shah-Jehan, welchem dieser Aufenthalt, den seine Vorfahren verlassen hatten, gefiel, lies in dem siebenzehnden Jahrhunderte eine neue Stadt dahin bauen, welche er nach seinem Nahmen Jehannabad nennte, und die nur von der alten durch eine Mauer unterschieden wird. Die grossen Mogols, welche seitdem ihren Sitz zu Agra aufgeschlagen haben, thun dennoch zuweilen einige Reisen nach Dehli, besonders zur Zeit der grossen Hitze.

* Die neue Stadt ist ohne Vergleich viel schöner, als die alte, welche fast eingefallen ist. Man kommt, von der Seite der alten Stadt, durch eine lange und breite Strasse hinein, welche auf den Seiten bedeckte Gänge hat, die oben flach sind. Da wohnen die reichsten Handelsleute von Dehli. Diese Strasse stößt an einen grossen Platz, wo der Pallast des Kaysers ist. Es ist ein Gebäude, das nicht weniger, als eine halbe Meile im Umkreisse hat. Seine Mauern sind von schönen gehauenen Steinen mit Schießlöchern und Thürmen, nebst einem breiten Graben, der mit Steinen ausgepflastert und voller Wasser ist. Der erste Hof zeiget nichts merkwürdiges. Wenn man aus demselben heraus gehet, kommt man auf einen Platz, welcher länger, als breit ist, an dessen Seiten bedeckte Gänge sind, in denen man, so lang, als sie sind, kleine Kammern angebracht hat, welche einem Theile der Wache zu Pferde zur Wohnung dienen. Der Fußboden dieser bedeckten Gänge ist zwey Schuh hoch über die Erde erhaben. Die Pferde sind aussen an eiserne Ringe angebunden, und ihre Krippe stehet auf dem Rande. Dieser Platz wird, seiner ganzen Länge nach, von einem Canal, der voll Wasser ist, durchschnitten, welcher an einigen Orten eine Rundung bekommt, um in gleicher Weite von einander kleine Brunnenkessel zu formiren.

* Tavernier, Bernier, wie oben.

Man kommt darnach in einen andern Hof, der mit Casernen umgeben ist, und von da in einen dritten, an dessen Ende der Divan, oder der Audienzsaal ist. Er ist vier Schuh hoch über den Boden des Hofes erhaben, und von drey Seiten offen. Zwey und dreysig marmorne Säulen stützen das Gewölbe. Man sagt, Shah-Jehan habe Willens gehabt, diese Pfeiler mit kostbaren Steinen besetzen zu lassen; weil ihn aber der Aufwand davon abgeschrecket, habe er sie nur mit Gold und blau mahlen lassen. An dem Eingange dieses Saals richtet man den Thron des Kaysers auf, wenn er Audienz giebt, oder Gerichte hält. Dieser Thron hat die Gestalt eines Bettes mit Säulen. Er ist mit Edelsteinen bedeckt, und wenn sich der Kayser darauf setzen will, breitet man einen prächtigen Teppich darauf. An der einen Seite stecket man an einer Picke einen grossen Sonnenschirm auf, und hänget an die Säulen des Bettes die Waffen des Prinzen, als, seinen Säbel, seinen Bogen, seinen Köcher, und seine Pfeile. Zu Ende dieses Hofes, von der Seite, die an den Divan stößt, hat man einen Platz zwanzig Schuh lang ins Gevierte angebracht, welcher mit silbernen Gitterwerk umgeben ist. Um das Gitter herum stehen die Omras, welche in diesem Hofe in Person Wache halten, und die Musicanten, welche so gar während der Audienz nicht aufhören zu spielen, aber so leise, daß dieses Geräusch die Berathschlagungen nicht unterbricht. In einiger

Entfernung von diesem Gitter, nach der Mitte des Hofes zu, ist ein kleiner Bach, an welchem alle diejenigen, welche vorgelassen werden wollen, stehen bleiben und warten müssen, bis man ihnen erlaubet, weiter zu gehen. So gar die Abgesandten können nicht darüber gehen, wenn sie nicht gerufen werden.

In dem Hofe, wo der Thron stehet, ist die Wohnung des Kaysers. Sein Serail ist zur linken Hand. Man siehet in eben dem Flügel eine kleine wohlgebaute Moschee, deren Dach von Bley, und so vollkommen gut vergoldet ist, daß man es für gediegen Gold halten sollte. Man muß einige Stufen hinauf steigen. Wenn sich der Kayser dahin begiebet, spannet man unten an diesen Stufen ein grosses Netz aus, damit die Elephanten nicht zu nahe kommen, und die Moschee entheiligen. Auf der rechten Seite des Hofes siehet man verschiedene bedeckte Gänge, welche eine lange Galerie ausmachen, deren Fußboden ungefähr anderthalb Schuh höher, als der Hof, ist. Verschiedene von diesen Schwibbögen führen in die Ställe des Pallastes, worinne die Elephanten und schönsten Pferde des Prinzen sind. Vor jeder Stallthür und vor den Schwibbögen, in welchen die Thüren sind, hänget man Matten von Bambusrohr, welche, nachdem man es haben will, sich in die Höhe ziehen, oder wieder herunter fallen, und besonders darzu dienen, daß sie diese Thiere wider die Fliegen schützen. Tavernier

vernier merket an, daß in diesem Lande, wo das Futter selten ist, die Pferde mit einem Teige, der von Mehl, Weitzen und Butter gemacht wird, oder mit Erbsen, welche man zwischen zwey Steine quetschet, und ins Wasser leget, gefüttert werden. Man giebet ihnen auch Hirse und Zuckerrohr, wenn die Zeit darzu ist. Ihre Streu wird nur von ihrem Miste gemacht, welchen man reibet, nachdem man ihn zuvor hat an der Sonne trocknen lassen.

Unter den öffentlichen Gebäuden des neuen Dehli bewundert man vornehmlich eine Moschee, welche mitten in der Stadt auf einen Felsen, den man hat gleich machen müssen, gebauet ist. Sie ist mit einem schönen Platze umgeben, der gleichfalls in den Felsen gemacht ist, und an welchen vier grosse Strassen stossen, die den vier Hauptseiten der Moschee entgegen stehen. Man steiget auf 25. oder 30. steinernen Stufen hinauf, welche um das Gebäude herum gehen, das hinterste ausgenommen, welches man mit schönen gehauenen Steinen belegt hat, um die Ungleichheit des Felsen zu verbergen. Die vornehmsten Thüren sind mit schön gearbeiteten Kupferplatten bedecket. Das grosse Portal ist mit einigen **Minarets**, oder kleinen Thürmen von weissen Marmor gezieret, welche ihm ein schönes Ansehen machen. Die Mullachs, oder Priester des Landes, steigen fünf mahl des Tages auf einen von diesen kleinen Thürmen, um das Volk zum Gebeth zu rufen. Drey runde parallele Dächer, welche

auch

auch von Marmor sind, erheben sich mitten aus der Moschee. Das mittelste ist das größte und höchste. Das übrige Gebäude ist wegen der Hitze der Himmelsgegend, ohne Dach. Der ganze Tempel, wenn man die Minarets und Dächer ausnimmt, ist von rothen Steinen gebauet, welche wie Marmor glänzen, ob sie gleich sehr weich sind, und leicht schadhaft werden.

27. 28. 29. Siba, Jengapour, Jemba. Diese drey Provinzen, von welchen man nicht viel mehr, als die Nahmen weiß, sind bergichte Länder, welche gegen Norden und Osten an Tibet grenzen. Jemba liegt am meisten gegen Mitternacht. Ihre Hauptstadt führet eben denselben Nahmen. Es ist in diesem Lande eine berühmte Pagode, Jllamake genannt, zu welcher die Banians Wallfahrten thun. Jengapour, welche ihren Nahmen von der Hauptstadt bekommt, liegt an dem Flusse Raoul, der einer von denjenigen Flüssen ist, welche in den Indus fallen. Siba, deren Hauptstadt Hardouere heißt, erstrecket sich gegen Osten bis an die Gebürge des grossen Tibet. Der Ganges scheinet darinne aus einem Felsen zu laufen, an welchem die Einwohner einige Gleichheit mit einem Kuhkopfe finden, welches ein Thier ist, das von den Banians sehr verehret wird. Dieses ziehet an diesen Ort eine Menge Pilgrimme, die sich daselbst baden; und dieses ist vielleicht die Ursache der Ehrfurcht, welche die Indianer

für

für das Wasser des Ganges, so weit es fließt, haben.

30. Pengab, welche man auch zuweilen, nach dem Nahmen der Hauptstadt, Lahor nennet, liegt Jemba und Jengapour gegen Nordwesten, zwischen fünf Flüssen, welche alle in den Indus fallen, und machen, daß man der Provinz und dem Flusse den Arabischen Nahmen Peng-ab, oder Pan-ab, welches fünf Wasser bedeutet, giebt*. Der erste von diesen Flüssen ist der Rigab, welche nahe bey Kabul entspringet. Der andere heißt Ratab: er entstehet in dem Königreiche Kashmire. Der dritte, welcher Ravi genennet wird, läuft vor der Stadt Lahor vorbey, und entspringt in der Provinz Nagrakut, welche Pengab gegen Norden lieget. Die beyden andern, welche der Via und Osvid, sonst Kaoul genannt, sind, kommen aus der Provinz Jemba, und fliessen, nahe bey der Provinz Bukor, zusammen.

Pengab ist eins der reichsten und wichtigsten Länder des Reichs. Sein Boden ist fruchtbar, und bringt Reis, Getreide und Früchte von allerhand Arten im Ueberflusse hervor. Die Hauptstadt, Lahor, liegt unter dem 32. Grade 20. Minuten Nordwärts, an dem Flusse Ravi, welcher den Ueberschwemmungen sehr unterworfen ist, und oft sein Bette verändert. Zu der Zeit, als Bernier diese Stadt

* Mandeslo, Theil 1. Bernier, Theil 3.

Stadt besuchte *, hatte der Ravi eine gute Viertelmeile von der Stadt weg seinen Lauf genommen, und floß nicht mehr an den Mauern des Kayserlichen Pallastes hin, welchen man an die Ufer seines alten Bettes gebauet hatte. Dieser Pallast schien ihm prächtig, ob er gleich von denen zu Agra und Dehli sehr übertroffen wurde. Eine grosse Mauer scheidet ihn von der Stadt. Ausser der Wohnung des Kaysers, schließt seine Mauer eine Menge besondere Palläste ein, welche den Herren bey Hofe und den vornehmsten Bedienten zur Wohnung dienen.

Die Häuser zu Lahor sind viel höher, als die Häuser zu Dehli und Agra. Einige von ihren Strassen sind länger, als eine Meile. Bernier aber hat gefunden, daß diese meisten Gegenden wüste, und eine grosse Menge Häuser fast eingefallen waren, welches er der Abwesenheit des Hofes zurechnet, der seit zwanzig Jahren diese Stadt verlassen hat. Einige geben vor, Lahor sey das alte Bucephala, wovon Alexander der Grosse der Stifter war. Die Mogols haben einige Kenntniß von der Geschichte dieses Eroberers von Indien, welchen sie Sekander-Filipous, das heißt Alexander, Sohn des Philippus, nennen.

Mandeslo war so neugierig, daß er die öffentlichen Bäder besuchte, welche in dieser Stadt in grosser Anzahl sind. Sie sind auf Persi-

* 1664.

Persische Art gebauet, nehmlich, ihr Gewölbe ist flach, und sie sind in viele kleine Kammern eingetheilet, welche die Gestalt eines halben Cirkels haben. Ihr Eingang ist enge: gegen das Ende zu werden sie weit. Jede Kammer hat ihre besondere Thüre, und zwey steinerne Stenter, in welche man das Wasser durch Hähne laufen läßt, wovon einige zum warmen, und die andern zum kalten Wasser sind. Unser Reisende badete sich daselbst. Als er aus dem Wasser kam, lies man ihn auf einen langen Stein setzen, und man rieb ihm den Leib mit einem härnen Handschuh. Der Bader wollte ihm auch die Fußsohlen mit Sand abreiben; da aber Mandeslo dieses Reiben nicht recht vertragen konnte, fragte ihn der Mahometaner, ob er ein Christe wäre. Als unser Reisende diese Frage bejahet hatte, hörte der Mahometaner auf, ihm die Füsse zu reiben, ob er sich gleich nicht weigerte, die andern Theile des Leibes zu reiben. Hierauf erschien ein kleiner Mensch, und lies den Mandeslo auf den Bauch legen. Nachdem er ihm auf die Hüften gekniet, rieb er ihm den Rücken, das ganze Rückgrad herunter, mit den Händen. Die Indianer glauben, daß dieses Reiben den Umlauf des Blutes befördert, und verhindert, daß es in gewissen Theilen des Leibes nicht verdirbet.

31. 32. Attok und Nagrakut. Ich habe von diesen beyden Provinzen, welche Pengab gegen Norden liegen, wenig zu sagen. Attok,

tok, wovon die Hauptstadt eben den Nahmen führet, und für eine der besten Festungen des Reichs gehalten wird, wird von dem Indus berühret, welcher sie von Hajakan und Kandahar scheidet. Es ist ein sehr bergichtes Land. Nagrakut grenzet an Tibet. Sie ist auch voller Berge. Ihre Hauptstadt, welche der Provinz ihren Nahmen mittheilet, liegt an dem Flusse Ravi. Man siehet daselbst eine reiche Pagode und ein ungeheueres Götzenbild, Matta genannt, welches dahin einen Haufen Pilgrimme ziehet, wovon einige, wie man sagt, sich ein Stückchen von der Zunge abschneiden, um es dieser Gottheit darzubiethen. Kanamaka, eine Stadt aus eben der Provinz, ist ein anderer Ort der Andacht, welcher von den Guebers, die die Flammen eines feuerspeyenden Berges in dieser Gegend anzubethen kommen, häufig besuchet wird.

33. Kashmire. Diese Provinz liegt noch mehr gegen Norden, als Attok und Nagrakut. Ehemals war es ein grosses Königreich, welches sich gegen Mitternacht bis an die Tartarey erstreckte, und gegen Mittag keine andern Grenzen, als das Meer hatte. Zu der Zeit, als es vom Ekber erobert wurde, war es schon von seiner ehemaligen Grösse sehr herunter gekommen. Das Land, welches heut zu Tage den Nahmen Kashmire führet, ist ein ziemlich gleiches Thal, das nach der äussersten mitternächtlichen Grenze von Indostan zu liegt, und welches

welches dreysig Meilen lang, und zehn oder zwölf Meilen breit seyn mag. Von der Nord- und Ostseite ist es mit hohen Bergen des Gebürges Caucasus, und von der Abend- und Mittagsseite von den Bergen von Attok, umgeben.

Wenn man einigen Indianischen Zeitbüchern Glauben beymißt, so war dieses Land ehemals überschwemmet, und man sahe, wie in dem alten Thessalien, nichts, als eine grosse See. Ein heiliger Mann, Kacheb genannt, verschafte diesem Wasser einen wunderbaren Ablauf, indem er einen Felsen durchhieb. Man siehet noch zu Baramoule, so heißt der Felsen, so wohl die Oefnung, welche diese heilige Person darein machte, als auch sein Grab, welches der Gegenstand einer berühmten Wallfahrt ist. * Bernier glaubet wohl, daß ehemals das Thal von Kashmire mit Wasser bedecket gewesen sey, weil aus allen Bergen, die es umgeben, eine grosse Menge Ströhme und Bäche gehen, welche die ganze Fläche zu überschwemmen vermögend wären, wenn sie nicht zu Baramoule zwischen zwey Felsen einen Ablauf fänden. Er kann sich aber nicht bereden, daß diese Oefnung das Werk der Menschen sey. Er glaubet lieber, daß die Erdbeben, welche in diesen Gegenden sehr gemein sind, den Berg haben von einander trennen können. Auf diese

Art

* Bernier, Theil 3.

Art geben die Araber vor, daß die Meerenge von Babel-mandel entstanden sey, und daß man in diesen Abgrund Berge und Städte habe versinken sehen. Die Ströhme, welche von den Bergen laufen, formiren in der Ebene eine Menge Bäche, natürliche Wasserfälle und Seen, und machen den Anfang von einem schönen Flusse, so groß, als die Seine, welcher, nachdem er durch die Hauptstadt geflossen ist, sich in dem Königreiche herumschlinget, und endlich gegen Atek, oder Attok, der Hauptstadt der Provinz eben dieses Nahmens, sich in den Indus ergießt. Diese Menge des Wassers, nebst der natürlichen Gelindigkeit der Himmelsgegend, breitet überall eine vortrefliche Kühle und Fruchtbarkeit aus. Man sollte dieses angenehme Land für einen grossen Garten halten, und die Mogols nennen es in der That das **irdische Paradies von Indien.** Man findet daselbst eine grosse Menge von allerhand Art Bäumen, Pflanzen und Blumen; man gewinnt daselbst viel Reis und Weitzen, Hanf, Safran, Hülsen- und andere Früchte von allen Arten. Ihre Hügel und Wiesen geben vortrefliche Weide, und sind mit Vieh bedecket.

Die Hauptstadt führet, nach Bernier Bericht, den Nahmen der Provinz. Roe und Terri nennen sie Syranakar, und setzen sie unter den 34. Grad 30. Minuten der Breite. Es ist eine ziemlich grosse Stadt, welche nicht

weni-

weniger, als drey Viertheilmeilen, lang, und eine halbe Meile breit ist. Sie lieget nahe an den Westlichen Gebürgen an dem Ufer eines süssen Sees, der vier oder fünf Meilen im Umkreisse hat, und durch einen schiffbaren Canal sich mit einem Flusse vereiniget. Dieser See ist voller kleinen Inseln, die mit beständig grünen Bäumen bedecket sind, welche machen, daß man sie für eben so viel Gärten halten sollte, und welche die angenehmste Aussicht geben. Der Fluß lauft, wie gesagt worden ist, durch die Stadt, und schneidet sie in zwey Theile, welche durch hölzerne Brücken zusammen verbunden sind. Die meisten Häuser sind aus eben der Materie gebauet, ob man gleich in diesem Lande schöne Steinbrüche, und viele Ueberbleibsel von alten Tempeln und andern Gebäuden findet, welche von Steinen aufgeführet gewesen sind. Die meisten haben einen kleinen Garten. Diejenigen, welche die schönste Lage haben, haben die Aussicht auf den Fluß oder auf die See.

Die Gegenden ausserhalb Syranakar biethen den Augen eine grosse Menge Lusthäuser dar, welche auf den Abhang der Berge gebauet sind. Das angenehmste ist dasjenige, welches man **Chahlemar**, oder den Garten des Königs, nennet. Die Beschreibung davon, welche man im Bernier * findet, berichtet uns, daß diese Indianer die Kunst verstehen, das Was-

* Theil 3. Seite 140.

ser in Brunnenkesseln springen zu machen, Canäle, Wasserfälle und andere Kunstwasser anzulegen.

Die Kashmirier sind geistreicher und arbeitsamer, als ie ein Volk in Indien. Man rühmet ihre Gaben zur Dichtkunst. Sie sind in Verfertigung ausgelegter Holzarbeit vortreflich, worauf sie das Gold und den Firniß mit einer besondern Geschicklichkeit auftragen. Sie machen leichte Tücher, welche in ganz Indien sehr gesuchet werden. Man nennet sie Chales. Einige sind von sehr feiner Wolle des Landes, und andere von Ziegenhaaren. Diese sind feiner, als Bieberhaare. Bernier, welcher Mittel fand, einige Weiber des Landes gefälliger zu machen, indem er ihnen Confeckt und Roupien austheilete, macht von ihren Annehmlichkeiten grosse Lobeserhebungen, und trauet sich zu versichern, daß es hier eben so schöne Gesichter, als an einigem andern Orte in Europa, giebt.

34. Kakars. Bernier betrachtet Kashmire als die letzte Provinz von Indostan gegen Norden. Roe und Terri, zwey andere berühmte Reisende, thun einer andern Gegend Meldung, welche sie Kakars oder Kakares nennen, und über Kashmire hinaus, nach der Tartarey zu, von welcher sie durch das Gebürge Caucasus getrennet wird, setzen. Sie beschreiben es als ein grosses, sehr bergichtes Land, das nur zwey wichtige Städte, Dankali

und Purhola, hat. Das ist alles, was sie uns von dieser Provinz berichten, durch welche der Indus, der in diesen Gegenden entspringet, lauft.

Kabul, das jenseit dieses Flusses liegt, und mit Kakars grenzet, muß nicht mehr unter die Provinzen des Mogolischen Reiches gerechnet werden, nachdem es 1739. an Thamas Koulikan abgetreten worden. Wir ersparen die Beschreibung davon bis auf den Abschnitt von Persien, merken aber dennoch an, daß sie die Indianer beständig als ein altes zugehöriges Stücke ihres Landes betrachtet haben, und es ehemals so hoch hielten, daß sie ihre Prinzen nicht eher davor erkannten, als bis sie daselbst waren gekrönet worden. Sie geben ihr den Nahmen Zablistan; und nennen ihre Hauptstadt Kaboul oder Kiaboul, welches eine wohl gebaute und wohl befestigte Stadt ist.

Siebendes Hauptstück.

Von der bürgerlichen und militarischen Regierung des Mogolischen Reiches.

Erster Abschnitt.

Von dem Kayser und seinen vornehmsten Ministern. Einrichtung der bürgerlichen Regierung.

Alle Gewalt beruhet hier auf der Person des Kaysers, welcher eine völlige despotische Macht hat. Er theilet einen Theil seiner Gewalt drey oder vier Ministern mit, welche den Staat in seinen Nahmen regieren. Er hat keinen andern geheimen Rath. Der vornehmste von diesen Ministern ist der Jtimad-Ud-Deoulet, dessen Würde mit der Würde eines Großvizirs überein kommt. Es ist aber dieses oft nur ein eitler Titel, den der Kayser einem Prinzen vom Geblüte, oder dem Vater einer geliebten Sultanin, beyleget, welchem man die grossen Einkünfte dieser Bedienung überläßt, ohne daß man ihm erlaubet, daß er sie verwaltet. Nach dieser Bedienung sind die vornehmsten des Großschatzmeisters seine, und des Generaleinnehmers des Reichs. Der erste zahlet die Besoldungen aus, den Gehalt der Kronbedienten, den Sold der Trouppen und

die

die andern Schulden des Staats. Der andere hat die Aufsicht über die Einnahme der Abgaben und über die gewöhnlichen Einkünfte der Kammer. Ein dritter Bedienter, der aber nicht in so grossem Ansehen ist, hat die Sorge über sich, die Verlassenschaft dererjenigen, die in dem Dienste des Prinzen sterben, an sich zu nehmen. Da sie nur von seinen Wohlthaten leben, so hält man davor, daß ihm ihre Erbschaft zugehöret. Eben diese Gewohnheit wird in dem Ottomannischen Reiche beobachtet.

Der Kayser verwaltet in den Städten, wo er seinen Sitz hat, die Gerechtigkeit in Person. Er hält in einem Saale des Pallastes, welchen Bernier Amkas, das heißt Ort der Versammlung, und Roe Durbal und Jarneo, nennet, Gerichte. Daselbst giebt er Hohen und Niedrigen Audienz. Jehan Guir, Aurengzeb und andere Monarchen begaben sich ordentlich dreymal des Tages in diesen Saal, des Morgens, des Mittags und des Abends. Man brachte ihnen die Bittschriften, welche das Volk von weiten darboth *. Der Kayser las sie, lies die Supplicanten sich nahen, und verschafte ihnen Recht. Zuweilen hatte er einige Cadis zu Beysitzern. Die Staatssachen wurden in eben der Versammlung vorgenommen, und allezeit öffentlich. Die Berathschlagungen wurden in ein Protocoll aufgezeichnet, welches ein jeder zu Rathe zu ziehen die Freyheit hatte; so daß

* Roe, Bernier, wie oben.

das Volk von den politischen Sachen eben so wohl, als die Ministers, unterrichtet war. Ausser diesen dreyen Audienzen, begaben sich die Kayser nach dem Abendessen in den Gouzalkan *, einen andern Saal des Pallasts, wo sie eine Art einer Versammlung hielten. Der Zutritt hierzu stund nur den vornehmsten Herren des Reiches offen: sie waren aber verbunden, sich bey einer Geldstrafe dahin, so, wie in den Amkas, zu begeben. Die Sultans selbst machten sich ein Gesetz daraus, ordentlich diesen Versammlungen beyzuwohnen, und man versichert, daß sich Aurengzeb in seinen gefährlichsten Krankheiten, wenigstens einmal des Tages, dem Volke zeigte, weil er befürchtete, es möchte das Gerüchte von seinem Tode allein eine Veränderung in dem Reiche verursachen. Ich weiß nicht, ob alle diese Gebräuche noch heut zu Tage beobachtet werden.

Die Gerechtigkeit wird an andern Orten des Königreichs beynahe auf eben die Art verwaltet. Die Vicekönige der Provinzen, die Statthalter in Städten, die Häupter in schlechten Flecken, thun jeder in seinem Gebiethe, was der Kayser in Agra und Dehli thut, und haben eine Gewalt, die eben so despotisch ist. Dennoch hat jede Stadt, ausser dem Statthalter, welcher die völlige Gewalt hat, noch zwey obrigkeitliche Personen, wovon einer Kutual und der andere Cadi genennet wird. Der Kutual hat

* Das nennet Bernier Gosel-Kanay.

hat die Verrichtung eines Policeyrichters und Oberaufsehers. Die vornehmste Pflicht seines Amtes ist, daß er dem Saufen wehren, die Wirthshäuser und andere liederliche Orte zerstöhren, die Zänkereyen und nächtlichen Zusammenkünfte verhindern, und über die Beybehaltung der Ordnung wachen soll. Er unterhält überall eine grosse Menge Spione, von welchen die fürchterlichsten die Alarcos, eine Art von öffentlichen Knechten, sind, welche man hier braucht, die Häuser auszukehren, und die bey dieser Verrichtung alles erfahren können, was in dem innersten der Familien vorgehet. Der Kutual gehet alle Nächte in der Stadt herum. Er muß auch für die Sicherheit der Wege sorgen, und für alle Diebstähle, die in seinem Gebiethe, so wohl auf dem Lande, als auch in der Stadt, vorgehen, stehen.

Der Cadi hat die Aufsicht über gewisse besondere Sachen. Vor ihm müssen die Heyrathen geschlossen werden: er scheidet die Ehen: er thut über die Streitigkeiten in der Religion den Ausspruch, wie auch über gewisse Punckte der Kirchenzucht: sein Ansehen erstrecket sich nicht leicht über diese Sachen. Uebrigens steht es einer jeden Privatperson frey, die Gerichtsbarkeit des Kutual und des Cadi abzulehnen, und sich gerade entweder an den Statthalter, oder Vicekönig der Provinz, oder an den Kayser selbst, zu wenden. Das Recht zum Tode zu verurtheilen, kommt nur den obersten

Richtern zu, und diese müssen, nach Anordnung des Ekber, ihr Urthel, ehe sie es vollstrecken lassen, dreymal, zu drey unterschiedenen Tagen, gebilliget haben.

Die heydnischen Indianer, so gar diejenigen, welche unter Mogolischen Obrigkeiten stehen, werden nach ihren Gesetzen gerichtet. Eine lange Gewohnheit der Sklaverey macht sie so geschmeidig, daß sie ihren Vorgesetzten keine grosse Mühe verursachen. Die glücklichsten sind diejenigen, welche zu ihren Statthaltern Rajas, und Prinzen, die ursprünglich aus diesem Lande sind, haben. Ihre Regierung ist viel gelinder, als der Mogolischen Vicekönige ihre. Diese lassen zuweilen in ihrem Gebiethe erschreckliche Sachen vollstrecken. Roe traf auf einer Reise, welche er in dem Gefolge des Kaysers that, in einer einzigen Gegend die Leiber von hundert Räubern an, welche man kürzlich am Leben gestrafet hatte. Einige Tage darauf fand er auf eben diesem Wege ein Cameel, welches mit dreyhundert Köpfen von Aufrührern beladen war, die der Statthalter von Kandahar ins Kayserliche Lager schickte, damit sie dem Grossen Mogol gezeiget würden.

Zweyter

Zweyter Abschnitt.

Einrichtung des Kriegswesens.

Die vornemste Macht des Mogolischen Kaysers bestehet in der zahlreichen Reuterey, die er unterhält. Man versichert, daß er jährlich das nöthige Geld zu Bezahlung einer Million Reuter hergiebt; man hat aber Ursache zu glauben, daß diese Anzahl niemals vollkommen ist. Zum Exempel, der Raja von Patan bekommt jährlich so viel, als zu Besoldung von fünf tausend Reutern nöthig ist, zwey hundert Roupien auf den Reuter *, und dem ungeachtet hat er nur funfzehn hundert auf den Beinen. Salmon, welcher nach diesem Verhältnisse von den andern Provinzen urtheilet, glaubet nicht, daß in dem Lande würcklich mehr, als drey hundert tausend Reuter sind. Die Ausrechnung, welche von einem Schriftsteller ** gemacht wird, dessen sorgfältige Richtigkeit bekannt ist, kommt mit der Rechnung des Salmon überein.

Erstlich mag der Grosse Mogol an einem Orte seyn, wo er will, so hat er allemal eine Wache von funfzig tausend Reutern bey sich. Man redet hier nicht von seiner Wache zu Fusse, deren Anzahl noch einmal so stark ist. Diese ungeheuere Menge von Soldaten folgt ihm

* 450 Französische Pfund.

** Der Verfasser der Einleitung zur Geschichte von Asien.

ihm überall, und besetzet, bald zu Agra, bald zu Dehli, den beyden vornehmsten Residenzen des Prinzen, die Wachen um den Pallast herum. Wenn er eine von diesen Städten verläßt, breitet seine Abwesenheit die Einsamkeit daselbst aus, und wenn man das Viertheil, wo die Banians wohnen, und einige Handelsstrassen, ausnimmt, hat das übrige das Ansehen eines verlassenen Ortes, und eines Lagers, aus welchem eine grosse Armee marschiret ist *. Wenn der Grosse Mogol reiset, folget ihm diese zahlreiche Begleitung, und lagert sich um das Kayserliche Zelt herum. Roe giebt uns einen sehr grossen Begriff von den Mogolischen Lagern, welche er grosse Städte, die man herum führet, nennet **. Man schlägt sie innerhalb drey oder vier Stunden auf, und ihr Umfang begreift einen weitläuftigern Platz, als die größten Städte von Europa sind. Man findet daselbst einen Zulauf von Marketendern, Lastträgern und kleinen Kaufleuten von allerhand Art. Die Strassen und Zelter sind in gerader Linie, und die Buden und Märkte sind so wohl eingetheilet, daß ein jeder, was er brauchet, bey der Hand findet. Jeder Troupp weiß, in welcher Weite von dem Quartiere des Königes seine Zelter aufgeschlagen werden, und wie viel Platz sie einnehmen sollen. Das ganze Lager sieht aus, wie eine Festung, die mit

Wällen

* Geschichte der Reisen. Theil 10, Seite 232.

** Eben daselbst, Seite 33 und 37.

Wällen versehen ist. Die Zelter des Kaysers sind in der Mitte. Niemand darf ihnen näher, als bis auf einen Flintenschuß, kommen. Roe, welcher befand, daß sie als ein grosser Pallast eingerichtet waren, sahe mitten in einem Hofe einen Thron von Perlmutter, der unter einem Himmel von goldenen Brocat stand, welcher auf zwey Säulen ruhte, deren Capitäle und Enden von gediegenen Golde waren. Der Kayser lies sich alle Morgen darauf sehen, allein ohne daß er wegen einer Sache Audienz gab. Er hielt des Abends einen Gouzalkan, in welchem er mit seinen Ministern arbeitete, oder mit seinen Hofleuten trank. Die Zelter der Omras sind von verschiedener Gestalt und Farbe. Einige sind so groß und ausgezieret, als die Zimmer unserer schönsten Palläste. Ihre gute Ordnung und die Verschiedenheit ihrer Zierrathen machen eins der angenehmsten Schauspiele, die man sehen kann.

Die ansehnlichste Miliz von allen denjenigen, welche die Wache des Prinzen ausmachen, ist ein Corps von vier tausend Mann, welche man die Sklaven des Kaysers nennet. Ihr Anführer, welcher Daroga heißt, ist ein grosser Officier, den man zuweilen das Commando über die ganze Armee anvertrauet. Jeder Soldat von diesem Trupp ist an der Stirne gezeichnet, und aus ihnen nimmt man die Mansebdars und die Omras zum Kriege. Die ersten sind niedere Officiers: die andern

machen den Generalstab bey der Armee aus, und kommen mit unsern Generallieutenants überein. Die Grösse der Besoldung entscheidet die Grösse der Bedienung. Ein jeder Officier, dessen Besoldung sich monathlich auf tausend Roupien * beläuft, nimmt den Titel eines Omra an. Er ist verbunden, zum Kriegsdienste einen Elephanten und zwey hundert und funfzig Reuter zu halten; da aber seine Besoldung zu ihrer Unterhaltung nicht hinreichend seyn würde, zumal da er jedem Reuter wenigstens zwey Pferde geben muß, so sorget der Kayser auf eine andere Art davor, indem er jedem Omra einige Kammergüther anweißt.

Nach der Compagnie der Sklaven sind die ansehnlichsten Corps dasjenige von der goldenen Streitkolbe, von der silbernen Streitkolbe und von der eisernen Streitkolbe, welche drey andere Compagnien von einer Wache zu Pferde ausmachen. Diese Soldaten sind auch an der Stirne gezeichnet, und ihre Besoldung ist stärker, oder schwächer, nach dem Metal, von welchem ihre Streitkolben den Nahmen führen. Man nimmt in diese drey Corps keine andere, als auserlesene Leute; und wer nach den ersten militarischen Ehrenstellen strebet, der muß erst in einer von diesen drey Compagnien gedienet haben. Die Geburth giebt hier weder in der Armee, noch in dem Staate, einigen Rang. Die Verdienste, oder die

* 2250 Französische Pfund.

die Gunst, erhebet die Privatpersonen. Man achtet hier nicht leicht einen andern Adel, als den Adel der Prinzen vom Kayserlichen Geblüte, und einiger Nachkommen des Mahomet, welche in dem Mogolischen Indostan, wie in andern Ländern, unter dem Nahmen der Emirs bekannt sind, und allerwegen, wo man die Gesetze des Alcorans angenommen hat, verehret werden.

Ausser dieser Leibwache, welche, wie gesagt worden ist, aus funfzig tausend Pferden bestehet, unterhält der Kayser in den Provinzen andere zahlreiche Corps Reuterey. Man versichert, daß er beständig in Lahor zwölf tausend Reuter besoldet; sechs tausend in der Provinz Asmire; zehn tausend in der Provinz Guzarate; zwey und zwanzig tausend in der Provinz Maloue, nehmlich funfzehn tausend in der einzigen Stadt Ugen, welche den Anfällen vieler mächtigen Rajas ausgesetzet ist, und sieben tausend in dem übrigen Lande; sieben tausend in Patan, welches ein Stücke von Bengala ist; sechs tausend in Multan; acht tausend in dem Gebiethe von Dekan; sieben tausend in dem von Barar; sechs tausend in dem von Brampour; fünf tausend in dem von Baglana; sechs tausend in dem von Nande, und also weiter in vielen andern Ländern, von welchen die geringsten vier tausend Reuter haben. Es ist kein kleiner Marktflecken, der nicht wenigstens zwey Reuter und vier Infanteristen habe; denn bey Zählung der Mogolischen Trouppen

muß

muß man merken, daß die Infanterie allemal noch einmal so stark ist, als die Cavallerie. Vor dem Einfalle des Nadir-Chah zählte man in der einzigen Provinz Kabul, welche damals die Grenze von Persien ausmachte, nicht weniger, als sechzig tausend Pferde. Bengala, welches an das Königreich Arrakan stößt, hat zu seiner Vertheidigung vierzig tausend. Man unterhält fast eben dieselbe Anzahl von Reuterey auf den Grenzen von Golkonde, Visapour und Carnate, um diese drey Reiche, welche den Mogols zinsbar sind, in Ehrfurcht zu erhalten. In einem ausserordentlichen Nothfalle stellt jede Provinz zweymal und dreymal so viel Rekruten, als gewöhnlich, ausser den Hülfsvölkern, welche die Rajas und zinsbaren Prinzen des Reiches zu geben verbunden sind. Es ist genung, um von der ungeheuern Macht dieses Staats einen grossen Begriff zu geben, wenn man mit dem Mandeslo * anmerkt, sollte man auch gleich etwas von seiner Rechnung abziehen, daß die Provinz Guzarate allein neunzig tausend Pferde, die Provinz Orixa achtzig tausend, und die Provinz Dehli hundert und funfzig tausend, stellen kann.

Diese ganze Cavallerie ist in verschiedene Corps eingetheilet, die aus einer sehr ungleichen Anzahl Soldaten bestehen. Die ansehnlichsten sind zwölf und funfzehn tausend Mann stark: sie werden allemahl von Prinzen aus königlichen Geblüte, oder von mächtigen Rajas

* Mandeslo, Theil I. Seite 123.

jas des Landes commandiret. Andere Hauptleute haben zwey, drey, oder vier tausend Mann, mehr oder weniger, unter ihrem Befehle. Es sind kleine Corps, welche nur aus zwey hundert, oder zwey hundert und funfzig, Pferden bestehen. Die nöthigen Pferde zum Dienste einer so zahlreichen Reuterey kommen aus Arabien, Persien und besonders aus der Tartarey. Indien bringt keine andere, als stätische und scheue Pferde hervor, die kein Vermögen haben. Man holet ihrer jährlich mehr, als hundert tausend, aus Balk, Bockara und Kabul.

Die Infanterie ist noch einmal so zahlreich als die Cavallerie, und wird an eben die Orte, wo die Cavallerie stehet, aber allemal noch einmal so stark, verleget. Es ist also, nach dem, was man von der Reuterey gesagt hat, nicht schwer die Ausrechnung zu machen. Diese Trouppen zu Fuß werden nicht für so tapfer gehalten, als die Reuterey.

Die Reuter sind mit einem Bogen, einem Köcher, in welchem funfzig Pfeile stecken, einem Wurfspies, einem Säbel, einem Dolche, und einem kleinen Schilde, der ihnen an dem Halse hanget, bewafnet. Sie haben kein Feuergewehr. Das Fußvolk hat eine Flinte, oder einen Bogen, einen Spies von zehn, oder zwölf Fuß, einen Säbel und einen Dolch. Einige tragen einen Panzerrock, der ihnen bis auf die Knie gehet. Der Gebrauch der Helme ist in

den Mogolischen Armeen nicht sehr gemein, weil sie in der Hitze zu beschwerlich sind. Jeder Anführer giebt seinen Haufen Waffen und Kleider, woher es kommt, daß verschiedene Corps schlecht ausgerüstet, und in einem Regiment unterschiedene Montirungen sind. Der Sold der Soldaten ist auch den Hauptleuten überlassen, welche im Besitz sind, grosse Ungerechtigkeiten gegen ihre Untergebene zu begehen. Der Prinz übersieht ihre Plackereyen, weil die Schätze, welche sie durch diesen Weg sammeln, nach ihrem Tode dem Kayser zufallen.

Der Kayser hat ein besonderes Zeughaus, worinne seine Waffen in der schönsten Ordnung sind. Unter einer Menge kurzer Spiese, Köcher, Säbel, Helme und andern Waffen von allerhand Art, siehet man zwey berühmte Säbel darinne, von welchen einer Alam-Guir, das heißt, der Eroberer der Erde, und der andere Fate-Alam, oder der Ueberwinder der Welt, genennet wird. Der Kayser verrichtet alle Freytage sein Morgengebeth an diesem Orte, um die Gnade zu erhalten, daß er mit seinen Säbeln die Feinde des Alcorans überwinden, und sie den Nahmen GOttes zu verehren zwingen möge.

Die Elephanten machen in den Mogolischen Armeen einen grossen Theil ihrer Stärke aus. Terri rechnet ihre Anzahl auf vierzehn tausend, wovon einige in den Ställen des Kaysers, an-

dere in den Häusern der Omras, erhalten werden. Der Aufwand für ein jedes dieser Thiere beläuft sich an Körnern, Butter, starken Getränken und Zucker täglich auf zehn Thaler *. Man richtet sie zum Kriege ab, indem man Feuerwerke vor ihren Augen anzündet, und sie mit Löwen und Tigern streiten läßt. Man lehret sie die Thore der Städte aufzusprengen; die Art, auf welche man sie zu dieser Verrichtung abrichtet, hat etwas sehr kriegerisches. Diejenigen, welche man in den kayserlichen Ställen unterhält, stehen unter grossen gewölbten Gängen. Der Kayser giebt ihnen Nahmen, so wie den Handpferden, die zu seinem Gebrauche sind. Der Elephant, den er reitet, heißt Aureng=Gas, das ist, Befehlshaber der Elephanten. An dem Tage, da er gebraucht wird, setzet man ihm einen prächtigen Sitz, in Gestalt eines Throns, an welchem das Gold und die Edelsteine überall glänzen, auf den Rücken. Alle Elephanten des Pallasts sind mit prächtigen Zeuge, mit goldenen und silbernen Blechen, mit Goldgestickten Schaberacken, welche mit eben so reichen Franzen versehen sind, gezieret. Ein jedes Thier hat zehn Sklaven zu seinem Dienste. Einige suchen es abzurichten, und es gegen die Bewegungen seines Führers gehorsam zu machen; andere legen ihm seine Ketten an, und wachen bey ihm, entweder um die Fliegen zu verjagen, die ihm be-

* Eben daselbst, Seite 236.

schwerlich seyn könnten, oder um es zu erfrischen, indem sie ihm von Zeit zu Zeit Wasser über den Leib giessen. Einige geben ihm seinen Wein, sein Wasser, seinen Zucker und seine andere Nahrung; einige machen ihm die Streu zurechte.

Die Mogols, ob sie gleich durch einen dreyhundert jährigen Auffenthalt in der wollüstigsten Gegend Asiens ein wenig weichlich worden sind, sind dennoch das tapferste Volk Indiens. Man würde unrecht thun, wenn man den Vorwurf der Feigheit, den unsere Reisenden den meisten Indianischen Soldaten machen, auch auf sie ziehen, und, nach einem ziemlich gemeinen Vorurtheil, glauben wollte, daß ihre Armeen mehr wegen der Menge, als wegen der Tapferkeit der Soldaten, zu fürchten sind. Man hat den Mangel der Kriegszucht und ihre Unwissenheit in der Kriegskunst sehr vergrössert. Ich habe in der allgemeinen Reisebeschreibung * mit Erstaunen gelesen, daß diese Völker keine Kriegsordnung haben; daß sie den Unterscheid unter den Vortrouppen, der Hauptarmee, und den Nachtrouppen nicht kennen; daß sie weder Reihe, noch Glieder, haben. Die Mogols kennen seit langer Zeit diese meisten Bewegungen. Zingis-Kan, der erste Held von ihrer Nation, erfand in seinen ersten Feldzügen schon die Eintheilung in Vortrouppen, Nachtrouppen,

* Theil 10, Seite 235.

troupen, und Hauptarmee *. Timur=Bec beobachtete auf Märschen und in Schlachten eben die Ordnung, und hielt eine sehr genaue Kriegszucht. Seine Nachkommen, welche ihm die Eroberung Indiens zu danken hatten, welches sie noch heut zu Tage besitzen, haben diese Kenntniß in der Kriegskunst nicht gänzlich verliehren können, und Ekber und Aurengzeb haben die Grenzen ihres Reichs nur deswegen so weit ausgebreitet, weil sie dem Beyspiele dieses berühmten Eroberers gefolget sind. Die Kunst Lager aufzuschlagen ist ihnen vollkommen bekannt. Das ist die erste Wissenschaft dieser Tartarn, deren Voreltern keine andere Wohnungen, als Zelte, hatten. Sie haben auch seit vielen Jahrhunderten den Gebrauch der fliegenden Brücken, um über die Flüsse zu gehen, und Salmon stehet nicht an, zu behaupten, daß ihnen die Europäer diese Erfindung zu danken haben. Kurz, der Schriftsteller, welcher hier von der Kriegskunst der Mogols so wenig vortheilhaft spricht, gestehet an einem andern Orte ein **, daß sie in der Kriegszucht und an Geschicklichkeit in demselben alle andere Nationen übertreffen; daß sie seit langer Zeit den Gebrauch der Artillerie kennen, und daß so gar ihre meisten Ca-

 nonen

* Man sehe Petis de la Croix, in den ersten Feldzügen des Zingis=kan.

** Geschichte der Reisen, eben daselbst, Seite 232 und 237.

nonen älter sind, als unsere Europäischen Stücke.

Dritter Abschnitt.

Von den Einkünften.

Ekber ist der erste Mogolische Monarch gewesen, welcher seine Einkünfte in einige Ordnung brachte. Vor ihm behielten sich die Könige die wirthschaftliche Verwaltung aller Ländereyen ihres Reiches vor, welche sie sich durch das Recht der Eroberung zugeeignet hatten. Sie liessen diese Kammergüther unter ihrer Aufsicht anbauen; sie bezahlten ihre Arbeitsleute; sie verkauften ihr Getreide; kurz sie thaten in einem weitläuftigen Reiche, was eine Privatperson auf einem Landguthe thut, auf welchem sie selber die Wirthschaft treibet. Ekber, der der Verwirrung einer solchen Verwaltung überdrüßig war, beschloß, sie anders einzurichten. Er behielt sich das Eigenthum der Ländereyen vor, gab aber den Omras seines Hofes, den Vicekönigen, den Statthaltern und andern Bedienten des Reiches einen Theil derselben auf Lebenszeit, mit der Bedingung, daß sie sie anbauen, und der Schatzkammer eine Abgabe bezahlen mußten, welche nach ihren Einkünften eingerichtet war. Der Nutzen, den sie aus dieser Verwaltung zogen, war für sie so gut, als jede andere Gnade, und die Könige hörten auf, ihre meisten Bedienten mit Gelde

Gelde zu bezahlen, welches den Vorstehern der Einkünfte viel Mühe ersparete.

Diese Art der Verwaltung bestehet noch heut zu Tage. Die Grossen des Staats sind eigentlich nichts anders, als die Pachter des Prinzen. Sie vergleichen sich wieder mit Unterpachtern, welche die Wirthschaft auf diesen Güthern führen. Da aber beyde den Arbeitern keinen andern Lohn, als Essen und Trinken, geben, muß man Gewalt brauchen, um die Bauern zu dieser fruchtlosen Arbeit zu zwingen. Diese Strenge macht, daß das Land verlassen wird, und viele Gegenden, deren Boden sehr fruchtbar seyn würde, bleiben Brache liegen.

Des geringen Fleisses der Mogols in diesem Stücke ungeachtet, stiegen doch die Einkünfte, welche der Kayser allein von den Güthern bekam, zu Ende des letzten Jahrhundertes, auf mehr, als acht hundert Millionen Französische Pfund. Hier ist das Verzeichniß davon, so wie es 1697. abgefasset wurde.

* Dehli brachte einen Kiurour, fünf und zwanzig Leuks, und funfzig tausend Roupien ein **.

M 4 Agra,

* Einleitung zur Geschichte von Asien, welche in der Geschichte der Reisen oben angeführet worden.

** Eine Roupie gilt, nach Ausrechnung des Otters, ungefähr achtzehn Groschen. Der Leuk macht hundert tausend Roupien, oder zwey hundert

Agra, zwey Kiurours, zwey und zwanzig Leuks, und drey tausend fünf hundert und funfzig Roupien.

Lahor, zwey Kiurours, drey und dreyßig Leuks, und fünf tausend Roupien.

Asmire, zwey Kiurours, neunzehn Leuks, und zwey Roupien.

Guzarate, zwey Kiurours, drey und dreyßig Leuks, und fünf und neunzig tausend Roupien.

Maloue, neun und neunzig Leuks, sechs tausend zwey hundert und funfzig Roupien.

Bear, einen Kiurour, ein und zwanzig Leuks und funfzig tausend Roupien.

Multan, funfzig Leuks, und fünf und zwanzig tausend Roupien.

Kabul, zwey und dreyßig Leuks, und sieben tausend, zwey hundert und funfzig Roupien.

Tatta, sechzig Leuks, und zwey tausend Roupien.

Urecha, sieben und funfzig Leuks, und sieben tausend fünf hundert Roupien.

Kashmire, fünf und dreyßig Leuks und fünf tausend Roupien.

Illavas, sieben und siebenzig Leuks, und acht und dreyßig tausend Roupien.

Dekan, einen Kiurour, zwey und sechzig Leuks, und achtzig tausend, sieben hundert und funfzig Roupien.

Barar,

hundert fünf und zwanzig tausend Französische Pfund. Der Kiurour bestehet aus hundert Leuks, und gilt zwey und zwanzig Millionen, fünf hundert tausend Pfund Französische Münze.

Barar, einen Kiurour, acht und funfzig Leuks, und sieben tausend fünf hundert Roupien.

Kandish, einen Kiurour, eilf Leuks, und fünf tausend Roupien.

Nande, zwey und siebenzig Leuks.

Baglana, acht und sechzig Leuks und fünf und achtzig tausend Roupien.

Bengala, vier Kiurours.

Ugen, zwey Kiurours.

Ragimohol, einen Kiurour und funfzig tausend Roupien.

Visapour, und ein Theil von Carnate, fünf Kiurours, als einen Tribut.

Golkonde und ein anderer Theil von Carnate, fünf Kiurours, als einen Tribut.

Summe:

Drey hundert sieben und achtzig Millionen, hundert und vier und neunzig tausend Roupien.

Der Kayser hat noch andere ansehnliche Einkünfte, 1. das Kopfgeld, das er jährlich von allen heydnischen Indianern erhebet; 2. Die Abgabe von fünfe von hundert, welche von allen Waaren, die in dem Königreiche vertrieben werden, bezahlet wird; 3. Von dem Leinwand bleichen, welches viel abgiebt; 4. Von Verpachtung der Diamantbrüche; 5. Von den Auflagen, die in den Seestädten bezahlet werden. Die einzige Stadt Surate giebt gemeiniglich für die Sachen, welche hinein ge-

bracht werden, dreyßig Leuks ab, und für den Vortheil, den sie aus der Münze ziehet, welche man daselbst schlägt, bezahlet sie eilf Leuks; 6. Von den Zöllen, welche in den Häfen, die am Ganges, oder auf der ganzen Küste von Coromandel liegen, bezahlet werden; 7. Von der Erbschaft der Ministers, der Vicekönige, der Statthalter in Städten, der Generals, der niederen Kriegsbedienten, und überhaupt von allen Personen, welche im Dienst und Sold des Kaysers sind; 8. Endlich von dem Tribut der Rajas, welcher allein eine von den vornehmsten Einkünften des Reiches ausmachet.

Man versichert, daß dasjenige, was diese verschiedene Sachen eintragen, sich wenigstens eben so hoch beläuft, als dasjenige, was der Mogolische Kayser von den Ländereyen ziehet. Also kann man seine jährlichen Einkünfte auf sechzehn, oder siebenzehn hundert Millionen Französische Pfund rechnen. Es ist gewiß, daß er der reichste Monarch in der Welt ist. Alles trägt zur Vermehrung seiner Schätze bey. Indostan ist, nach Bernier Anmerkung*, ein Schlund, in welchem sich alle Reichthümer der Welt verliehren. Das Gold kommt von allen Seiten hinein; durch die Caravanen, welche aus Tibet, China, und andern Theilen von Oberasien kommen; durch diejenigen, welche von Smyrna, Alexandrien und aus Persien

* Brief des Bernier an den Herrn Colbert, welcher in der Geschichte der Reisen angeführet wird.

ſien abgehen; durch den Seehandel von Mocka, Babelmandel, Baſſora, und Bander-Abaßi; endlich durch die zahlreichen Flotten verſchiedener Europäiſcher Mächte, welche einander zum Trotze ſich bemühen, ihre Handelsleute in dieſe Himmelsgegend zu ſchicken: traurige Beeiferung, welche Europa von Menſchen und Geld erſchöpfet, ſeine eiferſüchtigen Mächte in Uneinigkeit ſetzet, und alle Schätze, die ſie aus Mexico und Peru ziehen, nach Indien bringet.

Das Gold, welches durch ſo viele Wege in Indoſtan hinein kommt, hat faſt keinen Weg, wodurch es wieder heraus kommen könnte. Dieſes Königreich bekommt zwar einige Waaren aus andern Aſiatiſchen und Europäiſchen Gegenden, als Kupfer, Bley, Tücher, Pferde, Elephanten, Gewürze; es giebt aber gemeiniglich ſeinen Indigo, ſeine Baumwolle und Zeuge wieder daran; und die Kaufleute haben mehr Vortheil, wenn ſie dieſe Waaren dafür nehmen, als wenn ſie ſich in Gelde bezahlen laſſen. So gar in dem Lande ſelbſt geht das Geld nicht ſehr herum. Ein jeder ſammelt Schätze, und verbirget ſeinen Reichthum ſorgfältig, aus Furcht, er möchte den Geitz der Vornehmen reitzen. Ein beſonderer Aberglaube treibet die heydniſchen Indianer an, daß ſie ihr Geld in die Erde vergraben. Die Kayſer häufen von ihrer Seite Reichthümer auf Reichthümer, und haben ein Vergnügen daran, daß ſie ſie in unterirdiſche Keller einſchlieſſen, weil ſie von

dieſem

diesem sehr wahren Lehrsatze nicht recht unterrichtet sind, daß grosse Herren nicht so wohl reich sind durch die Schätze, die sie sammeln, als durch diejenigen, die sie unter den Leuten herum gehen lassen. Daher kommt es, daß man, dieser erstaunenden Menge Goldes ungeachtet, welches von allen Seiten nach Indostan zufließt, doch kaum gewahr wird, daß dieses Land reicher ist, als ein anders; so daß das Geld hier nicht gemeiner ist, als in andern Ländern, die bey weiten nicht so reich sind.

Ein Theil des fremden Silbers und Goldes, welches in die Länder des Grossen Mogols gebracht wird, wird in Münzen verwandelt. Die goldenen und silbernen Roupien sind diejenigen Münzen, welche im Handel am meisten im Gange sind. Eine goldene Roupie galt zu Ende des letzten Jahrhundertes ein und zwanzig Französische Pfund, und heut zu Tage gilt sie ungefähr vierzig Pfund. Sie sind von dem feinsten Golde. Es waren halbe und vierthels goldene Roupien. Eine silberne Roupie wog drey Drachma, und galt ungefähr, nach der Münze von Tour, dreyßig Sols. Sie gilt heut zu Tage fünf und vierzig oder funfzig. Es gab auch halbe, vierthel, und achtel Roupien von eben dem Metall. Alle Münzen, welche nach dem kayserlichen Gepräge geschlagen werden, haben auf beyden Seiten Buchstaben des Landes, ohne einige andere Vorstellung.

Die Pagoden, welche also genennet werden, weil diese Gottheiten darauf vorgestellet sind, welche die Indianer Pagoden nennen, sind eine andere Art von goldenen Münzen, welche nur in dem Gebiethe von Golkonde, Visapour und Carnate, gangbar sind. Ihr Werth war, zur Zeit des Tavernier *, von vier silbernen Roupien, und ihr Gold war sehr geringe. Die Franzosen, Engländer und Holländer, welche sich auf der Küste von Coromandel niedergelassen haben, haben andere besondere Pagoden, die ihr Gepräge haben, in den Handel eingeführet. Sie haben auch Roupien geschlagen. Man thut einer andern goldenen Münze, **Fanos** genannt, Meldung, welche in eben den Gegenden gangbar ist. Es giebt ihrer von unterschiedenen Arten und von verschiedenem Werthe.

Die **Mamoudis** und halben Mamoudis sind Silbermünzen, welche nur in der Provinz Guzurate gelten. Es gehen fünf Mamoudis auf einen harten Thaler.

Man schlägt in Indostan einige Kupfermünzen von einem Kaysergroschen, von einem halben Kaysergroschen und einem viertheils Kaysergroschen nach unserer Münze. Man brauchet auch im Handel die Muscheln, **Koris** genannt, welche von den Maldivischen Inseln kommen, und kleine sehr bittere Mandeln, welche man aus den Gegenden von Ormuz und aus den

Wüsten

* 1665.

Wüsten des Königreichs Lar bekommt. Vierzig Mandeln gehen ungefähr auf einen Pecha, welches eine Münze von einem Kreutzer ist. Die Koris haben einen noch geringeren Werth; denn, nach dem gewöhnlichen Laufe, giebt man ihrer funfzig oder sechzig für einen Pecha.

Die Interessen sind hier sehr hoch, weil in der Handlung wenig Glauben ist, und diejenigen, welche ihr Geld vorschiessen, oft in Gefahr sind, es zu verliehren. Die Wechseler heissen Cheraf. Sie sind in grosser Anzahl: man find so gar in Dörfern welche *. Man bedienet sich ihrer zu Uebermachung des Geldes und zu den Wechselbriefen; man vertrauet ihnen Sachen an, auf welche sie unter grossen Zinsen leihen; sie strecken den Kriegsbedienten ihren Sold vor, und nehmen auf einen einzigen Monath achtzehn und zwanzig fürs hundert. Man ziehet sie darzu, wenn wichtige Auszahlungen geschehen, damit sie die Münzen untersuchen: sie bekommen bey diesen Gelegenheiten sechzehn von hundert. Sie bedienen sich eines Streichsteins, um die Goldstücken zu probiren, und damit sie die kleinen Theilgen davon, die daran hängen bleiben, nicht verliehren, nehmen sie dieselben mit einer weichen Wachskugel, die mit Pech vermenget ist, womit sie den Stein reiben, wieder ab. Nach einigen Jahren verbrennen sie diese Kugel, und sammeln das Gold, welches sich darinnen befindet. Diese

gar

* Eben daselbst, Theil II. Seite 689.

gar zu gute Wirthschaft ist unsern Wechslern unbekannt, welche nicht so viel auf dem Probiersteine streichen, daß ihnen ein solches Mittel einfallen könnte.

Die Strafe der falschen Münzer ist, daß man ihnen die Faust abhauet. Wenig Leute geben sich mit diesem gefährlichen Handwerke ab, und man siehet selten falsche Münzen. Einige aber finden Mittel, die gültigen zu verfälschen, entweder indem sie sie beschneiden, wenn sie dünne sind, oder indem sie mit einem Zwickbohrer durchbohren, wenn sie dicke sind, welches sie so künstlich machen, daß sie, nachdem sie einen gewissen Theil des Metalls darvon genommen haben, das Loch wieder vollkommen zumachen, indem sie mit einem kleinen Hammer darauf schlagen. Niemand, als die Cherafs, können diesen Betrug merken, und das macht sie in ganz Indostan so nöthig. Alle Münzen, welche in den Sarquet geleget werden, so wird der Schatz des Grossen Mogols genennet, werden in ein grosses Feuerbecken geworfen. Wenn sie glühend sind, löscht man das Feuer aus, und man untersucht eine nach der andern, wenn man das geringste Zeichen eines Zusatzes daran findet, so zerbricht man sie alsbald. So oft sie in den Schatz geleget werden, schlägt man mit einem Stempel darauf, welcher nur durch die Oberfläche der Münze dringet, ohne daß er ganz durchgehet. Man siehet Stücken, welche sieben oder acht

solche

solche Löcher haben, welches anzeiget, daß sie sieben oder acht mal in dem Sarquet gewesen sind. Man thut sie zu tausenden in Säcke, auf welche man das Siegel des Großschatzmeisters drücket.

Achtes Hauptstück.

Von der Religion, den Sitten, und einigen besondern Gebräuchen der Mogols von Indien.

Ich werde hier nur von den Mogols allein reden. Was die Hindois, in Ansehung der Abschnitte, die ich angezeiget habe, betrift, das wird seinen Platz viel natürlicher in dem andern Stücke finden, wo ich die Indianischen Nationen, welche ausserhalb den Grenzen des Mogolischen Reiches wohnen, bekannt machen werde.

§. 1.

Gottesdienst der Mogols.

Die Mahometanische Religion, welche seit dem achten Jahrhunderte durch die siegreichen Waffen der Araber in Indien eingeführet wurde, bekam gegen das Jahr 1400, als Timur-Bec seine Mogols in dieses Land

führte, einen neuen Zuwachs. Keiner von allen seinen Nachfolgern bezeigte mehr Eifer, als Aurengzeb, die Lehre des Alcorans auszubreiten. Diese Religion hat heut zu Tage in dem Mogolischen Indostan die völlige Oberhand. Sie ist die Religion der Kayser, der Vicekönige und aller Grossen des Königreichs. Man kann zu keinem ansehnlichen Amte gelangen, wenn man sie nicht bekennet.

Die Mogols sind von der Sekte des Ali, wie die Persianer, mit einigen verschiedenen Auslegungen des Alcorans *. Beyde werden von den Türken, welche der Seckte des Omar folgen, als Ketzer angesehen. Sie halten den Ramadan, welcher dreysig Tage dauert, und in welchem sie ein strenges Fasten beobachten, das erst nach dem Untergang der Sonne aufhöret. Sie verrichten ihr Gebeth fünfmal des Tages; sie beobachten die vorgeschriebenen Reinigungen, die Heiligung des Freytags, und andere Ausübungen ihrer Religion, welche bey allen Muselmannischen Seckten im Gebrauche sind, sehr genau. Sie feyern einige Feste, die sie nur mit den Persianern und andern Schülern des Ali gemein haben. Sie feyern eins im Monath Junius zum Andenken Abrahams und Ismaels. Man opfert dabey eine grosse Menge Böcke, welche hernach mit grosser Feyer-

* Eben daselbst, Theil 10, Seite 250 und folgende.

Feyerlichkeit gegessen werden. Sie haben ein anderes Fest, welches zwey Märtyrern ihrer Religion geheiliget ist, dem Hassan und Hussein, den Söhnen ihres Patriarchen Ali, welche aus Arabien gingen, um den Alcoran in Indien zu predigen, und von den Heyden, welche nach der Küste von Coromandel zu wohnten, umgebracht wurden. Man feyert es den zehnden des Neumonds des Julius, welches ihr Martertag gewesen ist. Man berichtet uns von diesem Feste, welches den Tod dieser zwey berühmten Muselmänner zu beweinen eingesetzt ist, folgende Merkwürdigkeiten. „Man trägt zwey Särge mit Siegeszeichen von Bogen, Pfeilen, Säbeln und Turbans in Proceßion herum. Das Volk folget, und singet Leichengesänge. Einige tanzen und springen um die Särge herum. Andere fechten mit blossen Degen. Andere schreyen aus Leibeskräften und machen einen entsetzlichen Lermen. Andere zerstechen sich das Gesichte und die Arme mit Messern und Pfriemen, daß ihnen das Blut über die Backen und Kleider herunter läuft. Man urtheilet nach ihrer Wuth von ihrer Andacht. Diese Proceßionen geschehen in den vornehmsten Viertheilen und schönsten Gassen der Städte. Gegen Abend setzt man auf den grossen Marktplatz Figuren von Stroh, oder Pappier, oder einer andern leichten Materie, welche die Mörder dieser beyden Heiligen vorstellen. Ein Theil der Zuschauer schiesset mit Pfeilen nach ihnen, durchbohren sie mit einer

grossen

grossen Menge derselben, und verbrennen sie unter dem Zurufe des Volkes. Diese Ceremonie erwecket den Haß der Mauren gegen die Abgötter so heftig, daß sich diese entschliessen müssen, sich in ihren Häusern eingeschlossen zu halten. Diejenigen, welche sich unterständen, sich auf den Strassen oder an den Fenstern zu zeigen, würden sich in Gefahr setzen, umgebracht zu werden *„. Die Mogols feyern auch im Monath September eine Art eines Osterfestes, und ein anders den 25. November, welches sie das Fest der Brüderschaft nennen, und welches besonders in Verzeihung des Unrechts bestehet.

Die **Metschid**, oder Moscheen der Mogols von Indostan, sind ziemlich niedrige Gebäude, aber dauerhaft aufgeführet, und viereckicht, haben ein flaches Dach, und ihre Mauern sind von einer ungemeinen Weise. Sie sind mit vielen sehr reinlichen Sälen umgeben, und es gehören ihnen oft verschiedene Häuser, wovon einige zum Nutzen der Fabricken vermiethet werden, andere aber dem Iman, welches der vornehmste Diener der Moschee ist, und den **Mullahs**, welche ihr unter seiner Aufsicht vorstehen, zur Wohnung dienen. Man siehet daselbst einige steinerne Grabmäler, und eine sehr niedrige Kanzel, welche gegen Morgen stehet. Das übrige ist leer, ohne Bildsäulen und Gemählde. Es ist ein

* Geschichte der Reisen, wie oben.

Brunnen dabey, worinnen sich die Muselmänner das Gesichte, die Füsse und Hände waschen, ehe sie in die Moschee hinein gehen. Zur Stunde des Gebeths rufet ein Mensch, der mit dem Gesichte gegen Morgen stehet, das Volk, und schreyet von einem Thurme, es ist nur ein **Gott, Mahomet** ist sein **Prophet**; welches ein Zeichen ist, daß man sich in dem Tempel versammeln soll. In jeder Stadt ist eine Hauptmoschee, wohin sich das Volk Freytags, welcher der Sonntag der Mahometaner ist, haufenweis begiebt. Ein Mullah steiget auf eine Kanzel, saget das Gebeth her, lieset einige Capitel aus dem Alcoran, welche er seinen Zuhörern erkläret.

Die Mullahs haben keine gewissen Einkünfte, und leben nur von den freywilligen Geschenken, die man ihnen macht, oder von dem Schulgelde. Diese Priester führen meistens ein sehr erbauliches Leben. Es giebt Gelehrte unter ihnen. Verschiedene widmen sich dem Unterrichte der Jugend, einige leben im ehelosen Stande und in der Einsamkeit, und bringen Tag und Nacht mit Gebeth, Nachsinnen und Kasteyung des Leibes zu.

§. 2.

Schauspiele, Lustbarkeiten.

Unter die vornehmsten Schauspiele der Mogols muß man die Thiergefechte zählen, welche hier mit grossen Zurüstungen gehalten

werden,

werden, und viel grausamer, als die Siamschen, sind. Der Kayser giebt allemal die Unkosten zu diesen grossen Schauspielen, welche auf einem Platze des Pallasts zu Agra, oder auf einem nahen Felde, in seiner Gegenwart vorgestellet werden. Er hält dieserwegen eine grosse Menge Löwen, Stiere, Leoparden, Tiger, und andere wilde Thiere. Man hat an einem andern Orte angemerket, daß einer von diesen Monarchen ein Vergnügen daran fand, wenn er die Menschen mit den Thieren streiten lies, und die besondern Umstände eines solchen Gefechts sind erzählet worden *. Wir haben hierbey nichts weiter zu erinnern.

Die zu den Ergötzlichkeiten gewidmeten Tage, entweder wegen des Geburthstages des Kaysers, oder wegen des glücklichen Fortganges seiner Waffen, oder wenn ein heiliger Feyertag einfällt, geben Gelegenheit zu verschiedenen grossen Festen, bey welchen sich die ganze Pracht des Mogolischen Hofes zeiget. Man verschafte dem Bernier Gelegenheit, daß er eins von diesen Festen mit ansehen konnte, welches in dem Amkas, dem gewöhnlichen Schauplatze dieser Schauspiele, gefeyert wurde. ** Der Kayser erschien dabey, und sas auf einem goldenen Throne, der mit Rubinen, Schmaragden und Diamanten bedecket war. Dieser Thron war unter der Regierung des

* Man sehe Seite 96.
** Eben daselbst, Seite 247 und folgende.

Shah-Jehan gemacht worden, welcher zu seiner Auszierung eine Menge kostbarer Steine, die er in seinem Schatze gesammelt hatte, anwendete. Man nennete ihn den Thron des Pfauen, weil man daran zwey solche Vögel vorgestellet siehet, welche mit vieler Kunst von feinen Steinen gemacht sind *. Die Omras, welche prächtig gekleidet waren, standen zu Füssen des Thrones auf einer Erhöhung, die mit einem silbernen Gitter umgeben war. Die Säulen in dem Saale waren mit Tapeten von goldenem Stück bedecket, und die Decke war, so lang, als sie war, mit verschiedenen reichen Himmeln gezieret. Man hat auf dem Fußboden seidene Teppiche ausgebreitet. Dieser Saal wurde mit einem Zelte, das eben so lang und breit, ausserhalb dem Saale aufgeschlagen, und mit einem silbernen Gitter umgeben war, verlängert. Seine Stangen waren von eben dem Metall, und es war mit einer feinen Leinwand gefüttert, welche gemahlt war, und deren Farben eine ungemeine Lebhaftigkeit hatten. Die bedeckten Gänge in dem Hofe, wo man dieses Zelt aufgerichtet hatte, waren nicht weniger ausgezieret. Jeder Omra hatte seinen Schwibbogen aufgeputzt, und sich bemühet, sich durch seine Pracht von andern zu unterscheiden.

Ver-

* Dieser Thron, welcher auf neunzig Millionen geschätzt wird, wurde 1739 dem Nadir-Schah zum Raube, der ihn nach Persien schaffen lies.

Bernier sagt, ohne sich in eine umständlichere Beschreibung einzulassen, daß dieses Fest drey Tage gedauert habe, und daß sich der Kayser und die Omras am dritten Tage in einer goldenen Wage wägen lassen. Man fand, daß der Kayser (Aurengzeb) zwey Pfund mehr wog, als im vorhergehenden Jahre, und ein jeder bezeugte durch Ausrufungen seine Freude darüber. Rhoe, der einen andern Kayser (Jehan-Guir) hat wägen sehen, erzählet von dieser Ceremonie besondere artige Umstände. Man hatte, sagte er, unter einem Zelte, das mitten in einem schönen Garten aufgerichtet war, eine grosse Wage aufgehangen. Die Wagschalen waren von gediegenem Golde, mit kleinen Diamanten, Rubinen und Türkissen besetzt. Sie hingen an goldenen Ketten und seidenen Schnuren, zu mehrerer Sicherheit. Der Wagbalken war mit goldenen Platten bedecket. Der Kayser erschien, mit einer erstaunenden Menge von Edelsteinen besetzet. Er hatte viele Reihen um den Hals, um die Armen, auf dem Turban und um die Faust, und zwey oder drey Ringe an jeden Finger, er setzte sich in die eine Wagschale auf die Fersen, wie eine Frau. In die andere legte man zum Gegengewichte verschiedene Ballen, welche sechs mal verändert wurden. Man sagte dem Rhoe, daß sie mit Silber angefüllet wären, und daß der Kayser an diesem Tage neun tausend Roupien gewogen hätte. Hernach legte man in eben die Wagschale Gold

 und

und Edelsteine, welche Rhoe nicht sehen konnte, weil sie eingewickelt waren. Man legte goldene und seidene Zeuge, gemahlte Leinwand und andere kostbare Stoffe nach einander hinein. Endlich wurde der Kayser gegen Gewürze, Honig, Buter und Getreide gewogen. Nach dieser Ceremonie stieg er auf seinen Thron, und man stellte vor ihn Becken voll Nüsse, Mandeln und allerhand Art von Früchten, die durch die Kunst von Gold und Silber gemacht waren. Er warf einen Theil davon aus. Die größten Herren, die ihm am nächsten waren, krochen auf der Erde herum, um sie aufzuheben. Man hatte dem Rhoe weiß gemacht, daß diese Früchte von gediegenem Gold und Silber wären; die Erfahrung aber lehrte ihn, daß sie so leichte waren, daß tausend nicht zwey hundert Französische Pfund wogen, und der Kayser theilte derselben nicht mehr aus, *als für* vier oder fünf hundert Thaler *.

Ein alter Gebrauch verbindet die Omras, dem Kayser an diesen Festtagen, nach der Grösse ihrer Reichthümer, Geschenke zu bringen. Einige geben ihm goldene und mit Edelsteinen besetzte Gefässe; andere Perlen und Diamanten von grossem Werthe, oder Beutel mit Gelde. Bey einem Besuche, welchen Aurengzeb seinem Großvizier machte, an dem Feste, bey welchem Bernier einen Zeugen abgab,

* Rhoe, in der Geschichte der Reisen, Theil 10. Seite 50.

gab, schenkte ihm dieser Herr fünf und zwanzig tausend Goldstücken, viele schöne Perlen, und einen Rubinen, der vierzig tausend Thaler am Werthe war.

Bernier thut einer andern besondern Lustbarkeit Meldung, von welcher diese Feste begleitet werden. Es ist eine Art von einer Messe, welche in dem Mehalu, oder Serail des Kaysers von den artigsten Frauenzimmern des Hofes gehalten wird, welche an diesem Orte verschiedene goldene, silberne und seidene Zeuge, gestickte Arbeit, schöne Turbans, und andere Waaren auslegen. Der Kayser gehet in alle diese Buden, und handelt, wie eine gemeine Privatperson, um alles, was ihm vorkommt. Man streitet von beyden Seiten über den Preis, und oft geht man so weit, daß man einander schimpfet. Sonst hatten die Tänzerinnen, und andere verdächtige Weibspersonen von dieser Art, die Freyheit, an diesen Tagen in das Serail zu gehen. Aurengzeb, der strenger, als seine Vorfahren war, schafte diese allzu freye Gewohnheit ab. Damit man aber etwas davon beybehielte, erlaubte er den Renchanys, diesen Nahmen giebt man hier dem Theaterfrauenzimmer, sich alle Mittewochen in den Hof des Divans zu begeben, um ihm von weiten den Salam * abzustatten.

Die vornehmste Verrichtung der Kenchanys ist, daß sie haufenweis in den Häusern tanzen, in

* Der Gruß auf Mogolische Art.

in welche man sie kommen läßt. Sie haben Mannspersonen unter sich, welche auf der Trommel, Flöte und Hoboe spielen. Ihre Gesänge und ihr Tanz sind angenehm, aber sehr unzüchtig. Es giebt sehr reiche unter ihnen, welche für funfzig oder sechzig tausend Franken Edelsteine an sich haben. Die meisten sind artig und wohlgestalt, weil sie sonst ohne diese Annehmlichkeiten selten in die Banden aufgenommen werden. Ihre Lebensart ist sehr frech. Die Omras belustigen sich mit ihnen, und begegnen ihnen übrigens mit vielem Stolze. Ein Statthalter von Amadabad schickte einmal nach einer solchen Bande von Commödiantinnen. Sie liessen ihm sagen, daß sie krank wären, und diesen Tag nicht spielen könnten. Er lies ihnen befehlen, sie sollten kommen, wie sie wären, und als sie nicht gehorchen wollten, lies er sie durch seine Wache herzu führen. Als sie vor ihn gebracht wurden, lies er ihnen den Kopf abschlagen, ohne daß er sich durch ihre Thränen, und das erschreckliche Geschrey, daß sie ausstiessen, erweichen lies. * Mandeslo und einige andere Fremde erzitterten bey Anschauung dieses blutigen Schauspiels. Der Statthalter, welcher ihr Erstaunen gewahr wurde, fing an zu lachen, und sagte zu ihnen: **Wenn ich anders verführe, so würde ich hier nicht lange Herr seyn. Die Furcht ist die einzige Stütze** meines

* Eben daselbst, Seite 70.

meines Ansehens. Die Strenge, mit welcher man in dem Mogolischen Indostan gegen die Weiber von dieser Lebensart verfähret, macht mit der Nachsicht, die man in den Europäischen Ländern gegen sie hat, einen besondern Widerspruch.

Tavernier erzählet ziemlich besondere Dinge von der Geschicklichkeit der Indianischen Marktschreyer. Diejenigen, welche er zu Baroche, einer Stadt in der Provinz Guzarate, gesehen hat, liessen eiserne Ketten im Feuer glühend werden, mit welchen sie sich den Leib nackend banden, ohne daß es ihnen weh that. * Sie steckten eine hölzerne Ruthe in die Erde, und nachdem sie sie mit dem Blute, das aus ihrem Leibe lief, indem sie sich unter den Achseln in das Fleisch schnitten, bestrichen, machten sie, daß ein Stengel daraus hervor kam, welcher zusehens wuchs, und Aeste, Knospen und Früchte trieb. Ein Englischer Priester, der dieses Wunder mit ansahe, zweifelte nicht, daß diese Indianer Zauberer wären, und drohete seinen Landsleuten, ihnen das Abendmal zu verweigern, wenn sie länger dergleichen Dinge ansähen: welches machte, daß man den Marktschreyern den Abschied gab.

** Die Mogols haben eine sehr lermende Music. Ihre vornehmsten Instrumente sind 1. die Hoboen, von welchen einige als eine Trom-

* Eben daselbst, Seite 138.
** Eben daselbst, Seite 244.

Trompete klingen, acht oder neun Schuh lang sind, und unten eine Oefnung von zehn oder zwölf Zoll haben: man nennet sie *Karna*. 2. Die kupfernen und eisernen Paucken, von welchen einige sechs Schuh im Durchschnitte haben. Die Music des Kaysers bestehet aus einem Dutzend von diesen Hoboen, und eben so viel Paucken. Alle diese Instrumente lassen sich, zu gewissen Stunden des Tages und des Nachts, zusammen mit einem Lermen hören, welcher anfänglich Europäischen Ohren sehr fremde vorkommt, zu welchen man sich aber mit der Zeit gewöhnet, und welcher, besonders von ferne, so gar angenehm wird. Diese Würkung that diese Music bey dem Bernier. Sie hat Regeln und Grundsätze. Ihre vornehmste Melodey bestehet in der Kunst, diese natürlich rauhen Instrumente, die sie hat, zu mäßigen. Darauf legen sich von Jugend auf viele Leute in dem Lande, welche hernach vortrefliche Meisters werden. Ich habe von der Vocalmusic der Mogols nichts besonders gefunden.

* Mandeslo berichtet uns, daß sie die Feuerwerke verstehen; daß sie Raketen von verschiedenen Arten haben; daß sie ihre Illuminationen auszieren und verändern, entweder indem sie vor die Lampen gläserne Flaschen setzen, welche mit Wasser von verschiedenen Farben angefüllet sind, oder indem sie die Lampen an

Räder

* Eben daselbst, Seite 78.

Räder hängen, welche unbeweglich scheinen, ob sie sich gleich mit vieler Schnelle herum drehen.

Die Jagd ist ein anderer Zeitvertreib, der ihnen sehr gewöhnlich ist. * Hasen, Wachteln und ander kleines Federwildpret zu jagen ist jedermann erlaubt: man fängt sie gemeiniglich mit Netzen. Man findet in den Gehölzen von Agra, Dehli und Lahor eine grosse Menge roth Wildpret. Diese Jagd hat sich der Kayser vorbehalten, welcher diese Orte genau bewachen lässet. Er begiebt sich zuweilen mit achtzig oder hundert tausend Mann dahin auf die Jagd, die einen Platz von vielen Meilen umgeben, in welchen man eine ungeheuere Menge von allerhand Thieren einschliesset. Man treibt sie nach und nach immer enger zusammen, und wenn der Kreis mittelmäßig ist, tödtet man sie mit Pfeilen und Flinten, oder mit dem Säbel und der halben Picke. Auf diese Art jagt man vornehmlich die Nilgaus, oder grauen Ochsen, welche Bernier für eine Art von Elendthieren hält.

Die Jagd der wilden Ziegen ist sehr angenehm. Diese Thiere, welche unsern Hirschkälbern ziemlich gleich sind, sind in Indien sehr gemein. Sie gehen in kleinen Haufen von fünf oder sechs Weibchen, welche ein Männchen anführet, das man an der Farbe unterscheidet. Man fängt sie mit zahm gemachten Leopar-

* Eben daselbst, Seite 101, 140. und 276.

Leoparden, welche man auf kleinen Karren mit Ketten gebunden führet. Man macht ihnen, wie gewissen zur Jagd abgerichteten Vögeln, eine Maske, in Gestalt einer Brille, die ihnen die Augen bedecket, an den Kopf. Wenn man einen Haufen wilde Ziegen gewahr wird, nimmt man dem Leoparde die Maske ab, damit er seinen Raub entdecke, und man bindet ihn los. Das Thier lauscht einige Zeit auf sie, macht viele Finten, nähert sich unvermerkt, und wenn es nahe genung ist, schiesset es auf sie los, und erwürget sie. Man hat angemerket, daß, wenn ihm sein Streich fehl schlägt, welches zuweilen geschieht, er nicht die geringste Bewegung macht, sie zu verfolgen, weil ihm sein natürlicher Trieb lehret, daß die wilden Ziegen geschwinder und länger laufen, als er. Wenn dieses geschehen ist, nähert sich ihm der Knecht, der ihn führet, schmeichelt ihm, und wirft ihm einige Stückchen Fleisch vor. Hernach passet er seine Zeit ab, und legt ihm seine Maske und Ketten wieder an. Die Mogols wissen auch die Tigers zur Jagd abzurichten. Gemeiniglich braucht man Windhunde, welche ein wenig kleiner sind, als die unsern.

Die Kraniche werden mit Raubvögeln gefangen, die zu dieser Jagd abgerichtet sind. Sie vertheidigen sich herzhaft wider dieselben; weil sie aber nicht die Geschicklichkeit haben, sich leicht herumzudrehen, so widerstehen sie selten dem Anfalle vieler Vögel, welche sie von vorne und hinten angreifen. Man bedienet

sich

sich einer sehr ungekünstelten Art, um die Wasservögel zu fangen. Man nimmt eine ausgeleerte und mit Heu gestopfte Ente, welche ein geschickter Schwimmer führet, indem er unter dem Wasser fortschwimmt, und sie unvermerkt unter die andern menget, welche er bey den Füssen ergreift. Die Mogols jagen zuweilen mit dem Bogen, und sie bedienen sich desselben mit solcher Geschicklichkeit, daß sie die Vögel im Fluge schiessen. Ihre Bogen sind von Büffelshörnern, und ihre Pfeile von einem sehr leichten Rohre.

Die allerseltenste unter allen Mogolischen Jagden, ist die Löwenjagd. Wenn man das Lager eines solchen Thieres entdecket hat, ätzet man es einige Tage hindurch, indem man in der Nähe von seiner Höle einen Esel anbindet, welchen der Löwe begierig frißt, hernach geht er und trinket, und kehrt zu seinem Lager zurück, wo er bis an den andern Morgen bleibt. Man giebt ihm also verschiedene Thiere von dieser Art nach einander, und läßt, wie man sagt, diesen letzten viel Opium saufen, damit sein Fleisch den Löwen destomehr einschläffere *. Wenn er eingeschlaffen ist, richten die Jäger um sein Lager herum grosse Netze auf, welche sie nach und nach enger machen. Der Kayser behält sich gemeiniglich die Ehre vor, ihn zu tödten.

* Bernier merket mit Recht an, daß diese Vorsicht sehr unnütze seyn würde, weil ein wohlgesättigter Löwe keiner weitern Hülfe braucht, daß er in einen tiefen Schlaf verfällt.

tödten. Er sitzet auf einem Elephanten, der mit Eisen verpanzert ist, und wird von einer Wache, welche mit halben Picken bewafnet ist, begleitet; er schießt viele Pfeile über die Netze, bis er das Thier tödtlich verwundet. In einer von diesen Jagden, bey welcher Bernier war, setzte der Löwe über die Netze, und fiel einen Jäger an, dessen Pferd er tödtete. Man mußte einen neuen Kreis machen, und man hatte viel Mühe, ehe man den Löwen wieder hinein bringen konnte. Der Fortgang von diesen Jagden ist für den Kayser von grosser Wichtigkeit. „Wie es eine glückliche Vorbedeutung ist, sagt Bernier, wenn er einen Löwen tödtet, so ist es eine sehr unglückliche Vorbedeutung, wenn er ihn verfehlet. Man würde glauben, daß der Staat in Gefahr sey. Sein Triumph ist auch mit vielen grossen Ceremonien begleitet. Man trägt den toden Löwen in die allgemeine Versammlung der Omras. Man untersuchet ihn. Man misset ihn. Man schreibet in das Reichsarchiv, daß an dem und dem Tage, der und der Kayser einen Löwen von der und der Grösse und Farbe getödtet hat. Man vergißt die Grösse seiner Zähne und Klauen nicht, auch nicht die geringsten Umstände von einer so grossen Begebenheit.„

✣ ✣ ✣

§. 3.

Heyrathen.

Die Mägdchen werden hier gemeiniglich in ihren zartesten Jahren verlobet; sie leben aber nicht eher mit ihren Männern, als wenn sie mannbar worden sind, und es die Eltern erlauben. Ob sie gleich gemeiniglich nichts, als ihre Kleider, Kleinodien, und zuweilen zwey oder drey Sklaven, zur Mitgabe bekommen, so währet es doch bey den Familien lange, ehe die Heyrathen zu Stande kommen *. Wenn man über alles einig worden, und der Hochzeittag angesetzet ist, führet man die Braut auf das Ufer eines Flusses, man badet sie, man bedecket sie mit Blumen, man schüttet wohlriechende Sachen auf sie. Wenn der Mann eine Person vom Stande ist, reitet er viele Abende hinter einander, von seinen Freunden, und einem ansehnlichen Gefolge von Bedienten, Musicanten und Gauckelern begleitet, herum. Dieser Aufzug nimmt einen grossen Umschweif, ehe er an das Haus der jungen Frau kommt, und gehet durch die vornehmsten Strassen der Stadt. Wenn die Trauung vor sich gehen soll, wird der Bräutigam von den Anverwandten der Braut empfangen, welche ihn neben ihr auf einen Teppich niedersetzen lassen. Ein Mullah

* Eben daselbst, Seite 257.

Mullah nimmt ein Buch, und saget in Gegenwart des Cadi, den man darzu hat holen lassen, die gewöhnlichen Formeln her. Der Mann schwöret vor allen Anwesenden, daß er seiner Frau ihre Mitgabe wiedergeben will, wenn er sie verstösset. Nach diesem Schwur verrichtet der Priester die vorgeschriebenen Ceremonien vollends, und giebt den neuen Eheleuten seinen Segen. Das Hochzeitfest ist allemal sehr prächtig. Die Mogols sind hierinne sehr ehrgeitzig, und die Tafel ist eins der vornehmsten Stücke ihres Aufwandes. Sie sitzen zuweilen bey dem Essen auf Bänken oder Stühlen, gemeiniglich aber auf Matten oder Teppichen. Ihr liebstes Gerichte bestehet in einer Art von kleinen Klösen, welche aus wohlriechenden Saamen, mit Opium vermenget, gemacht werden. Dieses machet sie anfänglich lustig, hernach aber macht es sie tumm und schläfert sie ein.

Ein Mann kann viele Weiber nehmen, und denenjenigen, die er überdrüßig ist, den Abschied geben, wenn er ihnen ihre Mitgabe wieder giebt. Mancher reicher Kaufmann hat in den vornehmsten Städten, wo er zu thun hat, ein Serail, und ist versichert, daß er allemal wohl aufgenommen wird, weil sich die Weiber in jedem Hause bemühen, ihn dahin zu ziehen, und durch ihre Liebkosungen bey sich zu behalten. Eine Frau kann vor Gerichte keine Ehescheidung erhalten, wenn sie nicht beweiset, daß

sie ihr Mann geschlagen hat, oder daß er ihr die nöthigen Sachen zu ihrem Unterhalte verweigert: wenn sie sich von ihm trennet, nimmt sie die Töchter mit sich, und läßt ihm die Söhne. Wenn ein Mann seine Frau im Ehebruche antrift, ist er berechtiget, sie zu tödten. Es ist bey diesen Tartarn gebräuchlich, daß man mit seinem Säbel den Leib der Verbrecherin in zwey Stücke hauet.

So strenge diese Gesetze sind, so verhindern sie doch nicht, daß nicht in den Häusern der Privatpersonen, und in dem Serail des Kaysers selbst, grosse Unordnungen vorgehen sollten. Unter der Regierung des Aurengzeb fand man zwey Menschen, die sich in den Gärten des Pallasts verirret hatten, und die gemeine Meynung war, daß sie Rauchenara-Begum, die vornehmste Sultanin, in ihr Zimmer hatte kommen lassen, wo sie sie einige Tage verborgen gehalten. Nachdem sie die Kräfte des ersten erschöpfet hatte, befahl sie den Weibern, welche zu diesem Liebeshandel geholfen hatten, ihn des Nachts durch einige Gärten zu führen, und ihn aus dem Serail zu lassen. Als aber diese Weiber eine Furcht überfiel, flohen sie davon, und liessen ihn mitten in diesen Gärten stehen, in welchen er die ganze Nacht herum irrete, ohne daß er einen Ausgang finden konnte. Er wurde ergriffen, und vor den Aurengzeb geführet, der viele Fragen an ihn that, und von ihm keine andere Antwort be-

kommen konnte, als daß er über die Mauern hinein gekommen wäre. Der Kayser, ohne einigen Zorn zu bezeigen, befahl, man sollte ihn durch eben den Weg wieder hinaus gehen lassen, und die Verschnittenen, welche diesen Befehl nach dem Buchstaben ausführten, stürzten ihn von den Mauern des Serail herunter. Der andere hatte ein glücklicher Schicksal. Da er gestand, daß er durch die Thür hinein gekommen wäre, befahl Aurengzeb nur schlecht weg, daß man ihn wieder zur Thür hinaus lassen sollte; seinen Zorn aber lies er an den Verschnittenen aus, welche diesen Posten bewachen mußten. Eine Portugiesische Sklavin, welche lange in dem Serail gedienet hatte, erzählte dem Bernier diese kleine geheime Geschichte. Eben dieser Reisende erzählet, daß ein Mägdchen, die bey der Nourmahal, der Gemahlin des Jehan-Guir, in Diensten war, einmal in den Armen eines Verschnittenen ertappet wurde *. Der Kayser lies sie bis an die Achseln eingraben, mit den Armen an einen Pfal binden, und drey Tage nach einander in diesem erbärmlichen Zustande, da der Kopf und die Arme der Sonnenhitze ausgesetzt waren, zubringen, ohne daß sie einige Nahrung zu sich nehmen durfte. Der Verschnittene wurde den Elephanten vorgeworfen, welche ihn zertraten.

* Eben daselbst, Seite 121.

§. 4.

Leichenceremonien.

Die Leichenbegängnisse werden bey den Mogols mit vieler Ehrbarkeit gehalten. Die Weiber und Anverwandten des Verstorbenen erheben drey Tage nach einander ein grosses Geschrey *. Man wäschet den Leib, man reibet ihn mit verschiedenen wohlriechenden Sachen, und wickelt ihn in eine Leinwand, welche man zunehet. Einige Priesters gehen verschiedenemal um den Verstorbenen herum, sagen Gebethe her, legen ihn in den Sarg, und tragen ihn an den Ort seines Begräbnisses. Die Anverwandten und Freunde folgen ihm in weiß gekleidet, welches hier die Trauerfarbe ist, und gehen zwey und zwey in guter Ordnung. Man setzet den Leib in eine Kruft auf die rechte Seite, so, daß er die Füsse gegen Mittag, und das Gesichte gegen Morgen, nach Mecca zu, kehret. Man bedecket ihn mit einigen Bretern, und wirft ein wenig Erde darüber. Darauf gehet ein jeder von den Anwesenden, und wäscht sich die Hände in einem benachbarten Brunnen, und kommt hernach wieder zum Grabe, um mit bedecktem Kopfe, gefaltenen Händen, und gegen den Himmel gekehrten Gesichte, ein kurzes Gebeth herzusagen. Wenn das Gebeth verrichtet ist,

* Eben daselbst, Seite 259.

kehret man in eben der Ordnung in das Haus des Verstorbenen zurück, wo die Versammlung auseinander gehet. Ich habe an einem andern Orte von den prächtigen Gräbern geredet, welche man in einigen Moscheen siehet, und von dem Geschmack, welcher unter den Grossen herrschet, sich dergleichen Grabstäte zu verschaffen.

§. 5.

Häuser, Hausrath, Fuhrwerke, Art zu reisen.

Man siehet hier wenig prächtige Gebäude. Man kann leicht begreifen, daß diese Art von Pracht aus einem Lande verbannet seyn muß, wo man ein so wenig dauerhaftes Glück macht, und wo niemand das Eigenthum von einem Grundstücke besitzt. * Ueberdieses scheint es, als wenn die Mogols einigen Geschmack an der herumirrenden Lebensart, die sie vor Alters führten, beybehalten hätten. Die reichsten haben verschiedene Wohnungen, und verwechseln sie nach den Jahreszeiten. Die grosse Menge dieser Wohnungen erlaubet nicht, daß sie prächtig seyn können. Viele haben keine andern Wohnungen, als kleine Hütten, die man fortführen kann, oder Zelter, welche sie in den Feldern aufschlagen, und von einem Orte zum andern bringen.

Die

* Eben daselbst, Seite 253.

Die Häuser der größten Herren haben gemeiniglich nur Mauern von Thon und Leim, welchen man unter einander mischt und mit einem Mörtel von Kalk und Kühmist, der die Fliegen davon vertreibet, verküttet. Man weisset sie mit einer von Gras, Milch, Zucker und Gummi zusammen gesetzten Materie, welche ihnen viel Glanz giebet. Die meisten Dächer sind flach, auf welche man sich des Abends begiebt, frische Luft zu schöpfen. Uebrigens sind diese Palläste groß, und in viele bequeme und geräumliche Zimmer eingetheilet. Man siehet gemeiniglich schöne Gärten dabey, mit Feldern von Blumen und Pflanzen, mit schönen Alleen, Büschen, Wasserkünsten, Lauben und Grotten, und zuweilen mit bedeckten Gängen, prächtigen Bädern und Pyramiden von einer vortreflichen Bauart. Die prächtigsten Mogolischen Gebäude aber, die königlichen Häuser nicht einmal ausgenommen, sind mit unsern Europäischen Pallästen nicht in Vergleichung zu ziehen.

Die Häuser des Volks sind nur von Leim und Stroh und mit Kuhmist überzogen; ohne Keller und hohe Kammern; mit einem flachen, sehr niedrigen Dache, welches mit Schilf gedecket ist; die Thüren sind ohne Schlösser und Riegel. Sie haben keine Fenster, die auf die Gasse gehen, welches sie sehr traurig macht. Die Oefnungen, welche man in die gegen über stehende Wand macht, haben keine Glasscheiben.

Vor den Häusern einiger Kaufleute sind eine Art von Schupfen, wo sie ihre Waaren auslegen, und die Personen, welche sie besuchen, annehmen. Man siehet vor den Pallästen einiger Statthalter etwas, das dem gleich kommt. Ein hervorragendes Dach, welches auf vier Pfeilern ruhet, machet einen ziemlich geräumlichen bedeckten Gang, an dessen Seiten der Boden, welcher einige Fuß erhöhet ist, zwey kleine Bänke machet, worauf man sich setzen kann. In diesen Sälen geben die Statthalters Audienz. An Gallatägen sind sie prächtig ausgezieret, und des Abends werden sie mit einer grossen Menge Fackeln erleuchtet. An den gemeinen Tagen ist nichts ungekünstelter, als diese Säle.

Die Mogolischen Herren, welche von aussen in Auszierung ihrer Häuser nicht prächtig sind, putzen sie inwendig mit so viel Geschmack, als Pracht, auf. Kostbare Teppiche, feine Leinwand, prächtige Firnisse, reiche Vergoldungen, eingelegte Arbeit von Porcellain oder Perlmutter, goldene und silberne Geschirre, alles zeiget hier die Asiatische Weichlichkeit, und eine zärtliche Schwelgerey, an. Die Omras haben allezeit eine grosse Menge Bediente in ihrem Gefolge. Sie haben Edelknaben, Läufer, Wachen, eine Bande Musicanten, und andere Bedienten von allerhand Art; ausser einem Haufen Knechte und Sklaven, welche zu den niedrigsten Verrichtungen bestimmet sind, als Holz zu spalten, Wasser zu holen, den Palankin

fin zu tragen, die Camele zu leiten, und andere dergleichen Sachen zu thun. Ihr Serail bestehet aus vielen Weibern, von welchen eine jede, besonders bey vornehmen Leuten, ihr besonder Zimmer und ihre Sklaven hat, mit allen andern Bequemlichkeiten, die sie wünschen kann. Man würde schwerlich glauben können, daß Privatpersonen dergleichen Aufwand aushalten könnten, wenn man nicht betrachtete, daß hier alle Reichthümer in einer kleinen Anzahl von Familien, zusammen gehäufet sind; daß man einen Menschen des Jahres mit fünf oder sechs Pistolen erhält und kleidet; und daß die meisten Bedienten weiter nichts, als den Unterhalt, bekommen.

Die vornehmsten Fuhrwerke der Mogols sind die Palankins, eine Art von Sänften, welche sechs oder sieben Schuh lang, und drey Schuh breit sind, und ein Gitter haben, welches rund herum gehet. Sie hangen an einer langen Stange von Bambus, die ein wenig krum ist, an dem Himmel hingehet, und gemeiniglich von vier Leuten getragen wird, die in einer Linie, zwey vorne und zwey hinten, gehen. Diese Tragsessel können verschiedene Personen einnehmen, welche sich darinne setzen oder legen können.

Die Palekis, ein anderes Fuhrwerk des Landes, sind grosse Landkutschen, mit zwey Rädern, welche von Ochsen gezogen werden. Ihr Himmel, welcher auf vier Säulen ruhet, ist

wie ein eingebogenes Dach gestaltet. Einige sind offen, mit Vorhängen, welche man herunter fallen läßt, oder aufziehet. Andere sind mit einem Gitter von Rohr vermacht.

Die Palankins sind vornehmlich auf Reisen im Gebrauche. Die Träger gehen barfuß und lösen einander ab. Die Musicanten, die Wachen, die Köche, diejenigen, welche die Lebensmittel und Zelte und das Reisegeräthe tragen, gehen um die Sänfte herum zu Fusse. Diese Art zu reisen ist die bequemste in einem Lande, wo das Futter für die Thiere schwer zu haben ist, und viel Unkosten verursachet.

Die Wirthshäuser sind in ganz Indostan so selten und so schlecht, daß man genöthiget ist, wenn man eine ein wenig lange Reise thun will, sich mit allen nöthigen Dingen des Lebens zu versehen. Die vornehmsten Sachen eines Reisenden, der von gemeinem Stande ist, sind ein Zelt von mittelmäßiger Grösse und ein Fußteppich; ein kleines Bett, oder ein Sopha von Rohr, mit einem Kopfküssen; zwey Decken, von welchen eine zur Matratze dienet, ein Soufra, oder ledern Tischtuch, auf welchem man isset; einige Servietten von gemahlter Leinwand; Küchengeschirre und einige Schüsseln, welche man in kleine Säcke stecket, die in einen grössern gethan werden, wo man allen andern Vorrath, nebst den Bündeln, worinne die Wäsche, Kleider und andere Sachen sind, hinein thut. Man muß sich auch mit Reis,

gutem Wasser, Früchten, die sich halten, und besonders mit Citronen versehen, welche den Reisenden zur Erfrischung dienen. * Diejenigen, welche diese Vorsicht nicht gebrauchen, sind vielen Krankheiten ausgesetzet, wovon die gemeinste eine Art von Würmern ist, welche in den Beinen wachsen, und darinne eine gefährliche Entzündung verursachen, die mit einem Fieber begleitet ist. Diese Würmer kriechen gemeiniglich zu Ende der Reise von sich selber heraus; manche aber bleiben länger, als ein Jahr, in der Wunde. Sie sind so dünne, daß man sie eher für Sehnen, als für Ungeziefer, halten sollte. Man wird sie hier, wie in Afrika, los, indem man sie um einen kleinen Stock wickelt, und sachte heraus ziehet, damit man sie nicht zerreisset.

Wenn der Kayser eine grosse Reise unternimmt, hat er allezeit zwey Läger, oder zwey Haufen Zelter, welche wechselsweise aufgeschlagen und abgebrochen werden, damit er, wenn er aus einer Wohnung heraus gehet, allemal eine andere fertig finde. Daher haben sie den Nahmen Peiche=Kane, welches bedeutet, Häuser, die voran gehen. Ein jedes von diesen Peiche=Kane, wird mit allem, was dazu gehöret, von einer grossen Anzahl Elephanten, Camele, Maulesel, und einer Menge Sklaven getragen. Die Menschen tragen die leichtesten und zerbrechlichsten Sachen, als das Porcellainerne

* Bernier, Theil 4.

cellainerne Tafelgeschirre, die gemahlten und vergoldeten hölzernen Bettstellen, die Matten und Schirme. Der Oberhofmarschall läßt die Läger abstecken, und entwirft zum kayserlichen Quartier ein Viereck, von welchem jede Seite ungefähr dreyhundert Schritte lang ist. Schanzgräber machen diesen Platz reine und eben, und werfen kleine Erhöhungen auf, auf welchen die Zelter aufgerichtet werden sollen. Der ganze Platz ist mit Kanaten, oder starker Leinwand umgeben, welche mit feiner gemahlter Leinwand gefüttert ist. Man befestiget sie mit Stricken an Pflöcken und gebogenen Stangen, welche man zehn Schritte von einander, zwey und zwey, eine ausserhalb, und die andere innerhalb der Vermachung, stecket. Man richtet darinne viele Zelter auf, welche, so viel, als möglich, die Gestalt des kayserlichen Pallastes von Agra haben müssen. Man siehet einen Amkas, oder Divan, daselbst, zu den Morgenaudienzen; einen Gosel=Kane, zu den Abendversammlungen; ein ander Zelt, Kaluet=Kane, oder der Saal des geheimen Rathes, genannt. Ueber diese öffentlichen Säle hinaus, sind die besondern Zelter des Kaysers und seiner Weiber. Sie sind mit Kanaten, welche statt der Mauern, und so hoch, als ein Mensch, sind, umgeben. Die Zelter der Verschnittenen und der weiblichen Bedienten, sind darum herum.

Der Amkas, und die andern vornehmsten Zelter, sind sehr hoch. Die Leinwand von aussen

aussen ist grob und stark, roth gemahlet, mit breiten Bändern von verschiedenen Farben. Inwendig ist sie mit feiner Leinwand, oder mit goldenen und silbernen Zeugen gefüttert. Die Zeltstangen sind lackiret oder vergoldet. Der Fußboden ist mit den schönsten Matten bedecket, und auf den Seiten siehet man verschiedene Sophas, welche aus kleinen baumwollenen Matratzen bestehen, die drey oder vier Finger hoch, mit reichen Teppichen überzogen, und mit grossen Küssen, damit man sich anlehnen kann, versehen sind. Jedes kayserliches Zelt hat einen Himmel von Sammet oder goldenen Brocat. Man richtet darinne kleine Kabinette auf, welche man Karguai nennet, und die von sehr dünnen Tannenbretern, auswendig gemahlt und vergoldet, und inwendig mit kostbaren Zeugen, die goldene und seidene Franzen haben, ausgeschlagen, gemacht sind. Sie laufen oben rund zu, und ihre Thüren werden mit silbernen Vorlegschlössern verschlossen.

Mitten in einer von den Seiten des grossen Vierecks, welche die Vermachung des kayserlichen Quartiers beschreiben, ist ein grosses Thor, das prächtig ausgezieret, und der Haupteingang ist. Von aussen wird es, zur Rechten und Linken, von sechzig kleinen Feldstücken vertheidiget, welche man das Geschütze des Steigbügels nennet, und die alle losgebrannt werden, wenn der Kayser in sein Zelt tritt. Der Platz vor diesem Thore ist allemal

frey.

frey. Der Platz aber nach den drey andern Seiten zu ist mit Zeltern besetzet, welche zu verschiedenen Dingen gebrauchet werden. Einige sind zu Speisekammern und zu Küchen; zu den Waffen des Kaysers; zu seiner Wäsche und Kleidern; zu seinen Handpferden und Elephanten; zu seinen Raubvögeln, Hunden, Leoparden, Löwen, Nasehörnern und andern Thieren, die er unterhält: denn diese wollüstigen Monarchen verschaffen sich auf ihren Reisen alle Bequemlichkeiten und Annehmlichkeiten, die sie mitten in den Städten in ihren Pallästen geniessen können.

Die Zelter der Omras sind um das kayserliche Quartier herum aufgeschlagen. Sie dürfen nicht so hoch, als des Prinzen seine, seyn: aussen müssen sie nicht ganz roth seyn, und ihr Eingang muß nach dem Quartiere des Kaysers zu stehen. Der übrige Platz wird von den Mansepdars, oder niedern Kriegsbedienten, von den Soldaten von der Wache, von einer Menge von Reffträgern, Marketendern und Höcken von allerhand Art, eingenommen, welche dem Lager beständig folgen, und die Bazars mit Getreyde, Futter und andern Waaren versehen. Diese Bazars sind, nach dem Gefolge des Kaysers, zahlreicher, oder nicht. Der größte formiret eine lange und breite Strasse, welche mitten durch das ganze Lager gehet. Man erkennet sie von weiten an hohen Stangen, an welchen rothe Fahnen und Kühschwänze hangen.

Der

Der Kayser reiset bald zu Pferde, bald auf einem Elephanten, bald in einer Art von einem Sessel, Tactravan genannt, welcher von acht Leuten getragen wird, und mit Glasscheiben vermacht ist. Die Indianischen Rajas, die Omras, und die andern Herren des Hofes folgen ihm zu Pferde. Man träget verschiedene silberne Figuren, welche fremde Thiere, Hände, Wagen, Fische und andere besondere Sachen vorstellen, vor den Kayser her. Diese Figuren sind an lange Stangen gemacht, und heissen Coursi.

Die Sultaninnen, welche die Reise mit thun, haben verschiedene Arten von Fuhrwerken; einige werden von Leuten in Palankins getragen; andere bedienen sich der Palekis, die von Ochsen gezogen werden, oder sitzen in Sänften, die von zwey Camelen, oder zwey kleinen Elephanten getragen werden; andere reisen in **Mikdembers**, welche wie kleine viereckichte Thürme gestaltet sind, vier Sitze haben, mit einem Gitter von Rohr vermacht sind, und auf dem Rücken eines Elephanten stehen. Die meisten sind gemahlt, oder vergoldet, und mit einem grossen seidenen Netze mit Franzen und herabhangenden Quasten bedecket.

Bernier, welcher dem Kayser auf einer von diesen Reisen gefolget hat, redet von diesem Zuge des Serail mit Verwunderung. Er zählte bis auf sechzig Elephanten, welche prächtig ausgeputzet waren, eine lange Reihe machten,

ten, und eine grosse Menge Sitze trugen, die auf verschiedene Art ausgezieret waren. Er sah einen Haufen Verschnittene, Weiber und Sklaven von allerhand Art, von welchen einige auf kostbaren Pferden ritten, andere zu Fusse gingen. Rauchenara-Begum, des Sultans liebste Frau, führte auf einem grossen Peguanischen Elephanten, in einem Mikdember, der blau und Gold gemahlet war, diesen prächtigen Zug an. Der Verfasser sah vorne auf dem Elephanten eine kleine Sklavin, welche den Staub und die Fliegen mit einem Pfauenschwanz, den sie in der Hand hatte, von sich weg trieb. Diese Neugierde aber wäre ihm bald theuer zu stehen gekommen. Da er sich den Sultaninnen zu sehr genähert hatte, fielen ihn einige Verschnittene aus dem Zuge, mit dem Säbel und Stocke in der Hand, an, und er entging dieser Gefahr nicht anders, als durch eine schleunige Flucht. Die Mogols sagen auch im Sprichworte, daß man sich hier vor drey Sachen in Acht nehmen muß; die erste, daß man nicht unter junge Pferde kommt; die andere, daß man sich nicht an den Orten befindet, wo der Kayser jaget; und die dritte, daß man sich den Weibern aus dem Serail nicht zu sehr nahet.

* In Indien brauchet man zu Ziehung der Fuhrwerke, oder zu Fortschaffung der Waaren

* Eben daselbst, Theil II. Seite 686 und folgende.

ren keine Pferde und Maulesel. Alles wird auf Ochsen und Camele, oder auf Karren geladen, welche von Ochsen gezogen werden. Man reitet diese letzten Thiere sehr oft auf Reisen. Ihr Gang ist sanft, und sie lassen sich eben so gut lenken, als ein Pferd, ohne einigen andern Zaum, als eine Schnur, welche man ihnen durch die Nasenlöcher ziehet. Im flachen Lande beschläget man sie nicht; wenn sie aber an unebenen Orten gehen müssen, legt man ihnen Eisen auf, um ihren Huf zu schonen. Man hat angemerket, daß die Indianischen Ochsen einen ziemlich grossen Buckel auf den Rücken haben. Man leget ihnen einledernes Kummet an, woran man sie anspannet. Die Zugochsen kosten zuweilen bis auf fünf hundert Roupien. Die stärksten können zwey Monath hinter einander gehen, und täglich funfzehn Meilen machen. Man giebt ihnen des Mittags zwey oder drey Kugeln von Mehl, welche mit Butter und groben Zucker geknetet sind, und des Abends ein Maas gequetschte Erbsen, welche eine halbe Stunde im Wasser geweichet haben.

Eine grosse Anzahl Familien haben hier kein ander Handwerk, als daß sie Ochsen miethen, sie treiben, und die Eßwaaren aus einem Lande in das andere bringen. Unter den Indianischen Casten giebt es ihrer viere, welche man durch den Nahmen der Mouris unterscheidet, und wovon eine jede ungefähr aus hundert tau-

send Seelen bestehet, die einzig und allein dieses Handwerk treiben. Die erste führet nur Getreide, die andere Reis, die dritte Hülsenfrüchte und die vierte Salz. Die von der ersten Zunft haben mitten auf der Stirne ein rothes Zeichen, so groß, als ein Thaler, mit einem Streife längst der Nase, worauf sie einige Körner Getreide leimen. Die von der andern Zunft haben ein gelbes Zeichen und kleben sich einige Reiskörner auf die Nase. Die von der dritten haben ein graues Zeichen und Hirsekörner. Die Priester machen ihnen diese Zeichen mit Gummi. Die von der vierten Zunft haben keinen andern Unterscheid, als einen Sack mit Salz, der zuweilen ziemlich schwer ist, und ihnen am Halse hänget, und mit welchem sie sich zur Stunde des Gebeths die Brust schlagen. Alle tragen eine Schnur um den Leib, an welcher eine kleine silberne Büchse, so groß, als eine Haselnuß, hanget, in welcher ein geheimnißvolles Pappier ist, das sie von ihren Priestern empfangen. Zuweilen hängen sie ihren Ochsen dergleichen Büchsen an.

Diese Fuhrleute haben keine gewissen Wohnungen, und halten sich mit ihren Weibern und Kindern, welche ihnen auf allen ihren Reisen folgen, unter Zeltern auf. Einige haben hundert Ochsen; einige mehr, oder weniger, nach ihrem Vermögen. Die Fuhrleute von jeder Zunft haben ein Oberhaupt, welcher sich wie ein unumschränkter Herr aufführet, und an

dem

dem Halse eine Schnur von Perlen träget. Da sie gemeiniglich in Karavanen reisen, so führen sie ihre Priester mit sich, welche an dem Orte, wo man sich lagert, ein Götzenbild, in Gestalt einer Schlange, die um eine Stange von sechs oder sieben Fuß hoch geschlungen ist, aufrichten. Der Ochse, der sie träget, ist für diese Indianer auch ein Gegenstand ihrer Verehrung. Die Weiber legen die Zelter zusammen, indessen daß die Männer die Thiere beladen. Sie haben nur eine leichte Leinwand, die sie vom Gürtel, bis auf die Füsse, fünf oder sechsmal herum wickeln, zur Kleidung: das übrige ist nackend. Von dem Gürtel an in die Höhe sind in ihre Haut Blumen ausgeschnitten, die nach ihren natürlichen Farben gemahlet sind, welches wie ein gestickter Zeug aussiehet.

Die Karavanen von Lastthieren sind so zahlreich, daß man zuweilen zehn oder zwölf tausend Ochsen zusammen antrift. Es entstehet hieraus auf den Wegen, besonders in engen Pässen, deren es viel in Mogol giebt, wo man die Felder mit einem guten Graben zu umgeben gewohnt ist, daß die Reisenden zuweilen zwey oder drey Tage in diesen engen Pässen aufgehalten werden. Bey diesen Gelegenheiten besonders kommen die Karavanen von verschiedenen Zünften, als die Karavane, welche Reis führet, und die andere, welche Getreide geladen hat, des Vorzugs wegen, zu blutigen Streitigkeiten.

tigkeiten. Es ist zu allen Zeiten viel Eifersucht und Haß unter ihnen gewesen, und ihre Streitigkeiten würden noch gemeiner seyn, wenn nicht der Grosse Mogol dadurch, daß er ihren Häuptern erlaubet, eine Schnur von Perlen am Halse zu tragen, einige Gleichheit unter ihnen eingeführet hätte.

Die Karavanen, die aus Karren bestehen, sind selten stärker, als zwey hundert. Jedes Fuhrwerk wird von zehn oder zwölf Ochsen gezogen, und von vier Leuten, die zu Fusse, zwey und zwey auf jeder Seite, gehen, begleitet. Sie halten zwey Seile, die durch den Karren gehen, und welche darzu dienen, daß sie denselben in schlimmen Wegen halten, wo er in Gefahr ist, umzuwerfen.

§. 6.

Kleidung der Manns- und Weibspersonen. Abschilderung der Mogols.

*Die Kleidung der Mogols ist anständig und bescheiden. In den Morgenländischen Provinzen tragen die Mannspersonen Röcke, welche bis mitten auf die Füsse herunter gehen, und von oben, bis unten, mit Schleifen zugebunden sind. Unter diesem ersten Kleide haben

* Eben daselbst, Theil 10, Seite 253, und folgende.

haben sie eine leichte Weste von Leinwand oder Seide, welche ihnen zum Hemde dienet, und bis auf die Dickbeine gehet. Ihre Hosen, welche oben sehr weit, unten aber sehr enge sind, gehen ihnen bis auf die Knöchel. Sie sind auf den Beinen in Falten geleget. In den Provinzen, welche Persien am nächsten liegen, trägt das Volk, nach Persianischer Art, offene Röcke, mit dem Unterschiede, daß sie die Mogols allemahl unter dem linken Arm, und die Persianer unter dem rechten Arm kreutzweis zusammen nehmen; und daß jene die Enden von ihrem Gürtel, welcher vorne zugebunden ist, hängen lassen, an statt daß die Persianer sie in den Gürtel stecken, den sie um den Leib herum wickeln, ohne ihn zuzubinden. Ihre Gürtel, die sie Commerbant nennen, sind gemeiniglich von rother Seide mit goldenen Streifen, oder weissen Zwirne und grossen Quasten, welche auf der rechten Seite hangen. Unter diesem Gürtel, der sehr breit ist, haben sie einen kleinen von weissen Cattun, an welchen sie auf der linken Seite einen schönen Syinder, oder Dolch, hängen, dessen Griff von Gold, Agath, Cristall, oder Berstein ist. Die Scheide ist, nachdem der Dolch ist, eben so reich. Ueberhaupt unterscheiden sich hier alle Personen von Ansehen durch die Pracht ihrer Kleidung. Das Volk ist auf eine sehr ungekünstelte, aber anständige Art gekleidet. Alle Priester gehen weiß.

Die Seripous, oder Mogolischen Schuh, sind sehr weit, gemeiniglich von rothen vergoldeten Leder, ohne Laschen, damit man sie leichter ausziehen kann, welches hier allemal geschiehet, wenn man in ein fremdes Zimmer gehet, damit man die Teppiche und Matten nicht verderbet. Die Mogols haben den Kopf abgeschoren, und bedecken ihn mit einem Turban. Es ist ein Stück Nesseltuch, zuweilen fünf und zwanzig, oder dreysig Ellen lang, welches sie wie eine Mütze zusammen rollen.

Die Weiber tragen einen leichten Rock, der ihnen bis auf die Füsse gehet, und nur aus einem einzigen Stücke Nesseltuch gemacht ist, welches sie von dem Gürtel, bis hinunter, drey oder vier mal umwickeln. Sie haben unter diesem Rocke Hosen, welche den Mannspersonen ihren gleich sind. In ihren Häusern tragen sie keine andere Kleidung, gehen mit blosem Kopfe und Füssen, und nackenden Leibe bis an den Gürtel. Wenn sie aber ausgehen, oder sich zeigen wollen, hängen sie einen Rock um, und machen eine Scherze darüber, nehmen auch einem Schleyer. Da diese Kleider sehr weit und leicht sind, so fliegen sie um ihre Schultern, und lassen oft den Busen und die Arme blos. Ausser den reichen Halsbändern, womit sie sich schmücken, und einer Menge von allerhand Ringen, die sie an den Fingern tragen, beschweren sie sich die Arme mit Reifen von Gold, Silber, Elfenbein, Glas und vergoldeten

goldeten Firniß, nachdem ihr Stand ist. Einige tragen so gar welche unten an den Füssen. Verschiedene stecken sich durch die Nase goldene Ringe mit kleinen Perlen besetzet, und tragen in den Ohren andere kleine und grosse Ringe, welche ihnen bis auf die Brust hangen. Sie schlagen ihre Haare in Locken, und lassen sie auf den Schultern fliegen.

Die Mogols überhaupt sind wohl gestaltet, groß und von einer starken Leibesbeschaffenheit. Sie sind nicht so schwarz, als die Indianer, aber brauner, als die Völker von Europa, die am meisten gegen Mittag liegen. Sie haben einen Theil von der Tapferkeit ihrer Vorfahren beybehalten, welches in einem Lande, wo der Despotismus allen Muth entkräften sollte, etwas erstaunendes ist. Sie haben eine edle Seele, ein höfliches Bezeigen, einen angenehmen und geistreichen Umgang. Sie sind sanftmüthig und verabscheuen die Zänkereyen. Sie sind in ihren Kleidungen, in ihrem Geräthe und in ihren Festen prächtig. Sie lieben das Spiel heftig, besonders das Schachspiel und eine Art vom Kartenspiele, welches mit den unsern nichts gemeines hat, und wodurch sie sich zuweilen arm machen. Sie haben fast insgemein an der Musik einen Geschmack, obgleich diese Kunst unter ihnen nicht hoch getrieben worden ist. Oeffentlich enthalten sie sich des Weintrinkens, welches durch strenge Gesetze verbothen ist; sie zeigen auch gegen die

Blutschande und andere grobe Laster eine grosse Abneigung: in dem innern ihrer Häuser aber überlassen sie sich der Trunkenheit und den schändlichsten Wollüsten. Man versichert, daß sie sich gewisser Tränke bedienen, welche sie zur Geilheit aufmuntern. Sie sind, was die Sterndeuterkunst anbetrift, ungemein leichtgläubig. Man unternimmt hier nichts wichtiges, ohne den Minatzin, oder Sterndeuter um Rath zu fragen. Sie haben einigen Geschmack an den Wissenschaften, und verschiedene legen sich mit Fortgang auf die Medicin, Physik, und Astronomie. Sie kennen die Bücher des Aristoteles, welche in das Arabische, eine Sprache, die den Indianischen, Persischen und Türkischen Mahometaner sehr gemein ist, übersetzet sind. Sie haben auch einige Abhandlungen des Avicenn, den sie als einen von ihren Lehrern ansehen, weil er von Samarcande, der alten Hauptstadt des Mogolischen Reiches, war. Einige treiben die Dichtkunst und Redekunst. Sie haben zu allen diesen Wissenschaften Schulen. Ihre Sprache ist weder von Stärke noch Zierlichkeit entblösset, und alle wohlerzogene Personen bemühen sich, dieselbe rein zu schreiben und zu reden. Ob sie gleich in verschiedene Mundarten eingetheilet ist, so ist sie doch für die Fremden nicht schwer. Die Mogols schreiben, wie wir, von der Rechten zur Linken.

Zweyte Unterabtheilung.

Völker, welche sich ausserhalb den Grenzen des Mogolischen Reiches, in der Halbinsel von Indostan, niedergelassen haben.

Erstes Hauptstück.

Beschreibung der Halbinsel von Indostan.

Die Indostanschen Länder, welche ausserhalb den Grenzen des Mogolischen Reiches liegen, formiren eine Halbinsel, welche gegen Osten, Süden und Abend mit dem Meere umgeben ist, und gegen Norden an die Staaten des Grossen Mogols stösset. Die Alten nennten sie die Halbinsel von Indostan disseits des Ganges, um sie von einer andern Halbinsel zu unterscheiden, welche, in Ansehung von Europa, jenseits dieses Flusses lieget. Wir wollen ihr den ungekünsteltern Nahmen der Halbinsel von Indostan geben. Sie erstrecket sich von dem achten, bis auf den zwanzigsten Grad, mitternächtlicher Breite. Sie hat die Gestalt eines umgeworfenen Ke-

 gels,

gels, dessen Länge, von Mitternacht nach Süden, ungefähr zwey hundert und vierzig Meilen ist. Ihre Grundlinie, welche gegen Norden ist, hat fast eben die Grösse, wo sie am breitesten ist; diese Breite aber nimmt ab, je mehr man nach ihrer Spitze zu kommt, welche gegen Mittag lieget, und nicht vierzig Meilen breit ist. Die abendländische Küste der Halbinsel liegt auf demjenigen Theile des Oceans, welcher Indien von Arabien scheidet. Man giebt ihr gemeiniglich den Nahmen der Küste von Malabar. Sie erstrecket sich von dem Vorgebürge des heiligen Johannis, auf der Grenze von Guzarate, bis an das Vorgebürge Comorin, wo die Spitze der Halbinsel ist. Man findet auf dieser Küste Basaim, Bombay, Chaul, Dabul, Goa, Carvar, Mangalor, Cananor, Calecut, Cranganor, Cochin, und andere Länder, von welchen die wichtigsten den Europäischen Colonien zugehören.

Die Morgenländische Küste liegt an dem Bengalischen Meerbusen, welcher eben diese Halbinsel von Arrakan, Pegu, Siam, und andern Ländern der jenseitigen Halbinsel scheidet. Man nennet sie die Küste von Coromandel. Sie erstrecket sich von dem Vorgebürge Comorin, bis an Bimilipatan, auf der Gren. von Orixa, zwischen dem achten und achtzehnden Grade. Die merkwürdigsten Orte sind Negapatan, Trinquebar, das Fort Sankt David, Pondicheri, Sadraspatan, San Thome,

Thome, Madras, Paliacate, Masulipatan. Die Franzosen und Engländer besitzen auf dieser Küste die schönsten Länder.

Das Innere der Halbinsel ist nur mit seinen eingebohrnen Einwohnern besetzet, und kann in drey Hauptgegenden eingetheilet werden, Visapour, Carnate und Golkonde. Visapour und Golkonde liegen gegen Norden, und grenzen an die Staaten des Mogols. Carnate liegt gegen Mittag.

Dieses Land, welches anfänglich von verschiedenen Schwärmen von Arabern, welche seit dem achten Jahrhunderte Indien nach einander überschwemmten, eingenommen wurde, kam gegen das Jahr 1380. unter die Gewalt einer Linie Türkischer Prinzen, welche aus Persien gekommen waren, und, achtzig Jahr zuvor, ihren Sitz zu Dehli genommen hatten. Mahmud Shah Nafr Addin, der sechste König von dieser Linie, marschirte an der Spitze einer mächtigen Armee von Dehli aus, unterwarf sich Visapour und Golkonde, und rückte bis an die Grenzen von Carnate vor. Er lies den Habed Shah, einen seiner Generale, im Lande, um seine Eroberungen fortzusetzen. Habed aber, der mehr mit seiner eigenen Vergrösserung, als mit dem Vortheil dieses Monarchen, beschäftiget war, strebte nach der Unabhängigkeit, und führte sich als einen unumschränkten Herrn auf. Madura, seines Bruders Sohn, welcher seinen Ehrgeitz und seine

seine Macht erbte, machte einen öffentlichen Aufstand, und vereinigte das Königreich Carnate mit den Ländern, welche seines Vaters Bruder unrechtmäßiger Weise besessen hatte. Er gab seinen neuen Staaten den Nahmen Dekan, welches eine Vereinigung vieler Nationen bedeutet.

Dieses Reich bestand bis zu Anfange des siebenzehnden Jahrhunderts, aber in verschiedenen Graden der Macht. In seinem Ursprunge, nehmlich, gegen das Jahr 1400, begriff es fast die ganze Halbinsel Indiens. Hundert Jahr darnach fanden es die Portugiesen, welche in dieses Land gedrungen waren, in verschiedene Staaten getheilet. Ausser dem Kayser von Dekan, war ein König zu Golkonde, ein anderer zu Bisnagar, einer zu Goa, einer zu Calecut 2c. Gegen die Mitte des sechzehnden Jahrhundertes, eroberte Ekber, der fünfte Mogolische Kayser, einen grossen Theil von Dekan, und versetzte diesem Reiche, welches seine Nachfolger fast gänzlich vernichtet haben, harte Streiche. Ich werde in dem Abschnitte von Golkonde von der letzten Veränderung reden.

Aurengzeb, welcher 1708. starb, trieb seine Eroberungen weiter, als einer von seinen Vorfahren, und unterwarf sich fast die ganze Halbinsel, oder machte sich dieselbe zinsbar, die Küsten ausgenommen. Die Uneinigkeit aber, welche unter seinen Kindern entstand, und der

Krieg,

Krieg, welcher seit einem halben Jahrhunderte dieses Reich verheeret, haben die Macht der Mogols in diesem Theile Indiens sehr geschwächet. Verschiedene von ihren ehemaligen Vasallen haben das Joch abgeschüttelt: einige Statthalter sind unabhängig worden: die Anzahl der Morischen Prinzen und der Indianischen Nabab hat sich vermehret; und, ob sich gleich überhaupt diese kleinen Prinzen für Zinsleute des Kaysers erkennen, so leben doch die meisten in der Unabhängigkeit, und bezahlen keinen Tribut, als wenn ihn die Generals des Grossen Mogols an der Spitze einer Armee einfordern. Da sie seit vielen Jahren von Seiten dieser Macht ruhig sind, welche mit seinen Streitigkeiten mit Persien genung beschäftiget ist, reiben sie sich unter einander durch blutige Kriege auf, welche fast täglich die Gestalt dieses Landes verändern. Die Veränderungen sind daselbst so häufig, daß es unmöglich seyn würde, von den verschiedenen Fürstenthümern, in welche es sich theilet, einen rechten Begriff zu geben; und über dieses würde mich diese Weitläuftigkeit über die Grenzen, die ich mir vorschreiben muß, hinreissen. Es ist genung, daß man alle diese kleinen Staaten unter die allgemeine Eintheilung, die ich angezeiget habe, bringet, und die merkwürdigsten Länder bekannt machet. Das Innere der Halbinsel soll der Gegenstand unserer ersten Untersuchung seyn: hernach wollen wir von den Küsten reden.

Erster

Erster Abschnitt.

Visapour.

Diese Gegend stößt, nach Norden zu, an die Mogolischen Provinzen Guzarate und Kandish, und erstrecket sich gegen Mittag bis an Carnate. Man kann sie zwischen den funfzehnden und zwanzigsten Grad Nordlicher Breite setzen, und ihr in die Länge hundert Meilen geben. Gegen Osten grenzet sie an das Königreich Golkonde, und gegen Westen an die Küste, welche sich von Bombay, bis nach Goa, erstrecket. Ihre Breite ist ein wenig kleiner, als ihre Länge. Die Mogols und Araber nennen sie Dekan. Man hat sie auch Cunkan, nach dem Nahmen einer von ihren an der See gelegenen Provinzen, gemeiniglicher aber, nach ihrer Hauptstadt, welche eine der größten Städte Asiens ist, Visapour genennet. * Mandeslo giebt ihr mehr, als fünf Meilen, im Umkreisse, indem er die fünf Vorstädte, welche sie umgeben, darzu rechnet. Sie liegt in der Provinz Cunkan, an dem Flusse Mandova, ungefähr vierzig Meilen vom Meere. Ihre Mauren sind von einer ausserordentlichen Höhe, wohl gebauet, und mit einem breiten Graben, und vielen Batterien, vertheidiget, auf welchen man, gegen die Mitte des letzten Jahrhundertes, mehr, als tausend Stücken,

* Mandeslo, Guyon, Salmon, Dellon, Otter 2c.

Stücken, von verschiedenem Caliber zählte. Ob gleich der alte Pallast der Könige des Landes mitten in der Stadt lieget, so wird er doch durch eine zwiefache Mauer und einen doppelten Graben von ihr unterschieden. Er hat im Umkreisse mehr, als drey tausend fünf hundert Schritte: inwendig aber trift man nichts merkwürdiges an. Alle Häuser sind von Leim oder Holz gebauet, mit Strohdächern, und so kleinen Thüren, daß man sich bücken muß, wenn man hinein gehen will. Die meisten Einwohner sind Weber oder Goldschmiede. Die Prinzen des Landes bekennen die Mahometanische Religion, einige Indianische Rajas ausgenommen, welche nahe an den Küsten und in den Gebürgen ihre Länder haben. Das Volk ist fast allenthalben der Abgötterey ergeben. Die Holländer bekommen viel Pfeffer aus Visapour und aus allen Dörfern ihres Gebieths.

Die andern Städte dieser Gegend sind **Graen, Myrsie, Aurengabad, Doltabad, Chitinagor, Bedir, Gondelvai, Indelvai, Amadanagar, Rajapour, &c.**

Graen liegt an dem grossen Flusse **Corsena**, welcher durch das ganze Königreich Visapour und Golkonde, bis nach Masulipatan, gehet. Er theilet Graen in zwey gleiche Theile, von welchen ein jeder eine grosse Stadt vorstellen könnte. Graen liegt im Mittelpunkte von Visapour, nicht weit von der Hauptstadt.

Myrsie

Myrsie liegt nur sechs Meilen von Graen. Es ist eine sehr grosse, aber schlecht bewohnte, Stadt. Sie hat gegen Norden ein wichtiges Schloß, dessen Festungswerke so gut sind, daß es sich ehemals wider den Grossen Mogol vertheidiget hat, welcher sie nicht einnehmen konnte, ob er sie gleich mit seiner ganzen Macht belagerte. Man siehet in dieser Stadt zwey berühmte Gräber, welche ein Alterthum von fünf oder sechs hundert Jahren, und ein Gegenstand der Verehrung für alle Einwohner des Landes, sind.

Aurengabad ist seinen Ursprung, oder vielmehr seine Zierde dem Aurengzeb schuldig, welcher, als er Vicekönig von Dekan war, diese Stadt auf eine ansehnliche Weise vermehret hat, wo seit dem alle Vicekönige ihren Sitz gehabt haben. Sie liegt unter dem 20 Grade der Breite, ungefähr 60 Meilen von Surate. Ihre Gassen sind breit, und auf jeder Seite mit einer Reihe Bäume besetzet. Sie ist eine ziemliche Handelsstadt, die aber keine Mauern hat. Unter verschiedenen Gebäuden, mit welchen ihre Vicekönige sie ausgezieret haben, bewundert man vornehmlich eine prächtige Moschee, welche Aurengzeb erbauen lies, damit sie einer von seinen Weibern, welche in dieser Stadt ihr Leben endigte, zum Grabe dienen könnte.

Doltabad liegt ein wenig mehr gegen Norden, als Aurengabad, und stößt an die Provinz

Guza-

Guzarate. Sie war ehemals eine sehr feste und durch die Handlung blühende Stadt. Die Kriege aber haben sie zu Grunde gerichtet, und ihre ganze Handlung hat sich nach Aurengabad gezogen.

Chitinagor liegt Aurengabad gegen Mittag, ungefähr achtzehn Meilen davon. Man siehet daselbst eine berühmte Pagode, und einen schönen Pallast, der aber nicht völlig ausgebauet ist, weil der Raja, welcher ihn bauen lies, zu zeitig starb.

Bedir, eine andere grosse Stadt, die für dieses Land wohl gebauet und befestiget ist, ist vornehmlich wegen der Menge ihrer Pagoden, worinne man lauter ungeheuere Götzen siehet, berühmt. Dieser Ort ist der Schauplatz von einer unendlichen Menge abergläubischer Verrichtungen.

Gondelvai und Indelvai sind auch zwey ansehnliche Städte, welche auf der Grenze von Golkonde liegen. Man macht daselbst die besten Klingen in ganz Indien.

Amadanagar liegt unter dem achtzehnden Grad der Breite. Sie war ehemals der Sitz eines besondern Königes.

Rajapour liegt an einem kleinen Flusse eben dieses Nahmens, der nur vier Meilen von dem Meere ist. Die grossen Fahrzeuge laufen, währender Fluth, demselben leicht hinauf: Wenn aber die See zurück gehet, bleibet so

wenig Wasser in dem Flusse, daß man durchwaden kann. Bey seinem Ausflusse trägt er keine Schiffe, die über fünf hundert Tonnen sind. Die Engländer und Franzosen haben an diesem Orte eine Faktorey. Es ist in der Nähe eine Quelle von heissem Wasser, welches denjenigen, die sich darinne baden, so wohl, als denen, die es trinken, sehr gesund ist. Die benachbarten Berge und Wälder sind mit Affen erfüllet, welche ohne Scheu bis in die Häuser kommen; weil die Einwohner eine besondere Verehrung für diese Thiere haben. Die Franzosen, welchen dieser genaue Umgang beschwerlich war, tödteten einige davon, aber heimlich, aus Furcht man möchte ihnen ein Verbrechen daraus machen. Man gewinnet in dem Lande viel Pfeffer und Salpeter, und man arbeitet darinne sehr feine Leinwand. Diese Stadt gehörte gegen die Mitte des letzten Jahrhundertes dem berühmten Sevagi, welcher in eben dieser Gegend verschiedene feste Plätze besas, aus denen er sich einen kleinen Staat errichtet hatte. Seine Besatzungen thaten in das Land, und bis auf das Gebiethe des Mogols, beständige Streifereyen.

Ehe wir das Königreich Visapour verlassen, und uns zur Beschreibung von Carnate wenden, muß ich etwas von den Gebürgen Gate und Balagate sagen, welche längst durch diese beyden Königreiche gehen, und die Halbinsel von Indostan, so lang, als sie ist, von Norden gegen Süden, von einander theilen. Gemeiniglich

niglich liegen sie dreyßig Meilen, und an einigen Orten weiter, von dem Meere. Sie werden von einem stolzen und kriegerischen Volke bewohnet, welches in viele Stämme eingetheilet ist, wovon ein jeder seinen besondern Raja hat. Es ist dieses eine Zuflucht, welche sich die Indianer dieser Gegenden, zur Zeit des Arabischen und Türkischen Einfalls, und besonders nach dem Mogolischen, verschaffet haben. Weil sie genöthiget waren, den Ueberwindern die fruchtbaren Ebenen, die sie bewohnten, zu überlassen, haben sie sich in unbebaute Gebürge begeben, wo sie arm, zugleich aber in einer Unabhängigkeit leben, welche sie wegen aller andern Güther, die sie verlohren haben, tröstet. Der Vortheil, die Religion, und die gemeinschaftlichen Unglücksfälle verbinden alle Rajas dieser Gegend genau mit einander, welche mit den alten Unterdrückern ihrer Freyheit beständig Krieg führen. Sie thun auf das Gebiethe des Grossen Mogols beständige Streifereyen, welcher sie, aller seiner Macht ungeachtet, nicht hat bezwingen können. Die Mahometaner nennen sie Barbaren und Räuber; aber alle Europäer von der Küste loben ihre Sanftmuth und Redlichkeit. Unter diesem Volke siehet man die alten Gebräuche, die Gesetze und vortreflichen Sitten der ersten Indianer, in ihrer vollkommenen Reinigkeit, herrschen. Sie leben in einer vollkommenen Einigkeit: sie lieben ihre Rajas, die sie nicht so wohl als ihre Könige, sondern als Häupter einer zahlreichen Familie,

milie, betrachten, mit grosser Zärtlichkeit. Ein jeder folgt ruhig der Religion, welche sein Stamm bekennet, und verdammet die Religion der andern Stämme keinesweges. * Die verschiedenen Seckten haben so wenig Verlangen Neubekehrte zu machen, daß ein Mensch, der die seinige verlassen wollte, in eine andere nicht aufgenommen werden würde, woferne er nicht beweisen könnte, daß seine Vorfahren diesem Gottesdienste allezeit gefolget haben. In ihren Kleidungen und Wohnungen ziehen sie nichts, als die einzige Nothdurft, und den natürlichen Trieb zu Rathe, welcher sie antreibet, sich wider die schlimme Luft zu beschützen. Sie bedienen sich der allerungekünstelten Nahrung, des Reises, der Milch, der Früchte und einiger Wurzeln, welche sie allezeit auf einerley Art zurichten. Das Wasser ist das einzige Getränke, dessen sich Leute von guten Stande bedienen: das gemeine Volk trinket zuweilen Arak, niemals aber so übermäsig, daß es davon betrunken würde. Dieses Laster wird bey ihnen verabscheuet. Sie vermeiden die Zänkereyen, das Fluchen und Lästern, eben so sorgfältig. Man sollte glauben, daß diese Einwohner der Gebürge niemals mit einer fremden Nation Umgang gehabt hätten, so unterschieden sind ihre Sitten von den Sitten anderer Menschen. Sie bilden sich ein, daß alle Völker der Erde überhaupt grausam und böse sind,

und

* Salmon, Staat von Mogol.

und diese Meinung gründet sich auf die Verwüstungen, welche die Araber, Tartarn, Portugiesen rc. in ihrem Lande angerichtet haben.

Ich will bey Gelegenheit anmerken, daß es in Indostan verschiedene andere Indianische Casten giebt, welche in ihrem alten Lande eine Art von Freyheit erhalten haben. Sie werden von Rajas regieret, welche dem Kayser Tribut bezahlen, und die so gar genöthiget sind, in seiner Armee zu dienen. Man zählet unter den Vasallen des grossen Mogols vier und achtzig Indianische Prinzen, welche auf diese Weise das Eigenthum ihrer kleinen Staaten besitzen, welches sie auf ihre Erben bringen. Der mächtigste unter diesen Rajas führet den Nahmen Rana, welches einen Menschen von gutem Ansehen bedeutet, er läßt sich auch den Sohn desjenigen, der sich von der Sündfluth errettete, nennen, als wenn dieses ein Vorzug wäre, der ihn von andern Menschen unterscheidete. Er giebt vor, daß er von dem alten Porus abstamme. Sein Staat, den man Zedussie nennet, und dessen Hauptstadt Usepour heisset, liegt nicht weit von Amadabad, in den Gebürgen von Marva, welche von Mittag gegen Norden, eine Kette von ungefähr zwey hundert Meilen formiren, und welche man für einen Theil der Gatischen Gebürge halten kann. Man versichert, daß der Rana funfzig tausend Pferde und zweymal hundert tausend Fußvolk ins Feld stellen kann.

Dieses ist der einzige Indianische Prinz, welcher das Recht behauptet hat, sich einen Sonnenschirm vortragen zu lassen. Der Raja von Rator ist eben so mächtig: er hat neun Provinzen unter seiner Herrschaft. Als Shah-Jehan einmal einem von diesen Prinzen drohete, daß er ihm in seinen Ländern einen Besuch abstatten würde, antwortete ihm der Raja trotzig, daß er ihm den andern Tag ein Schauspiel zeigen wollte, welches ihn von dieser Reise würde abschrecken können. In der That lies er zwanzig tausend von seinen Reutern an den Ufern des Flusses aufmarschiren, und, indem er den Kayser bath, diese Soldaten von seinem Erker zu betrachten, sagte er zu ihm: **Du siehest ohne Schrecken die Stellung meiner Soldaten, welche vor deinem Pallaste ruhig auf die Wache ziehen; aber, wenn du unternimmst ihre Freyheit anzutasten, würdest du sie nicht ohne Gefahr ansehen.** Shah Jehan erzürnete sich nicht über diese Rede, und gab diesem tapfern Raja so gar ein Geschenke.

Zweyter Abschnitt.

Carnate.

* Dieses Land liegt Visapour gegen Mittag, und erstrecket sich bis an das Vorgebürge Comorin, wenn man Madure, Gingi, Tanjour, Travancor, und andere kleine Staaten, darunter begreift. Einige Reisende nennen sie Bisnager, Canara und Narsing. Es liegt zwischen dem achten und funfzehnden Grade mitternächtlicher Breite.

Bisnagar, welches andere Narsing und Chandegri nennen, wird gemeiniglich für die Hauptstadt von Carnate angesehen. Sie ist die größte Stadt des Landes. Sie liegt auf dem Gipfel eines Berges, und ist mit einer dreyfachen Mauer befestiget, deren Umfang mehr, als drey Meilen, begreift. Da hält der vornehmste Oberherr, denn es giebt in dieser Gegend verschiedene, seinen Sitz in einem grossen und prächtig ausgezierten Pallaste. Er führet den Titel eines Königes der Könige, und eines Mannes von tausend Weibern. Er besitzet viele feste Plätze, und kann hundert tausend Mann Fußvolk, und dreysig tausend Mann Reuterey, ausser einer grossen Menge Elephanten ins Feld stellen. Die Europäer geben sich viel Mühe um seine Freundschaft,

 damit

* Guyon, Theil 2. Erbauliche Briefe, Theil 11 und 15. Salmon, wie oben.

damit sie die Erlaubniß erhalten, in seinem Lande zu handeln, welches Gold, Silber und Edelsteine hervorbringt. Er hat sich aber ein Gesetze gemacht, daß er keinem Fremden erlaubet, sich darinne zu setzen, und alle Reisenden, welche in Bisnagar, wo die vornehmste Handlung getrieben wird, eingelassen werden, müssen nach einigen Tagen wieder heraus. Man rühmet die Gerechtigkeit und Gelindigkeit seiner Regierung sehr. Die Abgötterey ist die Religion dieses Landes. Man bethet daselbst besonders die Sonne an.

Canara, **Malabar** und **Madure** sind die vornehmsten Länder von Carnate. Die beyden ersten liegen auf der abendländischen Küste. Ich werde in der Beschreibung der Seeorte von ihnen reden. Madure liegt gegen Süden, und erstrecket sich bis nach Travancor, nach dem Vorgebürge Comorin zu. Seine Hauptstadt heißt **Ticherapali** nach dem Bericht der Jesuiten, und **Madura** nach Salmon, welcher sie an den Fuß des Gatischen Gebürges, unter den zehnden Grad der Breite, setzet. Die andern Städte sind Ayen-colam, Alcatile, **Cangivaron**, **Velours**, **Punganour**, **Carouvepondi**, **Tarcolan** rc. Diese letzte Stadt gehörte gegen die Mitte des letzten Jahrhundertes den Königen von Golkonde. Die Mogols haben sie hernach unter sich gebracht, und fast gänzlich zu Grunde gerichtet. Velours mit seinem ganzen Gebiethe ist den Ma-

raten, einem kriegerischen Volke, unterworfen, welches beständig mit den Mogols im Streite lieget, und so gar oft die Europäischen Colonien beunruhiget. Ayencolam war ehemals eine wichtige Stadt, und ist heut zu Tage nur ein grosser Flecken. Man bethet in diesem Lande die Affen an. Alcantile ist eine grosse, sehr volkreiche, aber unreinliche und übelgebaute, Stadt. Ihre Einwohner erweisen einer Art von Priapo, den sie Lingan nennen, einen abscheulichen Gottesdienst, und tragen diese unflätige Figur am Halse. Man versichert, daß ihm die Mägdchens ihre Jungfrauschaft feyerlich opfern, welches mit Unanständigkeiten geschiehet, die man nicht beschreiben kann.

Gingi ist ein besonderes Fürstenthum, welches Madure gegen Norden lieget. Es gehöret einem Raja, der ein Vasall des Grossen Mogols ist. Seine vornehmsten Städte sind **Gingi** und **Cidambaran**. Dieses Land aber ist wenig bekannt, ob es gleich den Europäischen Wohnungen auf der Küste Coromandel ziemlich nahe ist.

Tanjour, oder **Tangeor**, ist ein anderer kleiner Staat, Gingi gegen Norden, welcher sich, gegen Osten, nach der Küste Coromandel zu, und, gegen Westen, bis an die Gatischen Gebürge, erstrecket. Er bekommt seinen Nahmen von der Hauptstadt, welche der Sitz des Raja dieses Landes ist. Negapatan und Trinquebar waren ehemals zwey Seestädte

in eben diesem Fürstenthume: allein die Holländer haben sich der ersten bemächtiget, und die Dänen haben die andere an sich gebracht.

Travancor ist das letzte Land von Carnate gegen Süden. Tengapatan, Aniengo, Coilan, und seine andern vornehmsten Städte sind von den Europäischen Nationen eingenommen worden. Ich werde in der Beschreibung der Küsten ihrer Meldung thun.

Dritter Abschnitt.

Golkonde.

§. 1.

Ursprung von Golkonde. Seine Veränderungen.

* Dieses Königreich verdienet eine umständlichere Beschreibung. Sein Ursprung ist nicht alt. Es ist aus der Zergliederung des Reiches Dekan, unter der Regierung des Ekber, des fünften Mogolischen Kaysers, der 1605. starb, entstanden. Der letzte König von Dekan, dessen Staaten den größten Theil der Halbinsel Indiens, und so gar noch einige andere jenseitige Länder, begriffen, starb ohne Kinder. Vier Prinzen des Landes, von welchen jeder eine Armee anführte, theilten sein Königreich

* Tavernier, Sheldon.

reich unter sich. Der eine bemächtigte sich der Länder, welche heut zu Tage das Königreich Golkonde ausmachen. Der andere nahm den Titel des Königes von Visapour an. Der dritte errichtete sein Reich in dem Lande Doltabad, auf den Grenzen des Gebiethes von Surate, und der vierte in dem Lande Brampour, oder Kandish, welches ausserhalb den Grenzen der Halbinsel Indiens lieget.

Diese vier Königreiche, Golkonde ausgenommen, wurden in weniger, als einem Jahrhunderte, durch die Macht der Mogols zu Grunde gerichtet. Jehan Guir, ein Sohn des Ekber, eroberte die Staaten des neuen Königes von Brampour; Shah-Jehan die Staaten des Königes von Doltabad; und Aurengzeb einen Theil von Visapour. Der Staat von Golkonde erkaufte von allen diesen Prinzen den Frieden, indem es sich anheischig machte, Tribut zu bezahlen.

Abdoul Cotub-Shah *, welcher gegen das Ende des letzten Jahrhundertes in Golkonde regierte, und der dritte oder vierte Nachfolger des Prinzen, der diese Monarchie stiftete, seyn mochte, hatte keine andern Kinder, als drey Töchter. Er verheyrathete die erste mit dem ältesten Sohne des Aurengzeb, welcher ihn mit gewafneter Hand zwang, ihm diese Prinzeßin zu geben, in der Hofnung, durch diese Heyrath

* Cotub-Shah ist der Nahme einer Würde, welchen alle Könige von Golkonde annehmen.

Heyrath das Königreich Golkonde mit dem Mogolischen Reiche einmal zu vereinigen. Abdoul aber erwählte zu seinem Nachfolger einen andern von seinen Schwiegersöhnen, Abdalla-Housan mit Nahmen. Er war ein junger Arabischer Herr, dessen Begebenheiten artig sind. Sein Vater hatte an dem Hofe von Golkonde sein Glück gemacht, und der König hatte ihn zu den höchsten Bedienungen des Staats erhoben. Dieser Liebling starb. Der König bemächtigte sich seiner Güther, nach der Gewohnheit, die in allen Mahometanischen Ländern herrschet, und ob er gleich mit den Diensten des Vaters zufrieden war, gab er seinem Sohne doch nur einen mäsigen Gehalt, und vergas ihn. Abdoul hatte seine andere Tochter an einen Arabischen Prinzen, Mera-Mahmud genannt, verheyrathet, und die dritte, welche noch nicht versorget war, war einem andern Araber von hoher Geburth, Siud genannt, versprochen. Dieser junge Mensch, welchen der Rang, zu dem er erhoben werden sollte, verblendete, bekam einen unerträglichen Hochmuth. Seine Unverschämtheit machte ihn dem Mera-Mahmud, und den vornehmsten Ministern, so verhaßt, daß sie beschlossen, diese Heyrath zu verhindern. Es gelang ihnen, daß sie seine Treue verdächtig machten, und sie riethen dem Könige, seine Augen auf den Abdalla zu werfen, dessen gute Eigenschaften und Annehmlichkeiten sie rühmten. Abdoul wollte ihn sehen, und lies ihn an

einen Ort kommen, wo er ihn, ohne erkannt zu werden, nach seinem Gefallen betrachten konnte. Er schien anfänglich mit seiner Gestalt nicht sonderlich zufrieden zu seyn, und bezeigte, daß er einen Eydam von einer vortheilhaftern Bildung erwählen wollte. Die Ministers antworteten, daß ihn seine Unglücksfälle zwar ein wenig verstellet hätten; daß es nicht zu verwundern wäre, daß seine schlechten Glücksumstände einen Eindruck auf sein Gesichte machten; daß er aber, wenn man ihm gäbe, daß er auf eine seiner Geburth anständige Art leben könnte, bald seine ersten Annehmlichkeiten alle wieder bekommen würde. Abdoul gab ihren Gründen Beyfall, und seine Einwilligung noch einen Versuch anzustellen. Die Wechsler bey Hofe bekamen Befehl, sich heimlich zu dem jugen Araber zu begeben, ihm grosse Summen anzubiethen, ohne ihm zu sagen, woher diese Freygebigkeiten kämen. Abdalla wies sie anfänglich ab, aus der gerechten Furcht, daß er sie nicht wiedergeben könnte, und hernach in verdrüßlichere Umstände, als zuvor, wieder fallen möchte. Sie hielten von neuen wieder an, und brachten es endlich so weit, daß er drey tausend Pagoden annahm, für welche er sich ein schönes Haus, Bedienten, Pferde und andere Bequemlichkeiten anschafte. Der Ueberfluß, den er genoß, verursachte in seinem Gesichte eine merkliche Veränderung. Man zeigte ihn zum andernmale dem Monarchen, welcher mit seinem guten Ansehen vergnügt

war,

war, und beschloß, ihn zu seinem Schwiegersohne zu erwählen.

Als sich einmal Abdalla mit seinen Freunden lustig machte, hinterbrachte man ihm, daß einige vornehme Bediente des Hofes mit einer Wache zu Pferde vor seiner Thür wären. Diese Nachricht machte ihn bestürzt: er schickte seine Freunde und die Tänzerinnen fort, die er durch eine verborgene Thür hinaus lies, und ging den Omras entgegen. Er sagte ihnen mit zitternder Stimme, daß er sich keines Vergehens gegen den Kayser schuldig wüste, und wenn sein Verbrechen dieses wäre, daß er mit einer Pracht lebte, die seine Glücksumstände überstieg, so wäre er bereit, von der geheimen und unschuldigen Hülfe, die er gefunden hätte, Rechnung abzustatten. Die Omras, ohne ihm ein Wort zu sagen, zogen ihm einen reichen Rock an, und machten gegen ihn tiefe Verbeugungen. Hernach brach einer das Stillschweigen, versicherte ihn, daß sie ihm nur angenehme Dinge zu hinterbringen hätten, und daß er die größte Ehre erhalten würde, nach welcher ein Unterthan streben könnte. Man setzte ihn auf ein prächtig ausgeziertes Pferd, und führte ihn in den Pallast, wo ihm der König alsbald die Prinzeßin heyrathen lies. Hernach erklärte ihn Abdoul zu seinem Nachfolger. Auf diese Art ist der Thron von Golkonde auf die Arabische Familie, die heut zu Tage regieret, gekommen. Diese Begebenheit fällt in die ersten Jahre dieses Jahrhundertes.

§. 2.

Lage des Königreichs Golkonde. Beschaffenheit des Landes. Seine vornehmsten Städte.

* Das Königreich Golkonde grenzet gegen Morgen an die Küste von Orixa und an den Bengalischen Meerbusen, gegen Norden an eben dieselbe Provinz Orixa, gegen Abend an das Königreich Visapour, und gegen Mittag an das Land Carnate. Salmon setzet es zwischen den funfzehnden und neunzehnden Grad nordlicher Breite; auf diese Art giebt er ihm achtzig Meilen in die Länge. Es ist vierzig, bis funfzig und sechzig, Meilen breit.

Es ist ein Land, dessen Fruchtbarkeit man rühmet. Es bringt viel Reis und Getreide, allerhand Arten von Thieren und Federvieh, und andere zum Leben nöthige Sachen hervor. Es wird von einer grossen Menge Seen und Teiche durchschnitten, von welchen einige ihren Ursprung dem Fleisse der Indianer schuldig sind. Man siehet verschiedene an erhabenen Orten, wo man nach der Ebene zu einen Damm gebauet hat, um das Wasser zurück zu halten. Diese Dämme haben zuweilen eine halbe Meile in der Länge. Man hat in denselben Schleusen

* Salmon, wie oben, Metholb, Tavernier, in der Geschichte der Reisen, Theil 9.

sen angebracht, welche man zur Zeit der Trockenheit öfnet, um die Felder zu wässern.

Die Himmelsgegend von Golkonde ist sehr gesund. Die Monathe Merz, April, May und Junius sind sehr heiß, entweder weil die Sonne nahe ist, oder weil ein Westwind wehet, welcher die Luft mehr erhitzet, als die Sonne selbst. Die Hitze ist zuweilen so unmäsig, daß in den Zimmern, die am besten vermacht sind, daß Holz an Tischen und Stühlen fast brennend ist, so daß man genöthiget wird, beständig Wasser auf den Boden und auf das Geräthe zu giessen. Diejenigen, welche die Unvorsichtigkeit begehen, und in dieser Jahreszeit reisen, ersticken zuweilen in ihren Palankins. Man fühlet aber nur diese heftige Hitze einige Tage hindurch, und gemeiniglich wird sie von einem kühlen Winde gemäsiget, welcher sich ordentlich erhebet. Auf die Hitze folget die Regenzeit, und währet die Monathe Julius, Augustus, September und October hindurch. Der Regen, welcher vom Himmel fällt, erfrischet die Luft um ein grosses Theil, und breitet in den Feldern die Fruchtbarkeit aus. Man säet alsdenn den Reis und die andern Körner. Der Regen kommt nur im folgenden Jahre zu eben der Zeit wieder. Die vier andern Monathe machen den Winter, welcher so gelinde ist, als unsere schönsten Frühlinge. Die Bäume sind hier beständig grün, und tragen in allen Monathen des Jahres Früchte. Man

erndet

erndet zwey mahl Reis ein, und es giebt so gar Felder, die man dreymal besäet.

Die Städte dieses Königreichs sind wenig bekannt, wenn man die Hauptstadt ausnimmt, deren wahrhafter Nahme Bagnagar ist, und einige Plätze, die auf der Küste liegen, als **Masulipatan, Madepollon, Naßiapor, Visigapatan**, und **Bincilapatan**, welche meistens dem Könige von Golkonde entrissen worden sind. Ich werde an einem andern Orte von Masulipatan reden, welche unter diesen Seestädten die wichtigste ist.

Bagnagar, welche die Persianer und Mogols **Hidraband** heissen, und welche die Europäer Golkonde genennet haben, indem sie sie mit einer Festung dieses Nahmens vermenget, wo die Könige gemeiniglich ihren Sitz haben, wurde zu Anfange des letzten Jahrhunderts von dem ersten Könige von Golkonde gebauet. Es war ehemals nur ein Lusthaus, wo man sehr schöne Gärten sahe. Der Monarch, welcher den Grund zu dieser Stadt legte, gab ihr den Nahmen einer seiner Frauen, welche er heftig liebte, und die **Nagar** hieß. Bagnagar bedeutet in der Landssprache Garten der Nagar. Ihre Höhe ist unter dem siebenzehnden Grade, weniger zwey Minuten. Das Land, welches sie umgiebt, ist sehr eben; man trift aber in einiger Weite davon eine Menge grosse Felsen an, welche Tavernier mit den Felsen in dem Walde von Fontainebleau verglei-

chet. Die Stadt wird von einem grossen Flusse, der von Südwesten kommt, und sich nahe bey Masulipatan in den Bengalischen Meerbusen ergiesset, bewässert. Man gehet auf einer grossen steinernen Brücke, welche den schönsten Brücken von Europa nichts nachgiebt, darüber. Diese Hauptstadt ist wohl gebauet: ihre Strassen sind schön, aber übel gepflastert; sie ist so groß, als unsere Städte von der andern Classe.

Vor derselben ist eine grosse Vorstadt, Erengabad genannt, welche wenigstens eine Meile lang, und von lauter Kaufleuten und Künstlern bewohnt ist. Man siehet darinne viele ansehnliche Tempel, von welchen einige den Fremden zu Karavanseras dienen.

Die Festung Golkonde ist zwey Meilen von der Hauptstadt, und kann selbst, als eine grosse Stadt, angesehen werden, weil man ihr auf zwölf Meilen im Umfange giebt. An diesem Orte pflegen die Könige ihren Sitz aufzuschlagen. Man kommt von Bagnagar auf einer grossen Strasse dahin, welche sich an einem schönen Platze endiget, auf welchem eine Seite des Pallastes stehet. Diese Strasse ist zur Rechten mit den Pallästen verschiedener Herren besetzet, und man siehet von eben der Seite einige schöne Karavanseras mit zwey Stockwerken. Mitten in der Vorderseite des Pallasts ist ein grosser Erker, von welchem der König seinen Unterthanen Audienz giebt.

Man versichert, daß das Schloß zu Golkonde, an Pracht, alle andern Palläste Indiens übertrift. Methold behauptet, daß das Gold daselbst von allen Seiten glänzet, und daß die Fensterstäbe und andere Sachen, zu welchen man bey uns nur Eisen nimmt, von diesem kostbaren Metall gemacht sind. Tavernier thut einiger Terrassen Meldung, welche das Dach der Zimmer formiren, und auf welchen Gärten angeleget sind, die denjenigen gleichen, welche die Semiramis angeleget hat, und in welchen Bäume von einer solchen Grösse stehen, daß man sich verwundert, wie er sagt, daß die Gewölbe eine solche Last tragen können.

Tenara ist eine andere Stadt, welche vier Meilen von Golkonde liegt. Man siehet vier prächtige Karavanseras darinne, von welchen das vornehmste einzig und allein für den Hof bestimmet ist. Bey jedem ist ein grosser Garten. Diese Gebäude, welche ein doppeltes Stockwerk haben, und sehr feste gebauet sind, bestehen aus grossen Gängen, sehr weitläuftigen Sälen, und einer grossen Menge angenehmer und bequemer Zimmer. Das Frauenzimmer wohnet daselbst besonders. Vor jedem Gebäude ist ein schöner Platz, um welchen man für die armen Reisenden eine Menge kleine Zellen gebauet hat. Man giebt ihnen täglich umsonst Brod, Reis und Gemüse. Diese Zuflucht stehet allen Fremden offen, von was für einer Religion sie auch seyn mögen. Man

brauchet die Aufmerksamkeit, daß man den Indianern Mehl giebt, damit sie selber ihr Brod machen können, weil sie nichts essen, daß von andern Händen zubereitet ist.

Es sind viele feste Plätze im Lande, welche meistens auf fast unersteigliche Felsen gebauet sind. Methold zählet deren siebenzig, und nennet drey davon, Cundapoli, Cundavera und Bellum=Cunda. Er hat von dem Statthalter von Cundapoli selbst erfahren, daß dieser Platz von sechzig Schanzen, von welchen eine die andere bestreichen könnte, und welche einen grossen Platz einschlössen, worinne man Reis und Obstbäume hätte, vertheidiget würde. Er wollte sie besehen; der Statthalter aber sagte ihm, daß er selbst nicht das Recht hätte, hinein zu gehen, ob er gleich in der ganzen Provinz beföhle, und daß ohne einen Befehl von dem Prinzen, den man sehr schwer *erhielte*, niemand hinein gelassen würde.

§. 3.

Regierung, Stände, Sitten des Landes.

Die Regierung ist hier eben so, wie in dem Reiche des Grossen Mogols. Der König ist völliger Herr über alle Ländereyen des Königreichs: er verpachtet sie aber an Statthalters, welche sie wieder Privatpersonen in Pacht geben. Diese machen wieder andere kleine

Unterverpachtungen daraus, und dieses gehet so fort, bis auf den niedrigsten Pöbel. Wenn ein Pachter nicht bezahlet, wird er zu Prügeln verdammet, und seine Familie muß für die Schuld Bürge seyn. Metholo hat einen Statthalter von Masulipatan, der nicht bezahlen konnte, unter den Stockschlägen seinen Geist aufgeben sehen. Die Pachtcontrackte werden alle Jahre im Monath Julius erneuert; man biethet alsdenn die Statthaltereyen feil, und da sie den Meistbiethenden zugeschlagen werden, so begehen diejenigen, welche sie erhalten, allerhand Gewaltthätigkeiten, damit sie ihren Vortheil vermehren.

Der König thut in der Festung Golkonde von einem Erker, der auf den grossen Platz gehet, die Rechtsaussprüche. Das Volk stehet dem Erker gegen über, aber in einiger Entfernung von den Mauern des Pallastes. Drey Reihen Pfähle, welche in die Erde gestecket sind, und an deren Ende man Seile feste macht, welche kreutzweis laufen, formiren Schranken, die niemand ohne Befehl überschreiten darf. Sie sind so lang, als der Platz ist, und in der Mitten haben sie eine Oefnung, daß man hindurch gehen kann. Zwey Mann bewachen diesen Platz, indem ein jeder ein Ende von einem ausgespannten Seile hält, welches sie niederlassen, damit diejenigen, welche man zur Audienz läßt, durchgehen können. Ein Staatssecretarius nimmt ihre Bittschriften an, und

wenn er derselben fünf oder sechs hat, thut er sie in einen Sack, welchen man an einem Seile von dem Erker herunter läßt, und alsbald wieder hinauf ziehet, um ihn in Gegenwart des Monarchen zu eröfnen.

Die Bedienungen bey Hofe, die grossen Statthaltereyen, und die vornehmsten bürgerlichen und Kriegsbedienungen, sind in den Händen der Mahometaner. Ihr Ursprung ist vermischt. Einige stammen von den alten Arabern ab, welche Indien unter das Joch gebracht haben, oder von denen, welche die regierende Familie nach Golkonde gezogen hat: die andern kommen von den zahlreichen Schwärmen der Türken, welche in dem dreyzehnden Jahrhunderte das Reich zu Dehli stifteten. Es sind auch einige Mogols in dem Lande. Die Indianer aber machen ohne Widerrede den größten Theil der Einwohner aus. Sie sind hier in vier und vierzig Zünfte, nach einer sehr alten Eintheilung, welche beständig den Staat, die Bedienung einer jeden Privatperson einrichtet, eingetheilet.

Die erste ist die Zunft der Braminen, welche die Priester und Gelehrte des Landes sind. Sie verstehen die Wissenschaft der Zahlen vollkommen. Sie kennen durch andere mündliche Nachrichten verschiedene Geheimnisse der Medicin und Magie, welche sie niemals den andern Zünften mittheilen; sie sind in der Astronomie und in Ausrechnungen der Finsternissen

erfah-

erfahren. Man versichert, daß sie Cochinchina und Calecut Könige gegeben haben. Die Famgams sind andere Priester von einer niedrigern Classe, welche die andere Zunft ausmachen. Sie leben von Milchspeisen und Wurzeln; sie essen aber keine Zwiebeln, weil sich rothe Adern darinne befinden, welche mit den Adern des menschlichen Cörpers einige Aehnlichkeit haben.

Die dritte ist die Zunft der Kaufleute im ganzen, und der Wechsler. Man nennet sie Comitis. Die vierte, welche man Campovero nennet, bestehet aus Arbeitern und Soldaten. Die folgende ist die Zunft der liederlichen Weibspersonen. „Sie haben, wie man sagt, dieses Handwerk von ihren Vorfahren, welche ihnen das Recht erlanget haben, es ohne Schimpf zu treiben. Die artigsten werden einzig in der Absicht erzogen, daß sie gefallen sollen: einige überlassen sich nur Mannspersonen von einer höhern Zunft. Andere schlagen ihre Gunst niemand ab. Die häßlichsten werden an Mannspersonen von eben der Zunft verheyrathet, in der Hofnung, daß von ihnen werden Mägdchen gebohren werden, welche artig genung sind, daß sie das Unglück ihrer Mütter ersetzen*. Es sind in der Hauptstadt, in ihren Vorstädten, in der Festung, so viel öffentliche Weibspersonen, daß man derselben

* Methold, in der Geschichte der Reisen, Theil 9. Seite 554.

in den Verzeichnissen des Deroga gemeiniglich mehr, als zwanzig tausend, zählet. Sie bezahlen keinen Tribut: sie sind aber verbunden, sich alle Freytage in einer gewissen Zahl auf dem Platze vor dem Erker des Königes, mit ihrer Aufseherin und Musik, zu zeigen. Wenn sich dieser Prinz daselbst befindet, so tanzen sie in seiner Gegenwart, und wenn er nicht da ist, so kommt ein Verschnittener, und giebt ihnen mit der Hand ein Zeichen, daß sie sich wegbegeben können. Des Abends, wenn es kühle ist, siehet man sie vor ihren Hausthüren, welches kleine Hütten sind, und wenn die Nacht kommt, setzen sie zum Zeichen ein Licht oder angezündete Lampe hin. Alsdenn eröfnet man alle Buden, wo man den Tari verkaufet, welches ein Trank ist, den man aus einem Baume ziehet, und der so süsse schmecket, als unsere jungen Weine. . . Der König ziehet von der Abgabe, die er auf dieses Getränke leget, ansehnliche Einkünfte; und vornehmlich in dieser Absicht erlaubet er so viele öffentliche Weibspersonen, weil sie die Ursache sind, daß eine grosse Menge davon verbrauchet wird. Diese Weibspersonen sind so gelenke, daß, als ein König von Golkonde die Stadt Masulipatan sehen wollte, neune von ihnen mit einer wunderbaren Geschicklichkeit einen Elephanten vorstellten, indem viere die Füsse, vier andere den Leib, und eine den Rüssel, formirten. Der König, welcher in einer Art von einem Throne

darauf saß, hielt auf diese Weise seinen Einzug in die Stadt *„.

Die Kaufleute im kleinen, die Goldschmiede, die Zimmerleute, die Mauerer, und die Handwerksleute von allerhand Art, bis auf die Träger der Palankins, machen eben so viel besondere Zünfte aus. Die letzte ist die Classe der Piriaven, deren Verrichtung ist, das Leder zuzubereiten, Sandalen zu machen, und die Waaren einzupacken. Sie sind so verachtet, daß man ihnen nicht einmal erlaubet, in den Städten zu wohnen, und daß der geringste Handwerksmann einer andern Zunft, der sie von ungefähr anrühret, sich verbunden hält, sich alsbald zu waschen.

Ein jeder verheyrathet sich in seiner Zunft, und öfters in seiner eigenen Familie, ohne auf die Grade der Verwandschaft Acht zu haben. Die Mägdchen bringen keine Mitgabe zu dem Manne, und er ist so gar verbunden, ihrer Familie ein Geschenke zu machen. Die Heyrathsceremonie bestehet darinne, daß man Braut und Bräutigam in Palankins auf den grossen Gassen und Plätzen spazieren führet. Wenn sie zurück gekommen sind, breitet ein Bramine ein Tuch aus, unter welches die Verheyratheten ein blosses Bein stecken, und sich einander mit dem Fusse drücken. Die Weiber, welche ihre Männer verliehren, dürfen keine andern nehmen, wenn auch gleich die Heyrath nicht

* Tavernier, eben daselbst, Seite 555.

einmal vollzogen worden ist. Sie sind genöthiget, ihr Leben in der Trauer, in der Einsamkeit, und in Entbehrung aller Vergnügen zuzubringen. Diese Lebensart ist so hart, daß viele lieber entfliehen, um sich von diesem Zwange zu befreyen. Diese Flucht aber ist ein Schimpf für die Familie, und wenn diese Flüchtlinge von ihren Anverwandten ertappet werden sollten, so würde der Gift die geringste Strafe dieser Schwachheit seyn. Das Gesetz verband ehemals die Wittben, sich mit ihren Männern zu verbrennen; diese Gewohnheit aber ist in Golkonde abgeschaffet, wie in den meisten andern Ländern Indiens. Inzwischen können diejenigen, welche sich in den Scheiterhaufen ihrer Männer stürzen wollen, ihrem Verlangen ein Gnüge thun, und man siehet hier Beyspiele von diesen freywilligen Aufopferungen. Methold ist, während seines Aufenthalts in Golkonde, zweymal ein Zeuge dieses traurigen Schauspiels gewesen.

Die Natur ist in einer so heissen Himmelsgegend, als diese, von der wir reden, sehr eilfertig, und viele Mägdchen werden vor dem zwölften Jahre zu Müttern. Man giebt den Kindern in dem Augenblicke ihrer Geburth einen Nahmen, und dieser ist gemeiniglich von ihrer Zunft, oder einer natürlichen Beschaffenheit, welche man an ihrem Leibe entdecket, hergenommen. Man versichert, daß die Weiber in diesem Lande fast ohne Schmerzen nieder-

kommen,

kommen, und daß sich die meisten zwey oder drey Tage nach ihrer Entbindung, und einige gleich nach dem ersten Tage, waschen. Die Kinder gehen bis in das siebende oder achte Jahr nackend; man läßt sie herum kriechen und sich auf der Erde wälzen; man trägt aber Sorge, sie alle Tage zu waschen. Die Indianer sind in diesem Lande meistens groß, wohl gemacht und stark. Ihre Haut ist mehr Olivenfarbig, als schwarz, und einige sind ziemlich weiß. Sie sind von einer sanften und höflichen Gemüthsart. Sie sind mäsig, abergläubisch, furchtsam, ihrer Religion, ihren Gesetzen und ihren Gebräuchen sehr ergeben. Sie haben zu ihrer Kleidung nur eine Art von einer Schürze von weiser Baumwolle, welche von dem Gürtel, bis auf die Knie, gehet, mit einem andern Stücke von eben dem Zeuge, welche sie um ihre Schultern und Lenden wickeln. Ihre Religion ist die Abgötterey, nach den Gebräuchen der Braminen. Ich werde an einem andern Orte davon reden.

§. 4.

Bergwerke von Golkonde. Andere Produckte des Landes.

Die Entdeckung der Diamantbrüche von Golkonde wird dem ungefähren Zufall zugeschrieben. Als ein Schäfer seine Heerde an einen abgelegenen Ort getrieben hatte, trat

er

er auf einen Stein, der ihm viel Feuer von sich zu werfen schien. Er hub ihn auf, und verkaufte ihn für ein wenig Reis an eine Person, welche seinen Werth eben so wenig kannte. Nachdem dieser Stein durch viele Hände gegangen war, wurde er endlich von einem Kaufmanne aus der Hauptstadt gekauft, welcher einen grossen Vortheil daraus zog. Als sich der Ruf von dieser Entdeckung ausgebreitet hatte, liessen viele reiche Handelsleute um den Ort herum graben, wo der Diamant war gefunden worden.

Die vornehmsten Brüche sind in den Gegenden von Raolkonde und Coulour *, an wüsten Orten, wo die Erde nichts hervor bringt, und welche dem Gesichte nichts, als Felsen und unfruchtbaren Sand, darbiethen. Daselbst hat die Natur so viele Reichthümer ausgelegt. Man suchet die Diamanten in den Adern dieser Felsen, wo sie mit einer sandigten Erde vermenget sind, die gemeiniglich roth ist, und eine etwas weisse und gelbe Schattirung hat. Da diese Adern zuweilen sich verliehren, so sind die Gräber genöthiget, den Felsen mit einer spitzigen Haue von einander zu hauen, um wieder auf ihre Spur zu kommen, woher es kommt, daß einige Diamante schadhaft werden, und Flecken bekommen. Die

Erde

* Tavernier setzet Raolkonde zwey Tagereisen von Bagnagar, und Coulour sieben Tagereisen von dieser Hauptstadt.

Erde oder der Sand, den man aus dem Felsen nimmt, wird vielmal gewaschen, und auf einem geraden Orte ausgebreitet, wo man ihn trocknet. Hernach thut man diese Erde in Körbe, welche wie eine Schwinge gestaltet sind, und die man in der That darzu brauchet, daß man sie herum schüttelt, und den Staub, der sich daran hänget, absondert. Wenn man den Sand gereiniget hat, so breitet man ihn zum andern mal mit einer Art von Rechen aus, welcher ihn sehr eben macht. Alle Gräber schlagen ihn hernach mit grossen hölzernen Stämpeln, und thun ihn wieder in die Körbe, um ihn noch einmal zu schwingen. Darauf breitet man ihn wieder aus, und unter diesem Sande suchet man die Diamante. Sonst brauchte man, statt der hölzernen Stämpel, die Erde zu stossen, grosse Kieselsteine, und daher kamen so viele Flecken in den Steinen.

Erfahrne Personen kennen die Erde, welche die meiste Hofnung giebet, von Ansehen und am Geruch. Man macht hier in den Gruben keine Gänge und Kammern, wie es in Europa geschiehet; sondern man gräbet sie in die Tiefe, und macht viereckichte Brunnen darinne. Sie haben eine Art das Wasser heraus zu ziehen, welche Methold allen unsern Maschinen vorziehet, und die darinne bestehet, daß man viele Leute über einander stellet, die sich die Eymer, mit welchen man es schöpfet, zureichen. Nichts gehet geschwinder, als diese Arbeit.

Die

Die Gänge werden von dem Prinzen verpachtet, welcher, ausser daß er sich die Diamante vorbehält, die über zehn Carat wiegen, ansehnliche Einkünfte daraus ziehet. Das übrige gehöret den Pachtern. Die Gräber aber entwenden allezeit einige, welche sie heimlich hinunter schlucken, indem sie kein ander Mittel haben, sie zu verbergen, weil sie fast nackend sind. Ein solcher Indianer brachte dem Tavernier einmal einen Stein von acht und vierzig und einem halben Carat, der den schönsten Glanz hatte, welchen er ihm insgeheim verkaufte.

Wenn man einen reinen Stein, ohne Flecken, aus der Grube bekommt, so schleifet man ihn nur ein wenig, ohne daß man ihm eine bessere Gestalt zu geben suchet, weil man fürchtet, sein Gewichte zu verringern. Wenn er einen Flecken hat, so suchet man diesen Fehler zu verbergen, indem man ihn zu seinem Vortheile schneidet. Ein kleiner Spiegel ist in einem Diamant, der viereckicht geschliffen wird, kaum zu merken. Wenn in einem Steine ein rother Punkt ist, leget man ihn ins Feuer, und dieser Punkt wird schwarz, welches für einen geringern Fehler gehalten wird.

Die Steine werden mit stählernen Rädern, welche beynahe so groß, als ein Teller, sind, poliret. Sie legen auf jedes Rad nur einen Stein, welches sie beständig mit Wasser anfeuchten, bis sie den Stein lebhaft gemacht haben.

haben. Alsdenn giessen sie Oehl und Diamantstaub darauf. Sie beschweren die Steine vielmehr, als wir, weil sie in der Einbildung stehen, daß die Last ihnen keine Spiegel geben kann. Tavernier hat gesehen, daß man auf einen Stein, der zwar von ungemeiner Grösse war, hundert und funfzig Pfund Bley geleget hat. Das grosse Rad, welches wie die unsern gestaltet war, wurde von vier Leuten gedrehet. Die Indianer schneiden weit kühner, als wir, gewisse Steine, die wegen ihrer Knoten, die denjenigen gleich sind, welche im Holze wachsen, schwer zu verarbeiten sind; sie wissen ihnen aber nicht den Grad des Glanzes zu geben, welchen wir ihnen geben.

In den Gruben, von welchen wir geredet haben, wird ein grosser Handel getrieben, und viele Kaufleute begeben sich aus allen Theilen Indiens dahin. Die Herren davon begeben sich zu ihnen, und bringen ihnen verschiedene Proben. Der Kauf muß alsbald geschlossen werden; sonst tragen die Herren der Gruben ihre Diamante wieder fort, und verkaufen sie nicht weiter; oder, wenn sie sie wieder bringen, so vermengen sie sie mit andern Steinen, und machen ganz verschiedene Lose. „Alles wird in dem größten Stillschweigen verrichtet. Der Käufer und Verkäufer sitzen vor einander auf ihren Fersen. Einer von ihnen machet seinen Gürtel los; der Verkäufer nimmt die rechte Hand des Käufers, und bedecket sie nebst der seini-

seinigen mit diesem Gürtel, unter welchem der Kauf in geheim geschlossen wird, obgleich viele Kaufleute, die an eben den Ort kommen können, sich gegenwärtig befinden: nehmlich, die beyden, welche mit einander zu thun haben, reden weder mit dem Munde, noch mit den Augen, sondern nur mit der Hand. Wenn der Verkäufer die ganze Hand des Käufers nimmt, so bedeutet dieses Zeichen tausend. So viel mal, als er sie ihm drücket, so viel tausend Pagoden oder Roupien, nach den Münzen, die schon ausgemacht sind, fordert er. Wenn er nur die fünf Finger nimmt, so drücket dieses fünf hundert aus. Ein Finger bedeutet hundert. Die Helfte des Fingers bedeutet funfzig. Es geschiehet oft, daß an einem Orte, und vor einer Menge Zeugen, eine Sache sieben oder achtmal verkaufet wird, ohne daß ein anderer, als diejenigen, welche gehandelt haben, weiß, um welchen Preis sie ist verkaufet worden. Was das Gewicht der Steine anbetrift, wenn sie öffentlich verkaufet werden, so geschieht dieses allemal vor den Augen eines königlichen Bedienten, welcher die Diamante wägen muß; und alle Kaufleute müssen es bey seinem Zeugniß bewenden lassen *.„

Man bemerket, daß die grossen Steine selten rein sind, und daß sie gemeiniglich etwas von der Beschaffenheit des Bodens an sich haben.

Wenn

* Tavernier, in der Geschichte der Reisen, Theil 9. Seite 534.

Wenn er feuchte und sumpficht ist, so fallen sie ins schwarze: Wenn er röthlich ist, fallen sie ins rothe; und, nach der Farbe der andern Erde, fallen sie ins gelbe und ins grüne. Man siehet auf ihrer Oberfläche eine Art von Fett, welches man beständig abwischen muß. Der Glanz, welchen man den **himmlischen** nennet, ist der schlimmste von allen. Die Indianer untersuchen die rohen Steine bey dem Lichte der Lampen, anstatt, daß unsere Juwelirer sie nur bey dem Lichte des Tages kennen. Sie machen in eine Mauer eine Art von einer Blende, so groß, als ein Quadratschuh: sie setzen eine Lampe mit einem grossen Dachte hinein, und indem sie den Stein vor diese Lampe halten, urtheilen sie von seinem Glanze und seiner Güte.

Man hat zu Anfange des letzten Jahrhundertes, zwischen Coulour und Raolkonde, eine sehr ergiebige Grube entdecket, wo man Steine fand, deren Rinde grün und durchsichtig war, und welche schöner schienen, als die andern; sie fielen aber Schuppenweis von einander, wenn man anfing, sie mit dem Pulver zu reiben, und besonders, wenn man sie auf das Rad brachte. Der König lies diese Grube wieder zumachen *. Ein Jude, welcher einen Stein

* Tavernier giebt zu verstehen, daß man diese Grube zumachte, weil ihre Diamanten von schlechter Güte waren. Methold führet andere wahrscheinlichere Ursachen an. „Man bildete sich

Stein aus dieser Gegend, der zwey und vierzig Carat wog, und sehr rein war, gekaufet hatte, brachte ihn nach Europa, und wollte ihn zu Livorno nicht für fünf und zwanzig tausend Piasters lassen. Als er ihn aber in Venedig schneiden lassen wollte, brach er auf dem Rade in neun Stücke, ob er gleich ohne einige Veränderung mit dem Pulver war gerieben worden. Tavernier hat in dem Schatze des Grossen Mogols einen geschnittenen Stein gesehen, welcher 279 Carat, $\frac{9}{16}$, wog, von guter Gestalt war, und einen vollkommenen Glanz hatte, bis auf einen kleinen Spiegel, welcher in der inwendigen Seite der äussern Ecke war. Er schätzte ihn auf eilf Millionen sieben hundert tausend Französische Pfund *. Der schönste bekannte Diamant, der damals in der Welt war, nach dem

sich ein, sagt er, daß der König das Vorhaben hatte, den Preiß der Diamanten zu steigern; einige Indianer aber, die besser unterrichtet waren, hinterbrachten ihm, daß man diesen Befehl wegen einer Mogolischen Gesandschaft gegeben hätte, welche von dem Könige von Golkonde drey Pfund am Gewichte von seinen schönsten Diamanten verlangte. Methold füget hinzu, daß so bald sich die beyden Höfe verglichen hatten, man die Arbeit wieder anfing, und daß die Grube fast erschöpfet war, als er Masulipatan verlies.„ Geschichte der Reisen, Theil, wie oben.

* Zu der Zeit, als Tavernier schrieb, galt das Mark Silber nur 29 Französische Pfund. Also würde diese Summe heut zu Tage fast doppelt so groß seyn.

dem Steine, von welchem wir reden, war der Diamant des Großherzogs von Toscana, welcher 139 Carat, $\frac{1}{2}$, wog. Sein Glanz aber war ein wenig Citronenfarbig, und Tavernier schätzte ihn nur auf zwey Millionen und sechs mal hundert tausend Französische Pfund.

Ausser den Diamanten, welche den größten Reichthum von Golkonde ausmachen, bringt das Land viel Cristall, und andere durchsichtige Steine, als Granaten, Saphiere, Amethisten, Topasen und Agathe, hervor. Die Amethisten und Saphiere werden gemeiniglich in den Flüssen gefunden, welche in der Nachbarschaft von Raolkonde sind. Wenn sie seichte sind, und viel Sand hervor raget, so versammeln sich die Einwohner aus dieser Gegend, umgeben viele Plätze mit Pfählen, Faschinen und Erde, und machen sie ganz trocken. Man kennet an der Beschaffenheit des Sandes, ob Diamanten darunter sind. Man gräbet in diesen Plätzen zwey Fuß tief, und der Sand, den man daraus nimmt, wird ausgebreitet, gewaschen, ausgeschwungen, nach der Art, nach welcher man in den Gruben verfähret.

Man findet auch in dem Königreiche viel Eisen und Stahl, welchen man in verschiedene Länder Indiens verführet. Man hat keine Gold- und Kupferbergwerke entdecket. Man hält fast allgemein davor, daß der beste Bezoar aus diesem Lande kommt. Er entstehet in den

Eingeweiden des Pasan, eines Thieres, welches einem Bocke gleichet, das sich in den Gebürgen von Golkonde, nach den Grenzen von Orixa zu, aufhält. Einige von diesen Thieren geben drey oder vier Steine, einige lang, andere rund, und alle sehr klein. Ihre Farbe ist verschieden. Es giebt schwarze, aschgraue, gelblichte, dunkelgrüne. Man bemerket, daß sie aus verschiedenen glatten und glänzenden Schichten bestehen, welche sich an einer kleinen Höhlung endigen, in welcher man ein wenig Staub von eben dem Wesen, als der Stein ist, und zuweilen Stroh, Gras, Körner, Stückchen Holz, und kleine Kieselsteine findet.

Man hat in Ansehung der Thiere, welche dieses kostbare Gegengift hervor bringen, einen sonderbaren Versuch gemacht. Man versetzte viere derselben auf funfzig Meilen von ihren Bergen, und öfnete alsbald zwey davon. Man fand in ihrem Magen Bezoarsteine. Zehn Tage darauf öfnete man das dritte, und man sahe in seinem Eingeweide einige Merkmale von eben den Steinen. Das vierte, welches erst nach einem Monathe getödtet wurde, und welches man, wie die andern, öfnete, hatte weder Bezoar, noch einige Merkmale eines Steins. Methold macht aus diesen Anmerkungen den Schluß, daß sich in den Gebürgen von Golkonde eine besondere Pflanze befindet, welche zur Hervorbringung dieser wunderbaren Steine dienet. Der König ziehet grosse Einkünfte

von

von denen, die man in den Ländern, die ihm gehören, kaufet.

Man versuchet den Bezoar, indem man ihn in Kalk leget. Wenn er gut ist, muß er eine gelblichte Farbe annehmen. Andere legen ihn auf ein heisses Eisen, und wenn er dadurch nicht verändert wird, so hält man ihn für gut und aufrichtig. Man wirft ihn auch ins Wasser, und wenn er, nachdem er zwey Stunden geweichet hat, nichts von seinem Gewichte verliehret, so ist man versichert, daß er gut ist. Diese Versuche sind um desto nöthiger, weil, so gar in Indien, viel verfälschter Bezoar verkaufet wird.

Wir wollen in Beschreibung der Reichthümer von Golkonde die schönen baumwollenen Zeuge, von welchen die feinsten gemahlt sind, nicht vergessen. Ihre Farbe gehet niemals aus, und wird für die schönste von allen denjenigen, die man in Orient brauchet, gehalten. Man ziehet sie aus einer besondern Pflanze des Landes, welche die Einwohner Chay nennen.

Vierter Abschnitt.

Küste von Malabar.

Wir wollen mit den meisten Reisenden diesen Nahmen dem ganzen Lande an der See geben, welches sich, gegen Westen, von dem Vorgebürge Sankt Johannis, bis an das Vorgebürge Comorin, erstrecket, obgleich die

Küste von Malabar eigentlich nur an dem Berge Dehli, auf der Grenze von Cananor, acht Grade, oder hundert und sechzig Meilen, unter dem Vorgebürge Sankt Johannis *, anfängt. Ich habe zu Anfange dieses Hauptstückes nur die Nahmen der merkwürdigsten Orte dieser Küste angezeiget: ich muß hier einen kleinen Begriff von ihnen machen, nach der Ordnung, die ich mir vorgeschrieben habe, nehmlich, indem ich von dem Vorgebürge Sankt Johannis, nach der Grenze von Surate, zu gehe.

1. Basaim ist die erste Stadt, die man antrift. Man kann sie unter den 19 Grad, 15 Minuten nordlicher Breite setzen. ** Gemelli berichtet uns, daß sie eine Meile im Umkreisse hat, daß ihre Strassen breit und regelmäßig sind, daß man viele schöne Häuser darinne siehet, wie auch einige angefangene Festungswerke. Diese Stadt gehöret den Portugiesen. Der Statthalter nimmt den Titel eines Generals in Norden an, weil er über diese ganze Küste befiehlet.

Der Hafen von Basaim wird besonders von der kleinen Insel Salsette, oder Canarin, bedecket, welche zwanzig Meilen lang, und ein wenig schmäler, seyn mag. Weil sie sehr tief liegt,

* Das Vorgebürge Sankt Johannis liegt unter dem 20 Grad der Breite, und Cananor unter dem 12.

** Gemelli, Hamilton, Salmon.

liegt, hat man viele Canäle gebauet, welche aus dem Meere kommen. Gegen Süden ist sie von der Englischen Wohnung Bombay nur durch einen kleinen Canal unterschieden, über welchen man trockenes Fusses gehet, wenn das Meer niedrig ist. Ihre vornehmste Stadt heißt Bandora. Tana und Versava sind zwey kleine benachbarte Plätze. Die Jesuiten, welche den besten Theil der Insel besitzen, haben zu Bandora ein prächtiges Haus, welches von zwey Batterien vertheidiget wird, und mehr das Ansehen einer Festung, als einer Schule, hat. Das Land bringet einen grossen Ueberfluß von Reis, Zuckerrohr und Früchten hervor. Es ist aber, wie das Gebiethe von Basaim, vielen ansteckenden Krankheiten unterworfen, welche diese Länder verheeren, und zuweilen ganze Städte von Einwohnern entblössen. Die Unterthanen der Colonie, welche ein Mischmasch von neubekehrten Christen, Mahometanern, und Götzendienern, sind, werden sehr tyrannisch regieret, und ihr Zustand ist von der Knechtschaft wenig unterschieden. Sie verfertigen Leinwand von ausserordentlicher Feine, welche in die Portugiesischen Facktoreyen geschicket wird.

Gemelli thut eines wunderbaren Tempels, oder vielmehr eines Zusammensatzes von Tempeln, Meldung, welche in der Insel Canarin, auf dem Gipfel eines Berges, gebauet, und so gar, einer über den andern, in den Felsen gehauen

hauen sind. Es sind dabey Capellen, Grotten, Säulen, und eine ungeheuere Menge ausgehauener Bilder, welche auch in den Felsen gehauen sind, ohne Zusatz einer andern Materie: alles dieses macht mit dem Felsen nur ein Stück aus. Man siehet an ihren Giebeln Buchstaben, welche der Verfasser nicht verstehen konnte. Er redet nur mit Bewunderung von diesem Denkmale, welches ihm eins der größten Wunder Asiens scheinet. Dieser Schriftsteller aber ist von Natur zur Vergrösserung so sehr geneigt, daß man bey seinen meisten Erzählungen nicht vorsichtig genung seyn kann. Er erstaunet, daß kein anderer Reisender, als er, dieser wunderbaren Gebäude Meldung gethan hat: welches in der That sehr erstaunend scheinen muß, wenn man betrachtet, daß die Insel Canarin, seit zwey hundert Jahren, von den Portugiesen und gelehrten Mißionarien bewohnet wird, denen dergleichen Sachen nicht zu entgehen pflegen. Was der Verfasser hinzu setzt, daß man glaubet, daß der vornehmste Tempel das Werk Alexanders des Grossen sey, und daß die Arbeit daran so vortreflich ist, daß es niemand anders, als diesem Prinzen zugeschrieben werden kann, ist ein eiteles Vorgeben, welches von einem Beweise begleitet wird, der nichts gründliches hat. Es ist sehr zweifelhaft, ob Alexander bis in die Gegend von Basaim durchgedrungen ist, und über dieses hielt er sich in Indien nicht lange genung auf, um ein

Werk

Werk zu unternehmen, das eine Arbeit von vielen Jahren verlangte. Er ging mit einer ungemeinen Geschwindigkeit durch Indostan, und seine ungedultigen Soldaten zwangen ihn, nach einem Feldzuge von etlichen Monathen, wieder über den Indus zurück zu gehen. Also je mehr der Tempel zu Salsette ein vortrefliches Gebäude ist, je weniger ist zu vermuthen, daß er das Werk dieses Eroberers sey.

2. Bombay. Es ist eine kleine Insel, welche unter dem 19 Grad der Breite lieget, nicht viel länger, als drittehalb Meilen, ist, und im Umkreisse sieben Meilen hat. Sie bekommt ihren Nahmen von der Vortreflichkeit ihres Hafens *. Die Portugiesen, welche sich, kurz nach ihrer Ankunft in Indien, derselben bemächtigten, traten sie 1662. gutwillig, als eine Mitgabe für die Infantin von Portugal, welche an Carl den Zweyten verheyrathet wurde, an die Engländer ab. Dieser Prinz gab sie hernach eigenthümlich der Englischen Ostindianischen Handlungsgesellschaft, welche daraus eine der besten Facktoreyen gemacht hat, die sie in Indien besitzet.

Man zählet vier oder fünf Städte darinne, von welchen die wichtigste eine Meile in der Länge hat. Ihre Häuser sind niedrig und sehr klein, diejenigen ausgenommen, welche von den Engländern und Portugiesen bewohnet werden. Ihr Citadell aber ist groß, wohl gebauet,

* Bombay heißt verdrehet eine gute Bay.

und mit einer zahlreichen Artillerie besetzet. Die Mogols, welches gefährliche Nachbarn für diese Englische Colonie sind, verheerten sie 1668, durch Nachläßigkeit des Statthalters, welcher sich ihrem Einfalle nicht herzhaft genung widersetzete.

Das Land trägt kein Getreide, und hat auch keine Weide; es ist aber mit Cocosbäumen besetzet, deren Früchte den Insulanern einigen Vortheil bringen. Die Luft daselbst ist so ungesund, daß diese Colonie das Grab der Engländer ist, welches das Sprichwort aufgebracht hat, daß zu Bombay zwey **Monssons** das **Leben** eines **Menschen** ausmachen. Die Wunden und Quetschungen sind daselbst fast allemal tödtlich. Von zwanzig Kindern, welche gebohren werden, kommt kaum eins zu reifern Jahren. Man schreibet diese böse Luft der schlimmen Beschaffenheit des Wassers zu, der Lage des Erdbodens, welche tief und sumpficht ist, dem Gestanke der Fische, welche man hier, statt des Mistes, die Bäume zu düngen brauchet. Die Hitze und Feuchtigkeit bringet über dieses in der ganzen Insel eine ungeheuere Menge Ungezieser und giftige Thiere hervor. Man siehet hier Spinnen, welche einen Daumen dicke sind, und Kröten, so groß, als ein kleiner Wasserhund.

Die Einwohner von Bombay sind eine Vermischung von Portugiesen, Engländern, Mohren und Indianern. Die Catholicken

haben Kirchen daselbst, und die freye Religionsübung. Die Ungläubigen werden in ihrem Gottesdienste nicht mehr gezwungen: sie haben verschiedene Tempel in der Insel. Die Engländer allein, ob sie gleich Herren des Landes sind, haben bisher unterlassen, sich eine Kirche zu bauen, und halten ihren Gottesdienst in einem Zimmer des Schlosses, welches ihnen zur Capelle dienet. Ovington war so neugierig, daß er eine Pagode des Landes besuchte. Sie war so klein, daß kaum zehn Personen darinne seyn konnten. Er sah ein Götzenbild, welches nichts anders war, als ein Gesicht von Zinn, mit einer breiten und gequetschten Nase, und Augen, die so groß, als ein Thaler waren. Ein kleiner Beutel, welcher an einer Seite hing, empfing das Opfer des Volkes; und auf der andern sahe man ein wenig gebrannten Reis, welchen der Bramine dieser sonderbaren Gottheit vorgesetzet hatte. An dem Eingange spielete ein Trompeter so lange das Opfer währete *.

3. Chaul liegt zehn Meilen tiefer, als Bombay, an dem Fuß eines Berges, welcher den Hafen bestreichet. Diese Stadt liegt auf einem sehr ebenen Boden, an dem Ufer eines Flusses, welcher ihr zum Hafen dienet, und nur zwey gute Meilen vom Meere lieget. Wenn das Meer hoch ist, können die größten Schiffe bis

* Ovington, in der Geschichte der Reisen, Theil 9, Seite 32.

bis an ihre Mauern fahren. Der Eingang des Hafens wird von dem Fort Elmora vertheidiget, welches 1520. von den Portugiesen ist erbauet worden, die diese Pflanzstadt besitzen. Die Stadt ist mit einer guten Mauer umgeben, und nach heutiger Art befestiget. Die Portugiesen haben auf eben der Küste Dabul besessen, welche nur zwölf oder funfzehn Meilen von Chaul liegt. Der Raja Sevagi aber nahm ihnen, gegen die Mitte des letzten Jahrhundertes, diesen Platz ab.

4. * Goa ist die wichtigste Stadt auf dieser Küste, und die Hauptstadt aller Länder, welche die Portugiesen in Indien haben. Sie liegt unter den funfzehnden Grade, zwanzig Minuten, der Breite, auf einer Insel, welche von zwey Armen eines Flusses, der sich in einiger Entfernung von der Stadt ins Meer ergiesset, und vor ihren Mauern einen der schönsten Hafen der Welt macht, formiret wird. Man giebt dieser Insel, von Osten gegen Westen, drey Meilen in die Länge, und, von Norden gegen Süden, nur eine Meile. In diesem kleinen Raume findet man Hügel, Ebenen, Hölzer, Canäle, und vortrefliche Wasserquellen, eine grosse und prächtig gebaute Stadt, und ansehnliche Flecken und Dörfer.

Wenn man in den Hafen einläuft, entdecket man die beyden Halbinseln Salcet und Bardes, welche ihr zugleich zum Walle und zum Schutze wider den Wind dienen. Salcet ist

zur

* Salmon, Guyon, Tavernier, Hamilton.

zur Rechten, und sieben Meilen lang, im Umfange aber hat sie dreysig Meilen. Bardes ist zur Linken. Ihr Umfang ist dreyzehn Meilen. Sie hat zwey gute Schanzen, welche mit Geschütze besetzet sind, bey welchen alle Schiffe, die in den Hafen einlaufen wollen, anhalten müssen.

Goa erhebet sich als ein Amphitheater an einem Arme des Flusses, auf einem ungleichen Boden, wo man sieben Hügel zählet, welches macht, daß man ihre Lage mit der Lage von Rom oder Constantinopel vergleichet. Sie ist zwey Meilen lang, und eine halbe Meile breit. Die Mauern aber, welche viele Gärten, und so gar einige Felder in sich schliessen, haben mehr, als vier Meilen, im Umkreisse. Man kann von beyden Seiten des Flusses, wegen der Schanzen und Bollwerke, die sie vertheidigen, nicht ankommen. Man hat vor die Stadt einen Damm, in Gestalt einer Mauer aufgeworfen, welcher zwey Meilen lang ist, und der niemals, bey den größten Ueberschwemmungen, mit Wasser bedecket wird.

Die meisten Häuser zu Goa sind von Steinen gebauet, und machen sehr artige Wohnungen. Die Palläste des Viceköniges, des Erzbischoffes, und des Großinquisitors sind von grosser Pracht. Die Anzahl der Kirchen und Klöster ist nur allzugroß, und die Helfte würde für eine weit grössere Stadt hinreichend seyn. Salmon versichert, daß die Priester und Mön-

che hier den halben Theil der Einwohner ausmachen: die Jesuiten allein haben fünf Häuser, und sieben hundert und funfzig tausend Französische Pfund Einkünfte *.

Das Land ist mittelmäsig fruchtbar, welches man den Gebürgen, mit denen es erfüllet ist, zuschreiben muß: denn man hat doch jährlich in den Thälern zwey Ernden von Reis und Hirse. Das Gras und die Bäume sind beständig grün. Die Felder wechseln mit einer grossen Anzahl Lustgärten und Baumgärten ab, wohin man das Wasser in Canälen zur Erhaltung der Cocosbäume leitet, welche der vornehmste Reichthum dieser Gegend sind. Man siehet ziemlich nahe bey der Stadt einen schönen See, welcher mit Lusthäusern auf allen Seiten besetzet ist, die die angenehmste Aussicht machen **.

Die Insel Goa und ihre darzu gehörenden Länder sind mit unterschiedenen, entweder eingebohrnen, oder fremden, Einwohnern bevölkert, mit Portugiesen, die in Europa gebohren sind, welche man Portugiesen von Portugall nennet, und die in dem Lande den ersten Rang haben; mit Portugiesen, die in Indien gebohren sind, von Portugiesischen Vätern und Müttern: man nennet sie Castices; mit Metifs, die von Portugiesischen Vätern und Indianischen Müttern gebohren sind; mit Indianern,

* Reisejournal des Herrn de la Haie, Seite 131.
** Pyrard, Reisen, Buch 2.

dianern, welche sich zum Christenthum bekehret haben, und mit einer noch grössern Menge Heyden und Mahometaner. Man siehet daselbst auch Teutsche, Holländer, Niederländer, viele Italiäner, einige Engländer und eine Menge Armenier.

Zwischen der Stadt und dem Flusse sind, nach Osten zu, drey grosse Plätze, welche mit Mauern, die an die Stadtmauern stossen, und weit genung in das Wasser gehen, daß sie auf den Seiten den Zugang versperren, von einander unterschieden sind. Der erste, welcher Riviera grande heisset, ist ein Viereck, ungefähr acht hundert Schritte lang, und zwey hundert Schritte breit. Er hat zwey Thore, durch welche man in die Stadt gehen kann, und zur Vertheidigung einige aufgeworfene Erhöhungen, welche mit Geschütze besetzet sind. Da ist die Münze, die Stückgieserey, die Eisen Magazine, und das Haus des Commandanten, welches über eins von den Thoren gebauet ist.

Der andere Platz, der den Nahmen der heiligen Catharine führet, welche die Patronin von Goa ist, hat viele Thore und mit Stücken versehene Erhöhungen. Er ist vornehmlich wegen eines sehr schönen Spitals merkwürdig, welches nach der Stadtseite zu gebauet ist. Es ist ein sehr weitläuftiges Gebäude, das von den Königen von Portugal gestiftet, und, seit seiner ersten Stiftung, durch die Freygebigkeit vieler Privatpersonen vermehret worden ist. Es

wird

wird von den Jesuiten besorget, deren Verwaltung man sehr lobet. Die Kranken werden daselbst täglich zweymal von den Medicis und Wundärzten besuchet, welche mit diesem Spital einzig und allein beschäftiget sind. Die Bequemlichkeiten, welche man ihnen verschaffet, sind etwas erstaunendes. Ein jeder hat sein Bette, welches in einer niedrigen Bettstelle, wovon das Holz gemahlt ist, und worinne seidene und baumwollene Matratzen liegen, bestehet. Ihr leinen Zeug ist fein und sehr weis. Man macht den Anfang damit, daß man alle diejenigen, welche ankommen, badet, und ihnen wohl zu essen giebt, und man sparet nichts, um sie in dieser Reinlichkeit zu erhalten. Diejenigen, welchen die Aerzte kein besonders Verhalten im Essen und Trinken vorgeschrieben haben, bekommen alles, was sie verlangen, verschiedene Suppen, Federvieh, Fisch, Eingemachtes, und alle Arten von Fleisch und Früchten. Sie können so gar dasjenige, was man ihnen giebt, mit denjenigen theilen, die sie zu besuchen kommen, und bey diesen Gelegenheiten haben die Knechte des Spitals Befehl, allemal etwas mehr, als das gewöhnliche, zu bringen. Die Schüsseln und Teller sind von Porcellain. Nach der Mahlzeit fragt einer von den Verwaltern in jedem Saale laut, ob die Kranken zufrieden sind, und ob ein jeder nach seinem Geschmacke ist bedienet worden. Unter verschiedenen wichtigen Gebäuden, welche dieses Spital in sich begreift, siehet man eine Menge

Galerien

Galerien und bedeckte Gänge daselbst, welche mit schönen Mahlereyen ausgezieret sind, und an welche angenehme Gärten stossen, wo diejenigen, welche wieder gesund worden sind, spazieren gehen können. Der Gottesdienst wird in zwey Kirchen gehalten, welche prächtig ausgezieret sind.

Der dritte Platz heißt **der Platz der Galeeren**, und dienet in der That zur Verwahrung und Erbauung dieser Schiffe. Seine Zugänge werden genau bewachet, nach dem Flusse zu, weil auf diesem Platze das vornehmste Thor der Stadt ist, welches an den Pallast des Viceköniges stößt. Dieses letzte Gebäude ist sehr groß und prächtig. Man nennet es Fortalezza, oder Festung. Da ist das Gefängniß, der königliche Schatz, und das Gerichte. Die Macht des Viceköniges erstrecket sich über alle Pflanzstädte seiner Nation in Indien. Er entscheidet ohne weitere Apellation alle bürgerlichen und peinlichen Sachen, ausgenommen diejenigen, welche die Edelleute, oder die Religion, betreffen. Er wird mit aller Pracht der königlichen Würde bedienet. Er speiset niemals ausser seinem Pallaste, und der Erzbischoff allein wird an seine Tafel gezogen. Wenn er einige Edelleute des Landes bewirthet, oder Fremde von Stande, so geschiehet es in einem besondern Verschlage, welchen man in den Saal, wo er speiset, machet.

Wenn man aus dem Pallaste heraus kommt, stößt einem die schönste Strasse von Goa entgegen, welche la Rua drecha, oder die gerade Strasse, genennet wird, und funfzehn hundert Schritte lang seyn mag. Sie ist mit Buden der Juweliers, der Wechsler und der reichsten Kaufleute der Stadt, besetzet. Die prächtige Kirche zu Unserer lieben Frauen von Asera, oder der Barmherzigkeit, stehet an dem Ende derselben. Diese Kirche ist inwendig ganz vergoldet, und über dem Portal ist das Bildniß des berühmten Albuquerque, der die Insel Goa erobert hat. Nahe bey dieser Kirche ist das schöne Kloster der verweyseten Mägdchen. Man nimmt darinne nur Jungfrauen von Stande auf; sie sind aber verbunden, so lange darinne zu bleiben, bis sie sich verheyrathen. In diesem Orte haben auch die edlen Portugiesen die Vorsicht, ihre Weiber einzuschliessen, wenn sie sich von der Stadt entfernen müssen. Die Rua drecha wird von einem grossen Platze von einander getheilet, der mit verschiedenen ansehnlichen Gebäuden, als mit dem Rathhause, dem Pallaste des Erzbischoffes, mit dem Gerichte der heiligen Inquisition, und der prächtigen Kirche, welche Assee genennet wird, umgeben ist. Ein wenig weiter ist das Franciscanerkloster, welches an Pracht alles übertrift, was man in dieser Art schönes sehen kann. Es ist blau mit Gold gemahlet.

Die Schule des heiligen Paulus ist an dem Ende der Stadt, das gegen Abend zu liegt. Es

ist eine berühmte Universität, die den Jesuiten gehöret. Man zählte darinne zu Anfange des letzten Jahrhundertes mehr, als zwey tausend Schüler. Pyrard, ein Französischer Reisender, hat 1608. funfzehn hundert Neubekehrte daselbst taufen sehen. Er merket an, daß die Jesuiten keinen andern, als der von Portugiesischen Eltern gebohren ist, in ihren Orden aufnehmen. Die Metifs werden in andern Orden zugelassen; die andern Indianer aber sind davon ausgeschlossen, ob gleich der Erzbischoff keine Schwierigkeit machet, sie zu Priestern zu weyhen.

Die Häuser zu Goa haben nur ein oder zwey Stockwerke, und sind innen und aussen roth und weis angestrichen. Man siehet wenige, die nicht einen Garten haben. Die Hauptstrassen sind mit grossen Steinen gepflastert, und haben sehr breite Bäche, in welche das Wasser abläuft. Diese grossen Bäche würden machen, daß man schwerlich von einer Seite der Strasse zur andern kommen könnte, wenn man nicht an verschiedenen Orten Brücken im Bogen darüber gebauet hätte. Die Brunnen sind in der Stadt sehr gemein; man kann aber ihr Wasser nicht trinken, und man muß eine Viertheilmeile von der Stadt aus einem Brunnen, der Banquenin genennet wird, gesunderes holen lassen. Er liegt an einem hohen Orte, zu welchem man mit Mühe kommen kann, und diese Arbeit beschäftiget eine

grosse Menge Leute, welche das Wasser in der Stadt verkaufen. Es würde den Portugiesen leicht gewesen seyn, sagt Pyrard, dieses Wasser durch Wasserleitungen nach Goa zu bringen; der vornehmste Vortheil davon würde aber für die Indianer und Mohren seyn, welche den größten Theil der Einwohner ausmachen; und über dieses brauchen die Portugiesen ihre Sklaven darzu, und haben ansehnliche Einkünfte davon. Das hat sie von einer Unternehmung abwendig gemacht, welche sonst so nützlich seyn würde.

Die Menge der Sklaven, welche man hier entweder zum Nutzen der Insel, oder für die andern Colonien, oder für Portugal, kaufet, ist fast unendlich. Sie werden öffentlich mit eben der Unanständigkeit, als in der Türkey, verkaufet, und ein jeder hat die Freyheit, sie zu besehen, sie mögen von einem Geschlechte seyn, von welchem sie wollen. Man versichert, daß die Portugiesen von Goa mit ihren jungen Sklavinnen in öffentlicher Hurerey leben, unter denen sehr artige sind, welche auf Instrumenten spielen und andere schöne Gaben haben. Wenn sie einen Knaben aus diesem Beyschlaf zur Welt bringen, so ist dieser Sohn ein rechtmäsiges Kind, und seine Mutter wird frey erkläret.

Diese versetzten Europäer wollen hier alle Fidalgos, oder Edelleute seyn. Die meisten reiten, wenn sie ausgehen, oder lassen sich in

Palan-

Palankins tragen, und werden von einer grossen Menge Bedienten begleitet. Das Frauenzimmer läßt sich allezeit in Palankins austragen, und sich eben eine solche Menge von Sklaven nachtreten. Das Volk trägt wider die Sonnenhitze grosse Hüthe, Sombreros genannt, welche im Durchschnitt nicht weniger, als sechs oder sieben Schuh, haben. Nach der Art, wie sie zusammen stossen, an den Orten, wo die Leute enge beysammen stehen, scheinet es, sagt Pyrard, daß sie nur eine einzige Decke ausmachen. Alle neue Christen in der Insel haben einen grossen hölzernen Rosenkranz am Halse, und die Portugiesen, so wohl Manns- als Weibspersonen, ohne so gar die öffentlichen Huren auszunehmen, haben beständig einen in ihren Händen. In der Messe, in dem Augenblicke, da der Priester die heilige Hostie aufhebet, heben sie alle die Armen in die Höhe, und schreyen aus allen Kräften *misericordia.* Sie verbinden diese frommen Ausübungen mit dem Wucher, mit dem abscheulichsten Meuchelmorde, und dem erschrecklichsten liederlichen Leben. Eine böse That, welche man den Weibern Schuld giebet, ist diese, daß sie ihren Männern einen gefährlichen Trank beybringen, welcher sie in eine Art von Unsinn versetzet. Sie singen, lachen, überlassen sich tausend Ausschweifungen, ohne zu wissen, was sie thun, noch was man thut, so gar vor ihren Augen. Hernach schlafen sie ein auf einige Stunden, und dieser Zustand ist dem Vorha-

 ben

ben einer liederlichen Frau, welche ihres Liebstens geniessen will, vollends günstig. Die Mannspersonen, welche den Widerstand einer tugendhaften Frau überwinden wollen, dürfen nur eine von ihren Sklavinnen gewinnen, welche sie ihnen in die Arme liefert, nachdem sie ihr dieses gefährliche Gift beygebracht. Pyrard versichert, daß viele Mägdchen, während seines Aufenthalts zu Goa, durch dieses Kunststück unanständiger Weise betrogen, und schwanger worden, ohne daß sie wußten, auf welche Art man sie verführet hätte.

Was dieser Reisende, die Strenge der Inquisition zu Goa betreffend, hinzufüget, enthält sehr merkwürdige besondere Umstände: **Es ist dieses Gericht, sagt er, die grausamste und unbarmherzigste Sache von der Welt; denn der geringste Argwohn und das geringste Wort eines Kindes, oder eines Sklaven, der seinem Herrn Verdruß machen will, bringen einen Menschen ins Gefängniß. . . . Bald klagt man sie an (die Juden), daß sie Crucifixe in die Küssen stecken, auf welche sie sich setzen, oder niederknien; bald, daß sie Bilder peitschen, und keinen Speck essen. . . . . Ich glaube wahrhaftig, daß sie ihnen öfters weis machen, was sie wollen; denn sie lassen nur die Reichen hinrichten, und den Armen legen sie eine Buse auf. . . . Die Art, wie man darinne**

ne verfähret, ist mit der Spanischen, Italienischen und Portugiesischen in allem gleich. Einige liegen zuweilen zwey oder drey Jahre im Gefängnisse, ohne zu wissen, warum... Die Indianischen Heyden und Mohren von Goa, sie mögen seyn, von welcher Religion sie wollen, stehen nicht unter dieser Inquisition, wenn sie nicht Christen geworden sind. Wenn unterdessen etwan ein Indianer, er mag ein Mohre oder Heyde seyn, einen andern abwendig gemacht, oder verhindert hätte, daß er kein Christ geworden wäre, und man ihn deswegen überführen könnte, so würde sich die Inquisition seiner so wohl, als auch desjenigen bemächtigen, der Ursache wäre, daß ein anderer das Christenthum verlassen hätte, wie es oft genung geschiehet. Es würde mir unmöglich seyn, die Zahl aller derjenigen zu sagen, welche diese Inquisition ordentlich zu Goa hinrichten läßt. An allen grossen Festen halten sie Gericht. Sie lassen alle diese armen Missethäter zusammen gehen, mit geschwefelten Hemden, die mit Feuerflammen gemahlet sind; und der Unterschied derjenigen, die mit den andern sterben sollen, ist, daß die Feuerflammen in die Höhe gehen, und der andern ihre unterwärts. Man führet sie gerade zur grossen Kirche, welche ziemlich nahe

bey dem Gefängnisse stehet, und bleiben die Messe und Predigt hindurch daselbst, in welcher man ihnen grosse Vorstellungen thut; hernach führet man sie zum *Campo Sancto Lazaro*, und da verbrennet man einen in Gegenwart des andern.

Die Portugiesen nahmen die Stadt Goa den 16. Februar 1510. dem Könige von Dekan ab, welcher sie einem kleinen Prinzen, Sabay genannt, entrissen hatte, und verlohren sie wieder drey Monathe darnach. Sie bekamen sie eben dasselbe Jahr wieder. Diese Stadt wurde 1586. wieder verschiedenemal erobert und verlohren; der König von Dekan aber trat sie endlich den Portugiesen ab, mit den Halbinseln Bardes und Salcet. Sie haben sich seit der Zeit beständig darinne erhalten, aber mit verschiedenem Glücke. In den ersten Jahren ihrer Handlung war Goa der Mittelpunkt aller Reichthümer Indiens, und der berühmteste Markt in der Welt. Wenn diese Glückseligkeit fort gedauert hätte, sagt Tavernier, würde man heut zu Tage bey den meisten Einwohnern dieser Hauptstadt nicht ein Stückchen Eisen finden; alles würde von Gold oder Silber seyn. Nachdem aber die Holländer nach Indien gekommen sind, und, als Herrn von Batavia, Malaca, und der Handlung von Japon, den Zufluß der ehemaligen Reichthümer abgeschnitten haben, so ist der Glanz dieser Stadt verschwunden.

schwunden. Auf meiner andern Reise, füget der Verfasser hinzu, habe ich Leute gesehen, welche ich so reich gekannt hatte, daß sie jährlich zwey tausend Thaler Einkünfte hatten. Diese kamen des Nachts heimlich und baten um Allmosen; ohne daß sie jedoch etwas von ihrem Stolze abliessen, besonders die Weiber, welche in Palekis kommen, und an der Thür stehen bleiben, unterdessen daß ein Knecht, der sie begleitet, ein Compliment von ihnen bringet. Man schicket ihnen, was man will, oder man bringt es ihnen selbst, wenn man so neugierig ist, daß man ihr Gesicht sehen will; welches selten geschiehet, weil sie sich den Kopf mit einem Schleier bedecken. Sie übergeben aber gemeiniglich einen Zettel von einem Mönche, welcher sie anbefiehlet, und von ihren vergangenen Reichthümern Zeugniß abstattet, indem er ihr gegenwärtiges Elend beschreibet. Also läßt man sich öfters mit der Schönen in ein Gespräch ein; und bittet sie ehrenwegen hineinzukommen, und eine kleine Mahlzeit einzunehmen, welche zuweilen bis an den andern Morgen dauert *.

5. Carvar ist zehn oder eilf Meilen von Goa, gegen Süden zu. Es ist die Hauptstadt eines Ländchens von eben diesem Nahmen, welches einem indianischen Raja gehöret. Rama und Sevaseer sind zwey andere Fürstenthümer in eben der Gegend. Alle diese

* Tavernier, Theil 9, Seite 106.

Bezirke nehmen etwa zwanzig Meilen von der Küste, von Norden nach Süden, ein, und erstrecken sich gegen Osten bis an die Gebürge von Gate. Man findet darinne viel feste Plätze und einige Häfen, als Ancla, Ruddermaddi und Merzee. Das Land ist voller Gebürge und Wälder, wo man eine ungeheure Menge Tiger, Affen, Büffels und andere wilde Thiere siehet: welches diese Oerter sehr angenehm zur Jagd machet. Man bekommt daraus Holz, das sich so wohl zum Schifsbau, als auch zu Aufführung aller andern Gebäude schicket. Man bemerket, daß hier auf gewisse Bäume, welche eine Art von Eichen sind, ein häufiger Thau fällt, der, wenn die Sonne zwey oder drey Tage darauf geschienen, sauer wird, und einen sehr guten Geschmack bekommt, aber ein wenig stark ist. Man sammelt ihn sorgfältig, und er dienet vielen Gerichten zur Würze. Die Felder bringen viele Arten von Körnern, und Pfeffer von sehr guter Eigenschaft, hervor.

Die Engländer haben von den Prinzen des Landes die Erlaubniß erhalten, daß sie in den Gegenden von Carvar eine Factorey anlegen und eine kleine Schanze aufwerfen dürfen, welche von zwey Bollwerken vertheidiget wird. Es ist dieses der gesundeste und angenehmste Pflanzort, welchen sie auf dieser Küste haben. Carvar hat einen guten Hafen, welcher an dem Ausflusse eines Flusses lieget *, der die größten

* Hamilton nennet ihn Batte Roof.

größten Schiffe tragen kann. Sie lauffen bis an die Schanze der Engländer hinauf, welche an das Ufer eben dieses Flusses gebauet ist, vier Meilen von dem Meere. Salmon merket an, daß diese Lage gar nicht vortheilhaft ist. Denn der Raja des Landes kann mit einigen Stücken den Eingang des Flusses besetzen, und alle Communication zwischen der Schanze und dem Meere abschneiden: wo dieses 1718 bey Gelegenheit eines Kriegs, welchen die Engländer mit diesem Raja hatten, geschahe.

Der Bezirk von Carvar bringt den besten Pfeffer hervor, den man auf dem festen Lande von Indien gewinnet. Ehemals machte man in eben dieser Gegend Leinwand von ungemeiner Feine, und die Engländer liesen mehr, als funfzig tausend Leute, daran arbeiten. Diese Handlung aber wurde unter der Regierung des Aurengzeb, als dieser Monarch das Königreich Visapour unter das Joch brachte, und die Raja der Küste zinsbar machte, gänzlich zernichtet. Das Schrecken der Mogolischen Waffen zerstreuete damals alle diese Handwerksleute, welche in die Gebürge flohen. Zur Zeit dieses Einfalls geschahe es, daß die Engländer, nachdem sie ihre Factorey und Wohnungen hatten verbrennen sehen, den Schluß faßten, die Schanze zu bauen, von welcher man geredet hat.

6. **Mangalor** gehöret zu **Canara**, einem alten Königreiche, das Carnate gegen Westen,

zwischen den 12. und 15. Grad der Breite, lieget. Diese Stadt, welche mehr der Handlung wegen, als wegen der Schönheit ihrer Gebäude, berühmt ist, liegt eine halbe Meile vom Meere, und ist an dem Ufer eines Flusses, gebauet, in welchem die Schiffe von mittelmäßiger Grösse zur Regenzeit und bey hoher Ebbe einlauffen können. Ausserhalb der Barre aber ist eine viel sichere Rhede, wo man zu allen Jahrszeiten Anker werfen kann *.

Die Einwohner von Mangalor sind theils Mahometaner, theils Götzendiener. Sie sind sehr braun. Die Luft des Landes ist sehr rein und der Boden so fruchtbar, daß er nicht nur die ganze Küste von Malabar, sondern auch die Insel Sumatra, Mocka, Mascate, Balsora, und andere Orte in Arabien und Persien, mit Reis versiehet. Dieses Ueberflusses ungeachtet, sind die Einwohner arm, und es ist in ganz Indien kein elenderes Volk. Sie haben eben den Gottesdienst, als die Götzendiener von Madure, welcher nehmlich darinne bestehet, daß sie eine unflätige Gestalt anbethen, welche sie an dem Halse tragen: ein sehr alter Greuel in Indien, den die Griechen bey ihren Festen des Bacchus und Priapus annahmen.

Die Portugiesen haben mit den Canarins wegen des Besitzes von Mangalor, und eines andern benachbarten Platzes, Barcalor genannt, dessen sie sich bemächtigten, nachdem sie

* Dellon, Salmon, Guyon.

sie Goa erobert hatten, grosse Streitigkeiten gehabt. Zur Zeit, da ihre Macht abnahm, warfen die Canarins das Joch ab, und jagten sie aus dem Lande. Die Portugiesen erschienen wieder auf dieser Küste mit einer fürchterlichen Flotte, und zwangen den König von Canara ihnen diese zwey Plätze wieder zu geben. Da sie aber von den vorhergehenden Kriegen erschöpfet, und nicht im Stande waren, eine Besatzung daselbst zu halten, begnügten sie sich damals damit, daß sie die Factoreyen anlegten, die sie heut zu Tage besitzen. Diejenige, welsie zu Mangalor haben, liegt zwischen der Stadt und dem Meere. Man siehet noch auf einer Höhe die alte Festung, die ihnen zugehörte. Die Handlung stehet hier allen Nationen offen. Die Portugiesen massen sich aber doch einer Art von Oberherrschaft in dem Lande an, nebst dem Rechte, alle Schiffe, welche in seinem Hafen Anker werfen, zu durchsuchen, und den Reis zu schätzen, ehe jemand welchen kaufen kann. Die Europäer aber lachen über ihr Begehren, und handeln allemal gerade mit den Indianern, wenn sie Gelegenheit darzu finden, ohne sich um die Drohungen der Portugiesen zu bekümmern.

7. Cananor. Hier fängt sich eigentlich die Küste von Malabar, und das Land der Völker an, welche diesen Nahmen führen. Dieses Land, das sich von der Grenze von Canara, bis an das Vorgebürge Comorin, siebenzig Meilen in die Länge, erstrecket, ist in verschiedene

dene kleine Königreiche getheilet. Das erste ist Cananor, wenn man gerade nach Süden zugehet. Seine Hauptstadt, welche eben den Nahmen führet, liegt unter dem eilften Grade dreyßig Minuten, der Breite, und etwa dreyßig Meilen von Mangalor. Es ist eine ziemlich grosse Stadt, welche keine merkwürdigen Gebäude hat. Ihr Hafen ist den Sommer hindurch gut; den Winter aber, nehmlich zur Regenzeit, sind die Schiffe darinne nicht in Sicherheit.

Das Land ist mit Indianern und Mohren bevölkert. Es wird von einem abgöttischen Prinzen beherrschet, welcher, ohne daß er mächtiger ist, als die andern Könige von Malabar, dennoch unter ihnen einen vorzüglichen Rang hat, welchen er gewissen Vorurtheilen der Religion schuldig ist. Man giebt ihm den Nahmen Colitry, wie der Nahme Zamorin ein unterscheidender Titel für die Könige von Calecut ist.

Balliepatan ist ein grosser Flecken, welcher an einem Flusse, nicht weit von der Hauptstadt lieget. Er wird von vielen reichen Handelsleuten, welche alle die Mahometanische Religion bekennen, bewohnet. Die Franzosen haben in eben der Gegend die Factorey Talichery besessen. Man findet nicht weit von Balliepatan den Pallast, wo der König von Cananor seinen Sitz hat. Dieser Ort ist mit verschiedenen schönen Pagoden umgeben. Tre-

mepatan

mepatan ist ein anderer Flecken, der wegen der Handlung ansehnlich ist.

Der Ingwer, die Cardemomen, welches eine Art von Pfeffer ist, der Tamarin, der Caffe, wachsen in dem Lande in Ueberfluß. Man machet darinnen sehr feine Leinwand, besonders zu Coila, welches ein grosser Flecken, eine Meile von Cananor ist. Die vornehmste Handlung ist in den Händen der Holländer und Mohren.

Cananor ist einer von den ersten Oertern, wo sich die Portugiesen feste setzten, nachdem sie Indien entdecket hatten. Sie fingen an erstlich einen Thurm zu bauen, welcher noch jetzt stehet. Endlich baueten sie nahe dabey eine ziemlich grosse Stadt, welche sie hundert Jahr hindurch erhalten haben. Die Indianer, welche ihrer tyrannischen Herrschaft müde waren, jagten sie gegen den Anfang des letzten Jahrhundertes aus Cananor, und ergaben sich den Holländern, die sich mit ihnen wider die Portugiesen verbunden hatten. Die Holländer schleiften das Fort, damit sie den Aufwand ersparten, eine Besatzung darinne zu erhalten. Wenn man Dellon glaubet, haben die Einwohner des Landes bey dieser Veränderung nichts gewonnen, und beklagen sich so sehr über die Herrschaft der Holländer, daß sie ihre alten Herren gerne wieder zurücke rufen würden.

8. Calecut. Man erzählet von dem Ursprunge dieses Staats folgendes. Zur Zeit, als die Araber zum erstenmal nach Indien kamen *, wurde ganz Malabar von einem einzigen Prinzen Sarana Perimal mit Nahmen, regieret **. Dieser Prinz bekam an der Religion dieser Fremden so viel Geschmack, daß er sie nicht nur annahm, sondern sich auch entschloß nach Mecca zu gehen, und sein Leben daselbst zuzubringen. Ehe er seine Staaten verlies, theilte er dieselben unter die Prinzen von seiner Familie, und behielt sich nur zwölf Meilen Landes vor, welches er in dem Augenblicke seiner Reise einem seiner Edelknaben schenkte, der ihm auch angehörte. Er befahl ihm diese Gegend anzubauen, und daselbst zum Andenken seiner Einschiffung eine Pflanzstadt anzulegen. Zu gleicher Zeit gab er ihm seinen Degen und seine Krone, und befahl den andern Prinzen, ihn als ihren Zamorin, oder Kayser, zu erkennen, und die Münze mit seinem Stempel schlagen zu lassen. Man füget hinzu, daß die Einwohner der neuen Colonie an dem Orte selbst, wo Perimal sich einschifte, eine Stadt baueten, welche sie Calecut nenneten. Sie hat ihren Nahmen dem ganzen Lande mitgetheilet.

Calecut ist der erste Ostindische Hafen, wo die Portugiesen 1498, unter Anführung des

Gama,

* Man setzet diesen ersten Einfall in das 8te Jahrhundert des Christenthums.

** Geschichte der Reisen, Theil 1, Seite 34.

Gama, ans Land stiegen. Es war damals der berühmteste Markt Indiens, wegen der Handlung mit Specerey, Diamanten, Seyde, feiner Leinwand, Gold und Silber. Anfänglich wurden die Portugiesen günstig aufgenommen, und erhielten die Erlaubniß, nahe bey der Stadt eine Factorey und Festung zu bauen. In der Folge überwarfen sie sich mit dem Zamorin, welcher sie endlich, nach einem halsstarrigen Kriege, aus allen Oertern seines Gebiethes verjagte. Die Einrichtungen aber, die sie zu Cochin, Cananor, Goa und in andern Häfen dieser Küste, machten, hielte sie wegen des Schimpfes, den sie zu Calecut erhalten hatten, schadlos, und machten endlich, daß der Handel in dieser blühenden Stadt fiel.

Das Seeufer von Calecut ist sehr niedrig, und die Schiffe haben daselbst keine Sicherheit, weil sie auf offener Rhede Anker werfen müssen. Die Schiffe des Landes, welche sehr klein und ganz flach sind, können bis an das Ufer fahren. Die Stadt ist groß: die meisten Häuser aber sind nur von Holz, oder Erde, die in der Sonne getrocknet ist. Sie sind gemeiniglich sieben oder acht Fuß hoch. Der Sand am Ufer ist an einigen Orten mit sehr feinen Goldtheilchen vermischet. Sie sind aber so klein, daß ihr ordentlicher Werth nicht höher, als zwey, bis fünf Kaysergroschen, ist. Inzwischen ernähret sich ein grosser Theil der Einwohner damit, daß sie diese Theilchen suchen.

Die Luft des Landes ist rein und gesund, und der Boden sehr fruchtbar, ob er gleich erschrecklichen Ueberschwemmungen unterworfen ist. Dellon versichert, daß fast kein Jahr vergehet, daß nicht das Meer einen kleinen Theil dieser Gegend bedecken sollte, und dieses geschieht so sichtbar, daß die alte Festung der Portugiesen, welche ziemlich weit vom Hafen lag, heut zu Tage, zwey gute Meilen vom Lande, fast mitten im Wasser stehet. Man siehet nichts mehr, als die Spitzen der Thürme, und die Schiffe gehen mit leichter Mühe zwischen diesen Ruinen und dem Ufer durch. Der Verfasser schreibet diese Ergiesungen den Nordwestwinden zu, welche auf der Küste von Malabar, von den Monath May, bis zu Ende des Septembers, beständig wehen, und die Wellen mit Ungestüm an dieses Ufer treiben, welches niedriger ist, als das Meer. Diese Ueberschwemmungen haben Calecut mehr, als einmahl verwüstet, und sind ohne Zweifel eine von den Ursachen des Verfalls seiner Handlung, indem die Handelsleute nach und nach überdrüßig geworden sind, eine Stadt zu bewohnen, welche den Verwüstungen des Meeres so sehr ausgesetzet ist. Eben diese unangenehme Sache hat gemacht, daß die Zamorins, welche ehemahls ihren Sitz da hatten, diesen Aufenthalt verlassen haben.

Dieser Unglücksfälle ungeachtet, ist Calecut noch eine der größten Städte Indiens. Man zehlet

zehlet darinne sechs tausend Häuser, welche meistens durch Gärten von einander unterschieden sind. Ihr Umfang ist drey Meilen, wenn man ein grosses Dorf, welches statt einer Vorstadt ist, und nur von Fischern bewohnt wird, darunter begreift; sie ist aber nicht mit Mauern umgeben. Sie hat einen Indianischen Statthalter, welcher den Titel eines Rajador, oder Viceköniges annimmt, und in dem alten Pallaste wohnet. Sein Posten ist einer der einträglichsten, und eine der vornehmsten Bedienungen des Staats.

Man versichert, daß der König von Calecut eine Armee von hundert tausend Mann auf die Beine stellen kann; daß, wenn er eine Frau heyrathet, er sie gerne einem Braminen überläßt, dem er 500 Rthlr. giebt, um die erste Nacht mit ihr zuzubringen; daß es unter den Edelen ein Gebrauch ist, die Weiber unter einander zu vertauschen; daß eine Frau sieben Männer auf einmahl haben kann, und daß es ihr frey stehet, wenn sie Mutter wird, ihr Kind von dem Manne erziehen zu lassen, von welchem sie will, ohne daß er es abschlagen kann. Man füget hinzu, daß, wenn der Zamorin stirbet, ihm nicht sein Sohn, sondern seiner Schwester Sohn, folget, weil, da ein Bramine die erste Gunst von der Königin erhalten hat, zu befürchten ist, daß dieser Sohn dem Könige nicht zugehören möge, anstatt daß seiner Schwester Sohn wahrhaftig von königlichem

Geblüte ist. Der Herr Abt Guyon erzehlet alle diese Gebräuche. Wir werden bald sehen, daß sie den Einwohnern von Calecut nicht eigen sind, und daß sie fast überhaupt bey allen Völkern von Malabar herrschen.

9. Cranganor liegt unter dem zehnden Grade nordlicher Breite, und ungefähr fünf und zwanzig Meilen von Calecut. Ein grosser Fluß läuft an ihren Mauren vorbey gegen das Meer zu, von welchem die Stadt nur eine Meile entfernet ist *. Man entdecket auf der andern Seite angebauete Felder, Seen und angenehme Wiesen. Die Portugiesen, welche sich zur Zeit ihrer ersten Reisen dieser Stadt bemächtiget hatten, wurden 1662 von den Holländern daraus verjagt, welche sie mit Sturm einnahmen, und ihre Kirchen und vornehmsten Gebäude einrissen, deren Materialien zu Erbauung einer Festung dieneten.

In der Nähe von dieser Stadt findet man eine andere eben dieses Nahmens, welche dem Malabarischen Könige des Landes gehöret, und die Hauptstadt des kleinen Staats ist, den er besitzet. Dieser Prinz ist ein Vasall und Zinsmann des Zamorin.

Hamilton erzehlet etwas, das sich nicht in den gemeinen Berichten befindet. Er giebt vor, daß das Land Cranganor lange Zeit einer Colonie von Juden gehöret habe, welche eine so zahlreiche Republic ausmachten, daß man achtzig

* Schouten, Hamilton.

achtzig tausend Familien daselbst zehlte. Der Verfasser füget hinzu, daß sie noch zu Cochin, welches nur fünf Meilen von Cranganor ist, eine Synagoge haben, in welcher sie noch ein Tagebuch von den merkwürdigsten Begebenheiten ihrer Geschichte aufbehalten. Dieses Tagebuch fängt sich von den Zeiten des Nebucadnezars an, und ist mit Syrischen Buchstaben auf zwey grosse kupferne Tafeln eingegraben. Der Herr Van Rhede, ein Oberaufseher der holländischen Factorey von Cochin, hat in seiner Landessprache einen Auszug davon gemacht. Diese Juden, fähret Hamilton fort, sagen, daß die ersten Stifter ihrer Colonie von dem Manasses, einem berühmten Chaldäischen Feldherrn, von welchem sie sich rühmen abzustammen, nach Indien geschicket wurden. Ihre Anzahl vermehrte sich nach und nach; sie bereicherten sich durch den Handel, und kauften die Oberherrschaft von Cranganor. Dieser kleine Staat wurde anfänglich von zweyen aus einer vornehmen Familie, die Brüder waren, regieret. Der Ehrgeitz trennte sie: einer trachtete dem andern nach dem Leben, und wurde wieder von dem Sohne seines Feindes umgebracht. Nach dem gewaltsamen Tode dieser beyden Verweser wurde die Regierung gänzlich republicanisch. Nachdem aber in der Folge die Kayser von Malabar diesen kleinen Staat unter das Joch gebracht hatten, wurden die Juden unterdrücket, und die Verzweifelung trieb viele zum Abfalle. Sie bestehen

jetzt aus vier tausend Familien. Das erzehlet Hamilton. Wenn der Auszug des Herrn Van Rhede herauskommt, wird er in dieser Erzehlung viel Licht geben.

Was wir noch hinzufügen wollen, ist nicht weniger besonders. Die Portugiesen fanden, als sie das erste mahl auf diese Küste kamen, das Christenthum daselbst. Cabral, welcher 1500 ihre Indianische Flotte commandirete, sahe, als er im Begrif war nach Portugall zurück zu kehren, an seinen Bord zwey Christen von Cranganor, welche vom Indianischen Geschlechte waren, kommen, die um die Gnade anhielten, nach Europa geführt zu werden, um Rom zu besuchen, und sich hernach nach Jerusalem zu begeben. Er wollte wissen, ob sie von der Griechischen oder Lateinischen Kirche wären, und ob es noch andere Christen in ihrer Stadt gäbe *. Einer von ihnen, der ein Priester war, antwortete: Daß die Einwohner von Cranganor aus Heyden, Christen, Juden und Fremden, welches meistens Kaufleute aus Syrien, Egypten, Persien und Arabien wären, beständen; daß die Christen dem Könige einen ordentlichen Tribut bezahlten, und in einem besondern Viertheile wohnten; daß sie eine Kirche hätten mit Kreutzen, aber ohne Bilder und Glocken; daß sie ihren Pabst hätten, unter welchem zehn Cardi-

* Geschichte der Reisen, Theil 1.

Cardinäle und zwey Patriarchen, nebst einer Menge Bischöffe und Erzbischöffe, stånden; daß dieser geistliche Hof in Armenien seinen Sitz hätte, wohin die Bischöffe von Cranganor reiseten, um ihre Würde und Einsegnung zu erhalten; daß er selbst das Priesterthum von den Händen seines Pabsts ertheilet bekommen hätte; daß sich die Gerichtsbarkeit dieses Hohenpriesters sehr weit in Indien und Catay erstreckte; daß die beyden Patriarchen ihren Sitz in diesen beyden Gegenden hätten, und daß die Bischöffe in den Städten, wo sich Christen befänden, zerstreuet wären; daß ihr Pabst den Titel des Catholischen führete; endlich, daß der Kopf der Priester ins Kreutz geschoren wäre *.

10. Cochin ist zehn Meilen von Cranganor, zwischen dem neunten und zehnten Grad mitternächtlicher Breite **. Sie ist die Hauptstadt eines kleinen Königreichs eben dieses Nahmens, dessen König ein Vasall von Calecut ist, und noch mehr von den Holländern, die Herren von dieser Stadt sind, abhänget. Sie

 liegt

* Cabral nahm diese beyden Indianer auf seine Flotte. Einer von ihnen starb unterwegens. Der andere, Joseph mit Nahmen, kam in Portugall an. Er ist der Josephus Indus, von welchem Grinee eine kleine Erzehlung herausgegeben hat. Geschichte der Reisen. Theil I.

** Schouten, Salmon.

liegt am Ausflusse eines Flusses, welcher sie von einer kleinen Insel trennet, und einen sichern und bequemen Hafen machet. Das Land, welches um sie herum liegt, ist niedrig und theilet sich in verschiedene Inseln. Sie war ehemahls ziemlich groß, und die weitläuftigste Stadt nach Goa, welche die Portugiesen in Indien besassen. Man unterschied daselbst zwey Wohnungen, eine besassen die Indianer, und der König des Landes, welche nur ein grosser Flecken war, und zwey gute Meilen vom Meere lag. Man nennete sie die alte Stadt. Die andere, welche die neue Stadt hieß, lag viel näher am Meere, und erstreckete sich so gar mit einem Ende bis an das Ufer. Sie war ihrem Ursprunge nach nur eine kleine Schanze, welche der König von Cochin den Portugiesen 1503. zu bauen erlaubte. Sie wurde in ihren Händen bald zu einer schönen Stadt, welche die andere verdunkelte. Man sahe darinne viele prächtige Palläste, angenehme Gärten, eine Menge öffentlicher Gebäude und besonders eine grosse Anzahl Kirchen und Klöster. Die Holländer eroberten sie 1662. schleiften ihre Palläste, Klöster und Kirchen, welche einen grossen Platz einnahmen, und brachten ihren ehemaligen Umfang in einen Raum von sechshundert Schritten in die Länge und zwey hundert in die Breite, welchen sie mit einem guten Walle umgaben, der mit verschiedenen Bollwerken befestiget war. Der schöne Thurm der ehemahligen Hauptkirche

wurde

wurde erhalten, und die Holländer haben auf seiner Spitze die Flagge der vereinigten Niederlande aufgestecket, welche an einen grossen Mast feste gemacht ist, den man mehr, als zehn Meilen, ins Meer hinein siehet.

Der alte Flecken stehet noch heut zu Tage. Es ist nur ein Haufen armseliger Hütten, welche sich bis an die Ruinen der Portugiesischen Stadt erstrecken. Es wird aber ein ansehnlicher Markt daselbst gehalten. Er wird von Heyden und Mohren bewohnet, welche die Handlung an diesem Orte zusammengebracht hat. Das Land bringt eine grosse Menge Vieh, Wachs, Eisen, Stahl und Pfeffer, hervor; es hat aber Mangel an Reis, und man muß ihn von der Küste Canara kommen lassen, weil sich derjenige, den man aus den benachbarten Provinzen ziehet, nicht gut erhalten läßt. Das Wasser ist in diesen Gegenden so schlecht, daß es viele Krankheiten verursachet, besonders Geschwulsten, welche sich gemeiniglich an einem Beine setzen, und keinen andern Schmerz, als ein beschwerliches Jucken, machen.

11. Travancor ist das letzte Königreich der Malabarischen Küste. Es erstrecket sich von der Grenze von Cochin, gegen den neunten Grad, bis an das Vorgebürge Comorin, in einer Länge von zwanzig Meilen. Die Hauptstadt, welche auch den Nahmen Travamor führet, liegt fast an der Spitze des Vorgebürges. Sie wird von einer grossen Menge

Christen bewohnet, welche meistens sehr arm, und deren Voreltern von dem heiligen Franciscus Xavier bekehret worden sind. Die andern Städte sind: 1. Tangepatan, der Hauptstadt gegen Westen. Die Holländer haben eine Festung und Factorey daselbst. Der Pfeffer und gewisse grobe Leinwand, welche man Catchaz nennet, sind die vornehmsten Stücke ihrer Handlung. 2. Aniengo, Tengapatan gegen Norden. Man siehet daselbst eine Schanze, welche von den Engländern zur Sicherheit ihrer Handlung aufgeführet worden ist. Auf der einen Seite stößt das Meer daran, und auf der andern ein kleiner Fluß. Ihr Hafen ist weitläuftig, die Wellen schlagen aber hinein. Diese Gegend hat an Pfeffer und feinen Zeugen einen Ueberfluß. Eruva ist ein armer Flecken in der Nachbarschaft, wo die Dänen eine mit Stroh gedeckte Wohnung haben. Das nennen sie ihre Factorey. 3. Coilan, oder Coulan. Es war ehemals ein wichtiger Platz, und die Hauptstadt eines kleinen Königreiches eben dieses Nahmens. Sie liegt auf einer Erdzunge, welche sich in das Meer erstrecket. Die Portugiesen eroberten sie 1505. und verlohren sie wieder 1662. Die Holländer, welche sich ihrer damahls bemächtigten, schleiften sie fast gänzlich; sie haben heut zu Tage eine kleine Schanze daselbst, wo sie nur dreyßig Mann zur Besatzung unterhalten. Ihre Handlung ist nicht wichtig.

Fünf-

Fünfter Abschnitt.

Besondere Anmerkungen über das Land Malabar.

Ich würde mir eine unverzeihliche Nachläßigkeit vorzuwerfen haben, wenn ich nicht hier einige besondere Anmerkungen über das Land Malabar hinzufügte. Die Geschichte der Reisen wird mir diesen wichtigen Punkt an die Hand geben, und ich werde verschiedene Stücke von ihrem vortreflichen Uebersetzer entlehnen.

Man siehet Malabar als ein schönes Land von Indostan an. Da sein Ufer sehr niedrig ist, und sich der Boden stufenweis erhebet, so entdecket man von dem Meere einen Theil der Reichthümer dieser angenehmen Gegend. Die Städte und Flecken, welche an der Küste hin liegen, die Wälder von Cocos- und Palmbäumen, die beständig grün sind, schöne Wiesen, grosse Ebenen, Flüsse, Bäche, Seen, und tausend andere verschiedene Gegenstände, zeigen sich den Augen. Alle Reisenden werden von diesem Anblick gerühret. Die Cocosbäume stehen bis auf den Rand des Ufers, und das Meer benetzet bey der Fluth ihre Wurzeln, ohne ihnen zu schaden.

Die Luft ist auf dieser Küste viel gesünder, als auf derjenigen, die sich von Bombay, bis nach Goa, erstrecket. Der Himmelsstrich ist

in Vergleichung mit demjenigen von der Küste Coromandel sehr merklich verschieden. Es ist erstaunend, daß zwey Gegenden, welche so nahe bey einander liegen, so wenig ähnliches haben, was die Eigenschaften der Luft anlanget, uud daß die Natur die Luft und den Einfluß der Elemente so verschieden gemacht hat *. Inzwischen daß man zu Malabar den Winter fühlet, und Sturm und Regen auf der Küste herrschet, genieset man auf der Küste von Coromandel eines stillen Wetters und aller Annehmlichkeiten des Sommers. Unterdessen sind diese beyden Küsten von einerley Höhe des Pols, und liegen nach Süden zu nicht dreyßig Meilen von einander. Die Gebürge von Gate, welche von Norden gegen Mittag zu laufen, machen den Unterschied zwischen ihnen. Wenn man auf dem Gipfel dieser hohen Berge ist, hat man nur einen Schritt zu thun, um plötzlich aus dem Sommer in den Winter, und aus einer reinen und heitern Luft in eine dicke und mit Wolken bedeckte, zu kommen.

Der Winter, oder die Regenzeit fängt sich zu Malabar im April an, und höret zu Ende des Septembers auf. Man fühlet ihn in diesem Lande mehr, als in Canara und Viesapour, mehr, zum Exempel, zu Coilan und Cochin, als zu Goa, und mehr zu Goa, als zu Surate; welches man auf der ganzen abend-

län-

* Geschichte der Reisen, Theil II, in Schoutens Berichte.

ländischen Küste der Halbinsel, jemehr sie gegen Norden zuläuft, bemerket; denn die Wolken kommen vom Mittag. Ein Südwestwind treibet sie mit Gewalt gegen die Gebürge von Gate, wo sie sich trennen, und in Regen, mit öftern Stürmen begleitet, zertheilen. Dieses Wasser formiret Ströme, welche sich von den Gebürgen herunter stürzen, die Flüsse aufschwellen, und den größten Theil des Landes überschwemmen. Der Himmel ist in dieser Jahreszeit beständig mit Dünsten bedecket, und die Nächte sind abscheulich dunkel. Die Schiffe sind alsdenn auf der ganzen Küste nicht sicher, und nicht einmahl in den Häfen ruhig. Deswegen ladet man sie aus, tackelt sie ab, bedecket sie mit Matten, und suchet sie in Sicherheit zu bringen. Diese Jahreszeit hat sonst nichts strenges, und ist hier nicht so kalt, daß sie den Nahmen eines Winters verdienete. Man bemerket sogar, daß die meisten Früchte zu der Zeit reif werden, und daß die Blumen und Pflanzen frischer sind, als in dem andern Mousson. In der That schiesset alsdenn die Sonne ihre Strahlen gerade auf diese Gegend, und die Hitze würde unmäßig seyn, wenn die Wolken nicht gleichsam eine Mauer zwischen der Erde und diesem Gestirne machten, welches währender Regenzeit zweymahl über dem Kopfe der Malabaren stehet, einmahl im Monath May, und das andere mahl im Monath August.

Gegen den October fängt der Sommer, oder der trockene Mousson, an. Die ganze Zeit hindurch, als diese angenehme Jahreszeit währet, entdecket man kaum das geringste Wölkchen in der Luft. Alsdenn wehen die See- und Landwinde nach einander, die ersten am Tage, und die andern in der Nacht. Es folgen zuweilen einige Windstillen darauf, und das Land ist einer brennenden Hitze ausgesetzet. Die Nächte aber sind allezeit frisch, und können, besonders im Januar, Februar und Merz, für kalt gehalten werden.

Malabar bringt alles, was zum Unterhalt seiner Einwohner nöthig ist, im Ueberflusse hervor. Die Früchte und Pflanzen sind von vortreflicher Eigenschaft, den Reis, welcher sich nicht über ein Jahr hält, und den Pfeffer ausgenommen, welchen man nicht für so gut hält, als den Pfeffer der benachbarten Gegenden. Es ist eben also mit seinem Zimmet, welcher mit dem Ceylanschen gar nicht zu vergleichen ist. Cardamomen wachsen nur in der einzigen Provinz Cananor*. Es ist eine Gewürzpflanze, welche in kleinen Hülsen eine Art von Pfeffer hervorbringt, den man auch Paradieskörner nennet. Man versichert, daß er von Natur wächset, ohne daß man ihn säen, noch auch die Erde umarbeiten darf. Es ist genung, daß man das Gras, welches während der Regenzeit häufig wächset, und von der Sonne

* Ebendaselbst, in der Beschreibung von Malabar.

Sonne in der folgenden Jahreszeit getrocknet wird, anzündet. Seine Asche dünget die Erde uud machet sie zur Hervorbringung der Cardamomen geschickt. Man verführet sie in alle Theile Indiens, nach Persien, Arabien und der Türkey. Es kommen auch welche nach Europa, wo man sie aber nicht sehr anders, als in der Medicin, brauchet. Die Morgenländer verbrauchen viel davon in ihren Essen, und ziehen sie allem andern Gewürze vor.

Unter verschiedenen andern merkwürdigen Pflanzen findet man hier eine Art Bohnen, welche vier Finger breit sind, und deren Schote ungefähr anderthalb Schuh lang ist. Der Stengel treibet grosse Blätter, von welchen man Lauben macht, die den schönsten Schatten geben. Diese Bohnen wachsen in sehr kurzer Zeit, sie sind aber nicht so wohlschmeckend, als die unsern. Dellon thut einer andern wunderbaren Pflanze Meldung, deren Blätter, welche den Pimpernellenblättern ziemlich gleich sind, sehr geschwinde wachsen, und so häufig, daß man daraus sehr dicke Zäune machen kann. Nichts siehet schöner in den Gärten. Ihre Blumen haben keinen Geruch, sie sehen aber so lebhaft roth, daß sie dem Glanze der Rubinen gleichen. Sie blähen mit Aufgang der Sonne auf, und fallen ab, wenn sie untergehet. Diese Pflanze ist von einem Baume sehr unterschieden, welcher in den Gegenden von Goa wächset, und den man den traurigen

Baum

Baum nennet, weil seine Blüthen sich nur des Nachts aufthun *. Sie fangen an sich zu öffnen, wenn die Sonne untergehet, und verwelken, oder schliessen sich wieder zu, wenn sie erscheinet. Ihr Geruch ist sehr angenehm. Sie sehen ihrer Farbe nach wie Saffran aus, und die Indianer brauchen sie zum färben. Dieser Baum, welcher sehr geschwinde wächset, und das ganze Jahr blühet, ist so groß, als ein Pflaumenbaum, und seine Blätter gleichen den Pommeranzenblättern. Man siehet in allen Höfen der Häuser welche.

Die meisten von diesen Pflanzen wachsen ohne Wartung, und entstehen wieder von ihren eigenen Körnern, welche abfallen, wenn sie reif sind, und gleich Wurzel schlagen. Die Einwohner von Malabar legen sich überhaupt wenig auf die Gärtnerey, und lieben die Blumen nicht so sehr, als die Unterthanen des Mogols. Die Essenzen und wohlriechenden Sachen werden in dieser Gegend auch nicht so sehr gesuchet, und die meisten Weiber beschmieren sich nur den Leib mit Cocosoehl.

Man redet mit Bewunderung von der erstaunenden Menge Papagayen, welche hier gefunden werden, und von ihren verschiedenen Arten. Man fängt ihrer zuweilen in einem Netze zweyhundert auf einmal. Die Pfaue sind eben so zahlreich; man fängt sie aber schwerer. Man machet aus ihren Federn Sonnenschirme, Fächer, und andere sehr artige Sachen.

* Guyon Geschichte von Indien, Theil 2.

chen. Man kann die Menge der Fledermäuse nicht ausdrücken. Sie schlafen des Tages auf den Bäumen, welche zuweilen damit bedecket sind. Sie sind noch einmal so groß, als in Europa.

Man siehet im Lande keine andern Elephanten, als diejenigen, welche man von Siam und andern benachbarten Ländern bringet. Die Malabarischen Könige erhalten eine ziemliche Menge derselben, und wenn sie aufrührische Unterthanen bestrafen wollen, schicken sie diese Thiere in ihre Felder, um sie zu verwüsten. Sie verheeren die Gärten, machen die Ernde zu schanden, reisen die Bäume um, und werfen sogar die Hütten über den Haufen.

Das Land wird von Tigern geplaget. Es giebt derselben von unterschiedener Grösse. Die kleinste Art ist nicht viel grösser, als unsere Katzen in Europa sind. Sie stellen den Hünern und Enten nach. Die von der mittlern Grösse sind wie ein Hammel, und fallen ohne Unterschied Menschen und Vieh an. Sie sind in grosser Menge, aller Mühe ungeachtet, die man sich giebt, sie auszurotten. Die Größten sind so groß, als ein Pferd. Sie sind in Malabar nicht sehr gemein; in den Gegenden von Goa aber richten sie grosse Verwüstungen an, wo man sie unter dem Nahmen des königlichen Tigers kennet.

Das Thier, welches die Indianer Jackar, und die Portugiesen Adive nennen, hat einen

Fuchsschwanz, eine Wolfsschnautze, und den übrigen Leib, wie ein Hund, gestaltet. Es stellet allem Federvieh, den Hunden und zuweilen den Kindern nach. Diese Thiere gehen gemeiniglich haufenweis, und machen sich nur des Nachts aus. Ihr Geschrey ist kläglich, und der Stimme eines weinenden Kindes gleich. Man giebt vor, daß der Tiger und Adive zuweilen in Gesellschaft jagen. Der Adive gehet voraus, und suchet durch sein Geschrey die Hunde oder Kinder aus den Häusern zu locken, und bereitet also dem Tiger einen leichtern Raub.

Die Malabarischen Indianer ziehen von den wilden Büffels, von welchen das Land voll ist, keinen Vortheil, und machen sich sogar ein Gewissen daraus, das Fleisch dieser Thiere zu essen. Sie erlauben aber diese Jagd den Christen und Mohren. Es ist mit der Affenjagd nicht eben so beschaffen. Diese ist in allen Ländern der abgöttischen Prinzen bey Lebensstrafe verbothen. Man versichert, daß diese Thiere in Malabar für Wesen von einer göttlichen Classe gehalten werden, denen man ausgehauene Bilder, Tempel und verschiedene Feste geweihet hat. Die Schlangen erhalten hier eben eine solche Verehrung, und ihre Bildnisse werden auf die Altäre gesetzet. Ausser den Opfern, die man ihnen in den Pagoden bringet, träget man ihnen Milch und andere Nahrungen auf die Felder und in die Wälder,

viel-

vielleicht um ihnen die Lust zu benehmen, daß sie ihre Nahrung nicht in den Städten suchen. Wenn ein Indianer eine Schlange in seinem Hause findet, bittet er sie, hinauszugehen, ohne daß er ihr die geringste Gewalt anthun darf *. Folgende Begebenheit wird von einem Reisenden, dessen Zeugniß von einigem Gewichte ist, als wahr bestätiget. Der Secretarius des Statthalters von Cananor wurde eines Tages auf dem Felde von einer grossen Schlange gebissen, welche die Portugiesen Cobra Capel, oder Huthschlange nennen, weil sie um den Kopf eine breite Haut hat, welche eine Art von einem Huthe formiret. Der Indianer wurde von seinen Leuten in die Stadt zurückgeführet, und die Schlange wurde gleichfalls in einem wohlzugedeckten Gefässe dahin getragen. Man lies die Braminen kommen, welche dem Thiere vorstelleten, wie wichtig das Leben dieses Mannes dem Staate sey, und erklärten ihm, daß, wenn es ihn umkommen lies, sie genöthiget seyn würden es auf eben dem Scheiterhaufen mit dem Verstorbenen lebendig zu verbrennen. Der Secretarius starb. Die Braminen beweineten ihn; sie unterstanden sich aber nicht die Schlange zu verdammen, weil sie meinten, daß sie vielleicht nur den Willen des Himmels vollstrecket hätte, dessen Zorn sich der Indianer durch ein heimliches Vergehen zugezogen haben könnte. Man

* Dellon, in der Geschichte der Reisen, wie oben.

gab ihr nicht nur die Freyheit wieder, sondern man machte ihr auch Entschuldigungen, und gab ihr mit vielen Complimenten den Abschied. Der König selbst war in Person bey diesem lächerlichen Urtheil zugegen.

Man unterscheidet viele Arten von diesen gefährlichen kriechenden Thieren, welche der Farbe und Grösse nach unterschieden sind. Es giebt grüne, und diese sind nicht am wenigsten gefährlich, weil sie sich in das Gras, oder unter die Blätter der Büsche verstecken, und man sie, ihrer Farbe wegen, nicht gewahr werden kann. Sie schiessen auf die Vorbeygehenden, und man trift sie so oft an, daß man in engen Wegen einen Sklaven vorangehen läßt, welcher von einer Seite zur andern um sich schmeiset, um sie zu verjagen. Ihre Bisse sind allemal tödlich. Die Huthschlangen haben einen Leib, der mit den schönsten Farben gezieret ist. Sie sind viel grösser, als die grünen Schlangen, ihr Gift aber ist nicht so heftig. Die Indianer nennen sie Nalle Pambou, oder gute Schlangen, und dieser Art, als der am wenigsten schädlichen, erweisen sie einen besondern Dienst. Diejenigen, welche sie Polgop nennen, sind von einer ungeheuren Dicke und Grösse. Ihre Länge ist funfzehn bis zwanzig Schuh, und ihr Kopf hat die Grösse und Gestalt eines wilden Schweinskopfs. Man findet sie nicht leicht an bewohnten Orten; die grossen Ueberschwemmungen

aber

aber tödten viele von ihnen, welche sie auf die Felder oder auf das Ufer des Meeres mit fortreissen. Man sollte sie von weiten für einen gefällten und trocknen Baumstamm halten, wenn sie einen allzugrossen Raub verschlucken. Man hat verschiedene gefunden, die auf diese Art ersticket waren, und hat aus ihren Leibe ganze Thiere, als junge Kälber und Adiven, gezogen. Eine ganz unschädliche, und so gar nützliche Art sind die Rattenfänger, welche also genennet werden, weil sie den Thieren von dieser Art nachstellen. Sie halten sich auf den Dächern der Häuser auf; sie gehen in die Kammern; sie legen sich auf die Sopha und Betten; sie kriechen über das Gesichte und den Leib derjenigen, welche schlafen, ohne ihnen den geringsten Schaden zu thun.

Die Civette ist ein kleines Thier, welches man auch in Malabar antrift, wie in vielen andern Gegenden Indiens. Es hat viel Aehnlichkeit mit einer Katze, ausgenommen, daß seine Schnautze spitzig ist, seine Krallen nicht so stark sind, und sein Geschrey der Katzen ihrem nicht gleich ist. Man findet unter seinem Schwanze eine fettige Materie, welche in einen Beutel, so groß, als ein kleines Ey, eingeschlossen ist. Es ist ein Geruch, der von den Indianern sehr hoch gehalten wird. Es wird in dem Königreiche Calecut ein ansehnlicher Handel damit getrieben.

Das Land Malabar zeiget in einem sonst weitläuftigen Umfange wenig Städte: das Land aber ist so bevölkert, daß es nur ein einziges grosses Dorf auszumachen scheinet, dessen Häuser einzeln stehen, und ohne Ordnung zerstreuet liegen. Es ist in verschiedene Staaten eingetheilet, welche von verschiedener Grösse sind, und von welchen ein jeder einen König oder besondern Prinzen hat, die sich aber alle nach einerley Gesetzen und Gebräuchen richten. Die Monarchen dieses Landes stehen in solcher Ehrfurcht, daß man sich mit eben den Gebehrden und Ceremonien zu ihnen nahet, welche man brauchet die Götter zu verehren. Man würde sich an einem Orte, wohin sie ihre Blicke werfen könnten, nicht unterstehen sich niederzusetzen.

Die Prinzen haben bey ihrer Gelangung zum Throne die Gewohnheit einen Premierminister zu erwehlen, welchem sie alle Sorge der Regierung überlassen. Sie biethen gemeiniglich diesen Platz feil. Derjenige, welcher ihn erhält, hat nach dem Könige den ersten Rang in dem Staate, nnd geniesset sogar alle Vorrechte der königlichen Würde. Er richtet die Auflagen ein, er unterschreibt die Ausfertigungen, er theilet Gnaden und Vergeltungen aus, er brauchet die ganze Macht des Königreichs nach seinem Gefallen. Wenn er aber seine Gewalt misbrauchet, setzt er sich in Gefahr, seinen Platz zu verliehren, ohne daß er verlangen

kann,

kann, daß man ihm die Summen wiedergeben soll, die er ihn zu erlangen bezahlet hat. Die Indianischen Könige tragen an feyerlichen Tagen goldene Kronen, ungefehr sieben Mark schwer, welche wie eine Mütze, die oben spitzig zugehet, aussehen. Diese Krone bekommt ein jeder Monarch von dem Premierminister, welche er nur allein gebrauchet, und die nach seinem Tode in der Pagode des Pallastes beygeleget wird.

Die Nationen, welche Malabar bevölkern, können auf zwey Hauptnationen gesetzet werden, die Heyden und Mahometaner. Die ersten, welche die ursprünglichen Einwohner sind, machen ohne Widerrede den zahlreichsten Theil aus. Man theilet sie in viele Zünfte, und diese Eintheilung ist im Grunde hier eben dieselbe, von welcher ich in der Beschreibung von Golkonde geredet habe, nämlich, daß sie den Rang und die Profeßion jedes Bürgers, dessen Stand unveränderlich ist, andeutet. Die letzte und elendeste von allen diesen Zünften ist die Zunft der Pouliats, welche noch verachteter sind, als die Piriavs von Golkonde. Sie gehen fast nackend, haben keine gewisse Wohnung, irren in den Feldern und Wäldern herum, ohne eine andere Zuflucht zu haben, als die Stämme der Bäume, die Höhlen, oder Hütten, welche in der Eil von Palmzweigen aufgerichtet werden. Man verliehrt seine Ehre, wenn man sie an-

rühret, und es ist schon genung zur Verunreinigung, welche zu unvermeidlichen Versühnungen verbindet, wenn man sich ihnen sogar auf zwanzig Schritte nähert. Sobald man einen solchen elenden gewahr wird, schreyet man ihm zu, sich zu entfernen, und wenn er auf dieses Zeichen nicht gehorchet, ist man berechtiget, ihn zu tödten. Ihr Leben scheinet so verächtlich, daß ein Nair, oder Malabarischer Soldat, der seine Waffen versuchen will, mit kaltem Blute nach dem ersten Pouliat schieset, den er antrift, und ihn ungestraft umbringet. Die Priester erlauben ihnen nicht in die Tempel zu gehen, und auch nicht einmal sich ihnen zu nahen; sie haben aber die Nachsicht, daß sie ihre Opfer annehmen, woferne sie aus Gold und Silber bestehen, und man sie in einiger Entfernung auf die Erde leget. Der Bramine, der sie aufnimmt, wartet bis der Pouliat fort ist, wäschet die Stücken, ehe er sie dem Götzen bringet, und reiniget sich selber, um sie anzubiethen. Diese unglückselige Gattung von Menschen ernähret sich von allen Unreinigkeiten, die sie antrift, ohne das Aas auszunehmen, sogar die verreckten Ochsen und Kühe, welches viel darzu beyträgt, daß sie verhaßt und abscheulich sind in einem Lande, wo diese Thiere allgemein verehret werden.

Die Kriegsleute machen eine zahlreiche Classe aus, welche in der Ordnung der Zünfte die

vierte ist. Man nennet sie Naher oder Nair. Sie haben allein das Recht, Waffen zu tragen, und sie verachten jede andere Profeßion. Die meisten nehmen als Leibwachen bey den Königen, Fürsten, Statthaltern, oder mächtigen Privatpersonen, Dienste. Sie verrichten eben diese Dienste bey den Fremden, welche im Lande wohnen, oder durch dasselbe reisen. Es ist eine unumgängliche Nothwendigkeit, wenn man auf dem Malabarischen Gebiethe reiset, daß man sich von einigen Nair begleiten läßt. Diejenigen, welche diese Vorsicht nicht brauchen, setzen sich allerhand Beschimpfungen aus, besonders von Seiten der Leute dieser Zunft, welche, da sie einen Theil ihres Unterhalts der eigennützigen Hülfe, die sie den Reisenden leistet, schuldig ist, sich berechtiget hält, die Personen, welche sich ihrer Dienste nicht bedienen wollen, zu bestehlen und umzubringen. Von der andern Seite kann die Treue dieser Nair auf keine Art wankend gemacht werden, und ihr Eifer ist so muthig, daß sie sich eher in Stücken zerreissen lassen, als zugeben würden, daß man diejenigen beschimpfte, deren Vertheidigung sie übernommen haben. Man versichert, daß ein Europäer unter der Anführung eines Nairischen Kindes eben so sicher ist, als unter der Begleitung der fürchterlichsten Soldaten von eben dieser Zunft.

Man kann sich nicht anders verheyrathen, und keine andere Beyschläferin nehmen, als aus seiner Zunft, oder aus derjenigen, welche ihr unmittelbar folget, niemals aber aus einer höhern. Wenn eine Mannsperson ein Mägdchen aus einer vornehmern Zunft, als die seinige, verführet, werden die beyden Liebhaber zur Knechtschaft verdammet, und wenn die Ungleichheit wichtig ist, strafet man sie am Leben. Man versichert sogar, daß, um den Schimpf zu rächen, welcher der Zunft angethan worden ist, die Leute, woraus sie bestehet, innerhalb drey Tagen alle diejenigen der andern Zunft, welche sie antreffen, tödten können; allein ausser dem, daß diese Rache nur an dem Orte, wo das Verbrechen begangen worden ist, ausgeübet wird, darf sie auch nicht eher anfangen, als den Tag der Verurtheilung der Verbrecher; und die Obrigkeit schiebet gemeiniglich ihre Strafe auf, um der Zunft, welche bedrohet wird, Zeit zur Flucht zu geben.

Ich kann vor dasjenige, was der Geschichtschreiber der Reisen, auf Dellons Versicherung saget, nicht stehen, daß die Malabarischen Weiber so viel Männer haben können, als sie wollen, und daß man verschiedene siehet, welche ihrer sechs oder sieben haben, da doch die meisten Männer nur eine einzige Frau halten; daß diese Gemeinschaft keine Unordnung hervorbringt; daß, wenn einer von diesen Männern

der

der Frau einen geheimen Besuch abstattet, er seine Waffen, oder ein anderes Zeichen an der Thür läßt, welches seine Nebenbuhler berichtet, daß die Audienzstunde für ihn ist. Die Gelegenheit zu dieser Erzählung, von welcher ich argwohne, daß sie ein wenig übertrieben ist, hat vielleicht folgendes gegeben. Die Ehen verbinden hier nicht durch unauflösliche Bande. Diese Verbindungen dauren nicht länger, als sie beyden Theilen gefallen, und die Ehescheidung ist den Weibern so wohl, als den Männern, erlaubet. Diese Scheidungen geschehen sehr oft; sie werden aber in der Güte, und ohne einigen Streit, abgethan. Manche Frau, die von veränderlichem Gemüthe ist, macht in ihrer Jugend fünf oder sechs Ehescheidungen. Manche andere lebt, ohne sich von ihrem Manne zu trennen, zu gleicher Zeit mit verschiedenen Liebhabern. Die Vergrösserung des Dellon bestehet vornehmlich darinne, daß er dieser letzten Art des liederlichen Lebens, den Nahmen einer Ehe giebt.

In diesen Gebräuchen will man den Ursprung verschiedener Malabarischen Gesetze finden, als desjenigen, welches die Kinder unter die Zunft ihrer Mütter setzet; die Erbschaften den Schwestersöhnen zuspricht; den Adel der Kinder von den Müttern ableitet, und die ungleiche Verbindung so scharf strafet.

Man merket, als eine andre sehr besondere und merkwürdige Sache an, daß die Malaba-

ren für den Todtschlag bey weiten nicht so viel Abscheu tragen, als für den Diebstahl. Das erste von diesen Verbrechen ist sehr gemein: es schändet nicht, und wird selten bestrafet. Hingegen machet der Diebstahl einen Schandfleck, und die Gesetze bestrafen ihn mit der grösten Strenge. Der Diebstahl einer Pfeffertraube wird am Leben gestrafet. Man setzet hier die Missethäter nicht in die Gefängnisse: der Gebrauch dieser Zwanghäuser ist unbekannt. Wenn man aber einen Verbrecher erhaschet, bindet man ihn an dem ersten Orte bey den Füssen mit einer eisernen Kette an, und stellet Wache dabey, bis er vor den Prinzen, welches der einzige Richter der Nation ist, geführet wird. Wenn er zum Tode verdammet wird, so vollstrecket man alsbald das Urtheil, aber ausserhalb des Pallastes. Die Nair, und zuweilen die Anverwandten des Verbrechers, verrichten das Amt der Scharfrichter. Die gemeine Todesstrafe ist, daß man den Leib mit vielen Lanzenstichen durchbohret, oder ihn mit dem Säbel in viele Stücken hauet, welche man auf Stämme stecket. In zweifelhaften Fällen nimmt man seine Zuflucht zur Feuerprobe. Man macht in Gegenwart des Prinzen das Eisen von einem Beile glühend; man legt es auf die Hand des Angeklagten, welche man mit einem Bananienblate bedecket, und läßt es so lange, bis es kalt geworden ist, darinne. Man wickelt hernach die Hand des Verwundeten in ein nasses Tuch, welches

man

man mit Binden verbindet, auf deren Enden der König sein Petschaft drucket. Nach acht Tagen erscheinet der Angeklagte vor dem Richterstuhle des Prinzen: man besiehet seine Hand: wenn man daran kein Zeichen einer Verbrennung siehet, wird er losgesprochen; wenn aber ein Merkmal von einer Wunde daran übrig ist, führet man ihn zum Richtplatze.

Die Grossen entscheiden ihre Streitigkeiten auf eben die Art, als der französische Adel ehemals die seinigen ausmachte, nämlich durch besondere Befehdungen, welche von dem Prinzen gebilliget wurden. Ein jeder versammelt seine Vasallen, oder seine Sklaven: man setzet einen Tag und Ort zum Streite; der Prinz ist mit seinem Hofe dabey zugegen, und der Sieg entscheidet die beste Sache. Die Anführer lassen sich nicht in den Streit ein, und sehen ruhig das Blut ihrer Soldaten vergiessen, ohne das ihrige in Gefahr zu setzen, welches sie zu beschimpfen glauben würden. Die Säbel sind in diesen Streiten die einzigen erlaubten Waffen, welche sehr blutig sind und sich gemeiniglich nur durch den Tod aller tapfern Leute von der einen Parthey endigen. Zuweilen gehen die Ueberwinder auch mit tödtlichen Wunden aus demselben, und überleben die Ueberwundenen nicht lange.

Die

Die Religion der Malabaren ist im Grund eben diejenige, welche die Banians haben, wovon ich in einem andern Abschnitte reden werde; sie bethen aber eine grössere Menge Götzenbilder an, und unter ungeheuerern Gestalten, als irgendswo. Sonne und Mond sind die vornehmsten Gegenstände der Verehrung des Volkes. Ich habe von dem schändlichen Gottesdienste geredet, welcher zu Calecut herrschet. Er hat sich in viele andere Gegenden von Malabar ausgebreitet, und die Religion verlanget, daß man hier einen Gegenstand anbethe, welche die Schaam in allen Ländern der Welt zu verbergen sich bemühet. Die Tempel des Landes sind von grosser Pracht. Sie haben ein Gebiethe, das ihnen zugehöret, und diese Güter, welche zuweilen sehr weitläuftig sind, sind so viel heilige Freystätte, welche man nicht entheiligen kann, ohne sich eines unverzeihlichen Verbrechens schuldig zu machen.

Die alten Einwohner des Landes sind schwarz oder braun. Die Mannspersonen haben eine schöne Leibesgestalt: die Weiber sind klein, aber von einer ungemeinen Sauberkeit, und fast alle von einer angenehmen Gestalt. Man verheyrathet sich sehr jung, und verschiedene sind im zehnten Jahre Mütter. Die Kleidung ist bey beyden Geschlechtern fast einerley, und bestehet aus einem Stücke Cattun, oder Seide, welches nur

den

den Gürtel und die Lenden bedecket. Die Armbänder, Ringe und Ohrengehänke sind bey den Manns- und Weibspersonen die gemeinsten Zierrathen. Sie haben von Natur grosse Ohren, und machen sie von Kindheit an noch länger, indem sie in die Oefnung ein Palmblat stecken, welches feste zusammen gerollet ist, und das Loch, welches beständig seine natürliche Gestalt wieder anzunehmen suchet, von einander hält, und so sehr erweitert, daß man den Daumen ganz leicht hineinstecken kann. Man siehet welche, die bis auf die Schultern herunter hängen, und Ohrengehänke von Gold oder Silber haben, die zuweilen vier Unzen wiegen. Sie tragen für ihre Haare grosse Sorge. Die Mannspersonen tragen sie so lang, als sie von Natur sind: die Weiber legen sie oben um ein Schnupftuch herum in Ordnung, welches ihre Haube ausmacht, und theilen sie unten in verschiedene Zöpfe, die sie fliegen lassen.

Ihre Häuser sind nur von Erde gebauet, und haben kein anderes Dach, als von Blättern der Cocosbäume. In ihrem Hausrathe herrschet eben das ungekünstelte Wesen. Sie haben einige Matten, um sich darauf zu setzen; ein kleines Bette zum schlafen, welches von einigen Bretern zusammen geschlagen ist; ein Stück Holz zum Kopfküssen; Körbe von Binsen, ihren Vorrath, oder

andere

andere Sachen, hineinzuthun, und einige irdene oder kupferne Tischgeschirre. Ihre Kammern werden des Abends mit Lampen erleuchtet, und wenn sie essen, kehren sie den Rücken nach dem Lichte. Sie machen in ihren Häusern niemals Feuer, weil ihnen der Gebrauch der Essen unbekannt ist; in den Höfen aber heitzen sie die Oefen, deren sie sich zur Zubereitung ihrer Speisen bedienen. Der Reis ist die gewöhnliche Nahrung dieser Indianer: Milch und Hülsenfrüchte sind ihre vortreflichsten Gerichte.

Es fehlet ihnen nicht am Verstande; sie unterlassen aber, ihn zu verbessern, und wenn man die Classe der Braminen ausnimmt, welche einige Kenntniß von der Rechenkunst, Medicin und Astronomie haben, so sind alle übrige Zünfte gegen die Künste und Wissenschaften völlig gleichgültig. Diejenigen, deren Geburth sie zu Soldaten bestimmet, üben sich beyzeiten in den Waffen. Kaum haben sie die Kraft zu gehen, so giebt man ihnen einen Bogen in die Hand. Im zehnten oder zwölften Jahre schicket man sie in die öffentlichen Schulen, wo sie umsonst unterrichtet und erhalten werden. Man lehret sie, sich mit Geschicklichkeit aller Waffen zu bedienen, Bogen, Säbel, Flinten und Kugeln zu machen. Zuweilen übet man sie in Gegenwart des Prinzen, und läßt sie kleine Schlachten liefern, welche nicht ohne Blut-

vergiessen

vergiessen geschehen. Ihre Flinten sind sehr leicht. Wenn sie schiesen, legen sie die Kolben nicht auf die Schulter, sondern an den Backen. Dellon rühmet ihre Geschicklichkeit sehr, mit welcher sie sich des Bogens bedienen, er wird aber niemand überreden, daß er oft zwey Pfeile nacheinander habe schiesen sehen, wovon der andere das Holz des ersten gespaltet. Es ist dieses ein kindisches Mährchen, welches der Geschichtschreiber der Reisen nicht hätte annehmen sollen. Ihre Bogen sind gemeiniglich sechs Fuß lang, die Pfeile drey Fuß, und das Eisen drey Finger, breit, und achte lang. Ihre Pfeile sind viel länger, als die Mogolischen. Sie tragen sie nicht in einem Köcher, wie diese Tartarn, sondern in den Händen. Ihre andern Waffen sind die kurzen Degen, die Säbel und ein runder Schild.

Obgleich die Nair und andern Kriegsleute niemals ohne ihre Waffen ausgehen, so bedienen sie sich doch derselben selten in besondern Streitigkeiten. Wenn sie sich schlagen, geschieht es in der Nähe und mit den Fäusten. Ueberhaupt sind die Malabaren sanftmüthig, gedultig, Feinde der Zänkereyen, und nicht sehr zornig. Sie sind einer niederträchtigen Rache und einer überlegten Verrätherey unfähig. Sie haben für den Gift einen solchen Abscheu, daß sie nicht einmal die abscheuliche Kunst wissen, ihn zuzubereiten;

eine Kunst, welche in allen andern Gegenden Indiens allzubekannt ist.

Man macht uns von den Mohren, dem andern wichtigen Theile der Einwohner von Malabar, einen nicht so vortheilhaften Begriff. Dellon hält sie für die boshaftesten und ungetreuesten unter allen Menschen. Die meisten treiben Seeräuberey. Sie schiffen sich auf Galioten und Galeeren ein, welche sie Paras nennen, und bis fünf und sechs hundert Mann halten können. Sie kreutzen nicht nur auf den Küsten von Indostan, sondern in allen benachbarten Meeren, wo sie eine Menge Räubereyen begehen, und ohne Unterschied alle Schiffe, denen sie begegnen, angreifen. Die Malabarischen Prinzen übersehen diese Seeräubereyen, weil sie den Gewinst davon theilen. Man sagt, daß diese Seeräuber, wenn sie ein Schiff zum erstenmale ins Meer lassen, es mit dem Blute einiger gefangenen Christen, die sie umbringen, besprengen, und glauben, daß sie sich durch dieses schreckliche Opfer eine glückliche Reise verschaffen.

Diese Malabaren treiben fast die ganze Malabarische Handlung, besonders zur See; denn die Indianer verstehen sich nicht auf das Seewesen, und unternehmen niemals lange Reisen. Sie wohnen in grossen Dörfern, wo sie nicht leicht andere Einwohner leiden. Sie haben ansehnliche Packhäuser daselbst,

und einige übel unterhaltene Moscheen, wo sie ihren Gottesdienst frey halten. Man unterscheidet sie leicht an ihrem nicht so braunen Gesichte, an ihrem Barte, den sie wachsen lassen, und besonders an ihren Turbans und Röcken, welche ihnen den ganzen Leib bedecken, da die Indianer fast nackend gehen.

Sechster Abschnitt.

Küste von Coromandel.

Wir wollen das Vorgebürge Comorin, welches die Küste Coromandel von der Malabarischen scheidet, verlassen, und, indem wir Covalan, Manapar, Tutukurin, Callamede und andere, nicht sonderlich wichtige Plätze, die längst der Meerenge von Ceylan hin liegen, vorbey lassen, wollen wir uns nach Negapatan, der ersten wichtigen Stadt, welche sich zeiget, wenn man aus der Meerenge herauskommt, wenden.

1. Negapatan hat seinen Namen von der Menge Schlangen, die sich auf ihrem Gebiete befinden, bekommen (1). * Man siehet sehr grosse; diese Art aber ist so wenig schädlich, daß verschiedene Einwohner sie in

 ihre

(1) Nega bedeutet eine Schlange, und Patan Land. Diese letzte Endung ist verschiedenen Städten dieser Küste gemein.

(*) Lestra, Salmon, Guyon.

ihre Häuser nehmen, wo sie sie mit Milch und Reis füttern. Diese Stadt liegt gegen den eilften Grad mitternächtlicher Breite, an dem Ausflusse eines kleinen Flusses, welcher zu gewissen Jahrszeiten austrocknet, weil er mit dem Sande, den der Wind mit Gewalt hineintreibet, angefüllet wird. Vor der Ankunft der Portugiesen nach Indien, war dieser Ort nur ein schlechtes Dorf. Als sie ihn erobert hatten, machten sie eine grosse Stadt daraus, welche sie mit einer hohen Mauer umgaben, und mit verschiedenen Bollwerken und einem breiten Graben befestigten. Die Holländer nahmen sie 1658 ein. Sie haben eine ziemlich gute Festung daselbst gebauet, mit grossen und wohlangelegten Packhäusern; sie haben aber ihre alten Mauern und ihre schönsten Gebäude eingerissen, oder eingehen lassen. Dieser Posten ist sehr vortheilhaft für ihre Handlung nach Ceylan, und daselbst ist die Niederlage aller Reichthümer, die sie aus dieser Insel, von welcher sie die Portugiesen verjagt haben, bekommen.

Das Gebiethe von Negapatan bringet viel Reis hervor. Das Federvieh und die Früchte sind eben so gemein. Das Land ist mit Mohren und Indianern bevölkert, welche in ihrer Religionsübung nicht gestöhret werden, und sogar ihren Handel ziemlich ruhig treiben. Man siehet daselbst eine grosse Menge Pagoden, welche meistens sehr klein, unrein, dun-

kel, und einem Backofen gleich sind; die andern sind mit unordentlichen Zierrathen bedecket, und mit mehr Reichthum, als Geschmack, ausgezieret; alle sind mit ungeheueren Figuren, welche das schwache Volk für Götter hält, erfüllet.

2. Trinquebar ist Negapatan gegen Norden, wovon es nur fünf Meilen liegt. Es ist eine wohlgebaute Stadt, welche die Dänen seit 1630 besitzen, und welche sie gestiftet haben. Man siehet daselbst eine Festung, welche wegen ihrer Grösse und der Werke, die sie vertheidigen, wichtig ist. Die Dänische Handlungsgesellschaft unterhält daselbst eine Besatzung von hundert und funfzig Europäischen Soldaten, und noch einmal so viel Indianern. Diese Stadt wurde 1689 von dem Raja von Tanjaur angegriffen, welcher sie sechs Monath lang belagert hielt. Salmon versichert, daß die Holländer, welche über diese neue Pflanzstadt neidisch waren, dem Raja insgeheim beygestanden haben. Die Dänen waren in Gefahr unterzuliegen, wenn die Engländer von Madras dem Platze nicht zu Hülfe gekommen wären, den sie durch ihre Tapferkeit befreyeten.

Es giebt hier eine Catholische Kirche, Lutherische Tempel, Moscheen und Pagoden, und ist folglich hier eine völlige Religionsfreyheit. Dieses hindert nicht, daß nicht der König von Dännemark vielen Eifer zur Auf-

nahme des Christenthums an den Orten seiner Herrschaft bezeigen sollte. Sie unterhalten zu Trinquebar seit 1707 eiferige und gelehrte Mißionarien, welche denen Götzendienern das Evangelium predigen, und sie durch den Unterschied, den sie in den Römischen Gottesdienst einführen, von unsern unglücklichen Uneinigkeiten unterrichten. Die Dänen haben in ihrer Stadt eine Druckerey angeleget, worinne man Portugiesisch und Malabarisch drucket, und man hat in diesen beyden Sprachen ein Evangelium und viel andere Gebetbücher herausgegeben. Es ist dieses die erste und einzige Druckerey, welche man in Indien gesehen hat.

Die Dänische Nation hat in den ersten Jahren des letzten Jahrhundertes, nämlich fast zu eben der Zeit, als die Holländer und Engländer, nach Ostindien zu handeln angefangen. Sie hat auf der Küste Malabar und Coromandel, in Bengala, Malaca, und andern Orten, Factoreyen. Sie unternahm 1730, nach dem Beyspiele anderer Europäischer Nationen, eine Bank in Altona, einer Stadt, welche Dännemark gehöret, unter dem Namen des neuen Ostindischen Hauses, aufzurichten, um die Unterschreibungen derjenigen anzunehmen, welche der Handlungsgesellschaft Vorschuß thun möchten. Dieses Unternehmen setzte die Engländer und Holländer in Furcht. Sie sponnen Händel in

Nor-

Norden an, sie brachten alte Tractaten hervor, von welchen sie einige zweydeutige Stücke nach ihrem Willen erklärten, sie schritten zu Drohungen, und es gelang ihnen diese Gesellschaft in ihrer Geburt zu ersticken; ein unbilliges und verhaßtes Unternehmen, worüber der Verdruß in dem Herzen der Dänen lange Zeit eingegraben bleiben wird. Zwey Jahr zuvor hatte England und Holland eben die Gewaltthätigkeiten mit guten Fortgang gebrauchet, um die **Handlungsgesellschaft von Ostende** zu zerstöhren.

3. **Das Fort Sankt David** ist eine ziemlich neue Erwerbung der Engländer. Es ist ein vortheilhafter Posten, der wohl befestiget ist, wo sie eine grosse Handlung mit Baumwolle und Zeugen treiben. Diese Pflanzstadt aber ist mit der zu Madras, welche wir genauer bekannt machen wollen, in nichts zu vergleichen.

4. **Pondicheri.** Ich kann von dieser schönen Pflanzstadt der Franzosen keine richtigen Begriffe geben, ohne auf den Ursprung ihrer Handlung nach Indien zurückzugehen; und diese Materie ist für den größten Theil meiner Leser so wichtig, daß ich sie ein wenig weitläuftig abzuhandeln beschlossen habe.

Der erste Entwurf einer französischen Handlungsgesellschaft nach Ostindien wurde unter Heinrich IV, **von Gerard le Roi**, einem

Flamändischen Schiffer, gemacht, welcher ei-
nige Reisen auf Holländischen Schiffen nach
Indien gethan hatte. Der König gestand *
dem Gerard und seinen Mitgenossen einen
1604 freyen Hafen, zwey Stücke, ein Privilegi-
um auf funfzehn Jahr, und andere Begna-
digungen, zu **. Dieser Entwurf aber wur-
de nicht ausgeführet. Sieben Jahr darauf
richtete Gerard eine neue Gesellschaft auf,
und erhielt anderweitige Patente auf zwölf
1611. Jahre, welche vom 2. Merz 1611 unterzeich-
net waren. Als vier Jahr vergangen wa-
ren, ohne daß diese Gesellschaft das geringste
unternommen hatte, bathen einige Handels-
leute von Rouen um eben dieses Privilegium,
1615 und versprachen, daß sie in dem Jahre 1615
wollten Schiffe abgehen lassen. Als sich die
Mitgenossen des Gerard dieser Bitte wider-
setzten, vereinigte der König diese beyden Ge-
sellschaften, und gab ihnen sehr vortheilhafte
Patente ***.

Man hat keine Beweise, daß ihre Schiffer bis nach Indien gekommen sind; man weiß aber, daß sie 1616. und 1619. nach der mittäglichen Küste von Afrika zusegelten, und damals landeten wahrscheinlicher Weise die Franzosen zum erstenmal zu **Madagascar** und **Mascaregne** an, wovon sie einige Jahre darnach Besitz nahmen.

* Patent vom ersten Junius 1604.
** Unterzeichnet vom 2. Julius 1615.
*** Guyon, Theil 3.

Im Jahr 1642. entstand unter dem Schutze des Cardinal Richelieu eine neue Handlungsgesellschaft, welche den Nahmen der Compagnie von Madagascar annahm. Sie machte in dieser Insel einigen Fortgang, richtete eine Colonie von hundert Franzosen daselbst auf, und bauete eine Schanze an einem Orte, Tolonharen genannt, unter dem fünf und zwanzigsten Grade, dreyßig Minuten, mittäglicher Breite. Zehen Jahr hintereinander, so lange ihr Privilegium dauerte *, schickte sie verschiedene Schiffe nach Madagascar, und wendete wichtige Summen auf, wovon sie fast keinen Vortheil hatte. Als ihre Capitalien erschöpfet waren, zog der Marschall von Meilleraie und der Herr Fouquet ihr Privilegium an sich. Der erste besonders rüstete auf seine Unkosten verschiedene Schiffe aus, allein sein Tod unterbrach 1664. sein Unternehmen, der neuen Gesellschaft aber war es von grossem Nutzen. Chamargou, Statthalter der Insel für den Marschall von Meilleraie, der seine Bestallung von ihm hatte, setzte die Eroberungen fort, welche von Flacour, la Roche Saint Andre, Pronis, und andern Schiffern angefangen waren, unterwarf fast vollends das ganze Land, und forderte von zwey hundert

* Es wurde den 24. Junius 1642 im Nahmen des Cardinal Richelieu, der damals Oberaufseher der Handlung und des Seewesens war, ausgefertiget.

tausend Insulanern Tribut ein, wodurch er die Macht des französischen Nahmens überall furchtbar machte, ob er gleich kaum hundert und sechzig Leute unter seinem Befehl hatte.

* Der unvorsichtige Eifer eines Priesters von der Mißion des heiligen Lazarus, zog der Colonie ein grausames Unglück zu. Ein abgöttischer König, welcher bis dahin ein Freund unserer Nation gewesen war, wollte den Christlichen Glauben nicht annehmen, ob er gleich versprochen hatte, sich taufen zu lassen, der Priester, statt ihn mit den Strafen des Himmels zu bedrohen, lies sich einfallen, ihm durch den Zorn der Franzosen eine Furcht einzujagen, und ging so weit, daß er ihm so gar den Krieg ankündigte. Der Prinz lies den Mißionarium, nebst einem Menschen, welcher ihn begleitete, zu Tode prügeln; vierzig Franzosen, welche herumstreiften, wurden in einem Hinterhalt von seinen Soldaten niedergemacht; viele andere kamen durch das Schwerdt dieser Barbaren, oder durch Krankheit um; und die Colonie von Madagascar wurde von einem nahen Untergange bedrohet.

Der erbarmenswürdige Zustand dieser Colonie gab dem Herrn Colbert den Entwurf von einer neuen Gesellschaft ein, nicht nur um die Sachen von Madagascar wieder herzustellen, sondern auch um die Handlung von Frankreich bis nach Indien auszubreiten.

Neun

* Reise des Rennefort im Vorbericht.

Neun berühmten Handelsleuten, welche einen Sekretarius des geheimen Raths zum Vorsitzer hatten, wurde die Aufsicht über diese Gesellschaft in der Hauptstadt aufgetragen. Man machte in den Provinzen andere General = und Specialsyndicos. Der König verpflichtete sich in dem, dieserwegen ergangenem, Befehle, welcher vom Monath August 1664. unterzeichnet war, der Gesellschaft drey 1664 Millionen ohne Zinsen zu leihen, und verlangte innerhalb zehn Jahren keinen Antheil an dem Gewinste, sondern nahm so gar allen Schaden über sich, den die Gesellschaft in dieser Zeit leiden könnte. Er verlangte aber, daß ein jeder wenigstens eine Summe von tausend französischen Pfunden, in drey Terminen, wovon der letzte in den Monath December 1666. gesetzet war, beytragen sollte; und um die Aufseher auf ihre Verrichtungen aufmerksamer zu machen, mußten die zu Paris wenigstens eine Summe von zwanzig tausend Pfund, und die in andern Städten von zehn tausend, darzugeben.

Die erste Ausrüstung geschahe im Monath Merz 1665. Sie bestand aus vier Schiffen, welche nach Madagascar geschicket wurden, und der Nahme der Insel wurde in Isle Dauphine verändert. Der Herr von Beausse, welcher auf der Flotte war, wurde zum Statthalter davon ernennet. Man hatte Befehl, im vorbeygehen Mascaregne zu unter=

untersuchen, welches eine andere benachbarte Insel ist, von welcher die Franzosen einige Jahre zuvor Besitz genommen, und ihr den Nahmen der Insel Bourbon beygeleget hatten. Zwanzig Mann, welche die Escader an diesem Orte lies, legten den ersten Grund zu der Wohnung, welche die Gesellschaft heut zu Tage daselbst besitzet.

Die Streitigkeiten, welche sich zu Madagascar unter den Bedienten der neuen Handlungsgesellschaft erhuben, und Chamargou, der Agent des Hauses Mazarin, erlaubten nicht, daß man von dieser ersten Unternehmung grossen Nutzen haben konnte. Das folgende Jahr lies die Gesellschaft eine Flotte von zehn Schiffen, welche von vier königlichen Schiffen begleitet wurden, unter der Anführung des Marquis von Mondevergue, welchem der Titel eines Admirals und königlichen Statthalters aller Plätze jenseit der Linie beygeleget wurde, abgehen. Caron und de Faye, zwey erfahrne Handelsleute, waren auf dieser Flotte. Mondevergue kam den zehnten
1667 Merz 1667. im Angesicht von Madagascar an, und warf auf der Rhede des Fort Dauphin Anker. Obgleich sich gleich die Franzosen seit zwanzig Jahren in diesem Platze niedergelassen hatten, war er doch in einem Zustande, welcher den neuen Statthalter in Erstaunen setzte. Seine Befestigung bestand aus zwey kleinen, fast gänzlich verfallenen,

Bollwerken, und einigen unordentlich gesetzten Pfählen. Seine ganze Artillerie belief sich auf neun eiserne Canonen, welche ohne Lavetten waren. Schlechte Hütten machten die Wohnungen der vornehmsten Officiers. Der Krieg oder die Krankheit hatte den meisten Theil der Besatzung aufgerieben, und das Elend hatte die übrigen zerstreuet. Die Aufseher selber hatten das Fort verlassen.

Mondevergue, welchem Chamargou das Commando überlassen mußte, lies sich als General Gouverneur erkennen; de Faye und Caron wurde die Aufsicht über die Handlung aufgetragen. Diese neuen Agenten aber merkten bald, daß die Hoffnung, die man sich von Madagascar gemacht hatte, ohne Würklichkeit bleiben würde; daß dieser Ort zwar zur Niederlage für die Indianischen Waaren dienen könnte, daß man aber nicht erwarten müßte, grossen Vortheil aus der Insel zu ziehen, noch aus dem Schosse eines unbekannten Landes Reichthümer hervorzubringen, deren Entdeckung grosse Mühe, und so viel Gedult, als Fleiß, erfordert. Dieses meldeten sie mit diesen Worten der Handlungsgesellschaft, und ermahnten sie, anderwärts Schätze zu suchen, welche sie niemahls in dieser Insel finden würden. Inzwischen, bis die Antwort zurück kam, reiseten sie nach Surate, wo sie 1668. den Grund zu der ersten Facktorey, welche Frankreich in Indien

besessen

besessen hat, legten. Mondevergue, mit dessen Aufführung Herr Colbert nicht zufrieden war, wurde das folgende Jahr zurückberufen, und in das Schloß von Saumur, wo er gestorben ist, eingeschlossen. Man schickte dem Chamargou die Bestallung als Generalstatthalter von der Insel zu.

Der Herr de la Haie folgte dem Mondevergue, und begab sich 1670. auf die Rhede des Fort Dauphin mit einer Flotte von neun Schiffen, welche alle zum Kriege ausgerüstet, und von vier und dreyßig, bis sechs und funfzig, Canonen waren. Er hatte eben die Hindernisse, welche seine Vorgänger gehabt hatten, sowohl von Seiten des Chamargou, als auch der andern Colonisten der Insel, welche allezeit mit ihren Händeln dem Entwurf der neuen Gesellschaft zuwider waren. Ihre Halsstarrigkeit brachte ihn zu dem Entschlusse, daß er Madagascar verlies, und mit allen Trouppen, die er aus Frankreich gebracht hatte, auf die Insel Bourbon sich begab. Obgleich diese letzte Pflanzstadt nur fünf Jahr zuvor war angeleget worden, so sahe man doch schon vier Wohnungen daselbst, die von Saint Paul, von Saint Denis, von Sainte Marie, und von Sainte Susanne. Der Herr de la Haie brachte diese angehende Colonie in Ordnung, und sie hat seit der Zeit immer zugenommen. Man zählete daselbst 1717 zwey tausend Einwohner, unter

welchen

welchen eilf hundert Sklaven waren. Seit der Zeit ist ihre Anzahl fast noch einmal so stark worden. Die Insel Bourbon liegt zwischen dem 21. und 22. Grad mittäglicher Breite. Sie ist rund, und hat sechzig Meilen im Umfange. Die Luft ist vortreflich daselbst, und der Boden sehr fruchtbar, den mittäglichen Theil ausgenommen, wo er von einem feuerspeyenden Berge verbrannt wird, welcher die Thäler mit Schwefel und Harz überströhmet. Es ist Schade, daß diese Insel in ihrem ganzen Umfange keinen Ort hat, wo man sicher Anker werfen kann, und daß sie Orcanen ausgesetzet ist, welche in dem Lande erschreckliche Verwüstungen anrichten. Die Caffeeplantagen, die man, seit 1720, daselbst angeleget hat, sind heut zu Tage einer der vornehmsten Reichthümer der Gesellschaft. Ihre Schiffe, welche nach Indien gehen, oder daher zurückkommen, finden an diesem Orte eine bequeme Niederlage und alle Erfrischungen, die sie nöthig haben. Mit einem Worte, Frankreich hat wenig Colonien, aus welchen es gründlichere Vortheile ziehen könnte.

Was die Insel Madagascar betrift, ist die Gesellschaft, nachdem sie einen erstaunenden Aufwand gemacht hat, um sie zu erhalten, genöthiget worden, sie zu verlassen. Chamargou, welcher von la Case, einem andern Menschen, der auf gut Glück ausgereiset war, unterstützet wurde, erhielt daselbst sein Ansehen,

hen, so lange er lebte. Allein nach dem Tode dieser zwey tapfern Leute wurde die französische Colonie gänzlich vernichtet. Einige schreiben ihren Untergang den Holländern zu, welche in einer Landung, die sie gegen das Jahr 1672 bey dem Fort Dauphin thaten, den größten Theil der Einwohner niedermachten. Andere behaupten, daß die Eingebohrnen der Insel die Franzosen durch die schwarzen Sklaven, welche unsere Wohnungen anbauten, umbringen liessen.

Nachdem Madagascar war verlassen worden, wurde Surate die liebste Facktorey der Gesellschaft. Die Franzosen, welche sich 1668 an diesem Orte niederliessen, errichteten zu gleicher Zeit andere Facktoreyen in Indien. Die vornehmsten wurden in der Provinz Bengala angelegt, an den Ufern des Ganges; zu Mirzeou, in dem Königreich Visapour; zu Balliepatan und zu Tilseri, in dem Lande Cananor; zu Alicote, auf dem Gebiete von Calecut; zu Masulipatan, in dem Königreiche Golkonde, und endlich zu Pondicheri. Diese letzte Facktorey errichtete die Gesellschaft 1670, mitten auf der Küste von Coromandel, an einem Orte, welcher zuvor Boudoutscheri genennet wurde.

Einige Zeit hernach that der Admiral de la Haie einen Versuch auf Ceylan. Er warf zu Anfange des Jahres 1672, an dem Eingange der Bay Trinquemale, Anker, und

bemü-

bemühete sich derselben zu bemächtigen. Die Ankunft einer Holländischen Flotte aber, die aus vierzehn Schiffen bestand, und die Krankheiten, welche auf der französischen wütheten, machten, daß er diesen Entwurf fahren lies. Der Admiral suchte sich anderwärts feste zu setzen, und nahm die Stadt San Thome, welche dem Könige von Golkonde gehörete, mit Sturm ein. Die Franzosen behielten diese wichtige Eroberung nur zwey Jahr, und sie wurde ihnen 1674. von den Mohren, denen die Holländer beystanden, entrissen.

Der Verlust von San Thome war Ursache, daß die Gesellschaft alle ihre Hoffnung auf Pondicheri setzte, und daraus die vornehmste Niederlage ihrer Indianischen Handlung machte. Dieser Ort stand unter dem Fürstenthum Gingi, welches in dem morgenländischen Theile von Carnate lieget. Der Statthalter des Landes räumete den Franzosen einen Platz bey dem Meere ein, wo sie anfänglich ein geräumliches Haus baueten, welches ihnen zur Facktorey dienete. Er erlaubete ihnen 1676. sich daselbst zu befestigen, und schickte ihnen sogar dreyhundert Indianische Soldaten, um die kleine Besatzung des Ortes zu verstärken, welche nur aus sechzig Mann, dem traurigen Ueberreste der Trouppen, welche der Herr de la Haie in seinen Unternehmungen auf Ceylan und San Thome gebrauchet hatte, bestand. Diese ersten Fe-

stungswerke wurden von dem Herrn Martin angeleget, welchem die Gesellschaft die Aufsicht über dieses Etablissement aufgetragen hatte. Sie waren sehr geringe, weil sie nicht mehr, als sieben hundert Thaler, zu bauen kosteten.

Das folgende Jahr pachtete Herr Martin Aldee, oder das Land Pasquinambat, welches eine Viertheilmeile von der französischen Wohnung war. Er bauete daselbst verschiedene Häuser, und zog eine grosse Menge Handwerksleute dahin, durch die Freyheiten, die er ihnen gab. Dieser Ort wurde in kurzer Zeit bevölkert, und machte eins der vornehmsten Viertheil der neuen Wohnung aus. Einige Zeit hernach trat der Statthalter des Landes der Gesellschaft die Einkünfte von Aldee, und dem Platze der französischen Wohnung, zur Sicherheit einiger Summen ab, welche er von der Nation entlehnet hatte, und die er niemals wieder gegeben hat.

Der berühmte Sevagi, König von einem Theile von Visapour, nachdem er die Provinz Gingi unter das Joch gebracht hatte, drohete 1680. der französischen Facktorey mit einem Einfalle. Ein Geschenke von fünf hundert Pagoden besänftigte ihn, und machte, daß er den Einwohnern der neuen Colonie sogar verschiedene neue Freyheiten zugestand: er bedunge sich aber, daß alle Waaren, welche sie ein- und ausschiffen lassen würden, seinen

nen Einnehmern fünf Jahr hindurch ein und ein halbes fürs Hundert, und nach dieser Zeit zwey und ein Halbes immerfort bezahlen sollten. Der Herr Martin fand bald ein Mittel sich von dieser Art des Tributs zu befreyen. Die französische Wohnung bestand damals aus einer Besatzung von dreyßig, bis vierzig, Mann. Ihr Dach war nur mit Stroh gedecket, und sie hatte keine Mauern. Man vermehrete sie 1686. mit zwey grossen Packhäusern von Ziegelsteinen und einigen andern Gebäuden. Zwey Jahr darnach lies der Herr Martin nach Westen zu eine gute Mauer aufrichten, welche seit dem auf den andern Seiten der Wohnung fortgeführet worden ist. Diese Mauer wurde mit vier Thürmen vertheidiget, auf deren jeden man sechs Canonen pflanzte.

Kaum fingen die Franzosen an sich in diesen Posten zu befestigen, so belagerten sie die Holländer zu Wasser und zu Lande mit einer so überlegenen Macht, daß die Stadt genöthiget war den 6. September 1693. zu capituliren. Die Gesellschaft erhielt sie nach fünf Jahren durch einen Artikel des Riswickschen Tractats wieder. Sie fand die Mauern der Wohnung fertig und ihre Befestigung mit sieben Bollwerken vermehret. Man bezahlte den Holländern, zur Vergütung dieses Aufwands, sechzehn tausend Pagoden. Der Herr Martin, welcher seine ehemaligen Be-

dienungen behielt, legte neue Werke an, um die Wohnung wider allen Anfall in Sicherheit zu setzen, und er erhielt eine Besatzung von zwey hundert Franzosen, welche er mit drey hundert Topases, oder Indianischen Soldaten, verstärkte. Zu eben der Zeit errichtete man in der Stadt ein Obergerichte. Damahls fing Pondicheri an ein wichtiger Platz zu werden. Der Herr Martin meldete 1699. der Gesellschaft, daß er die Stadt mit hundert neuen Häusern vermehret hätte, welche für die Fremden, die sich daselbst niederlassen wollten, bestimmet wären, und zu Anfange dieses Jahrhundertes zählte man schon funfzig bis sechzig tausend Einwohner.

Seit dem Jahre 1700, bis auf die Regentschaft, fiel die Handlung der Gesellschaft sehr. Von dem Jahre 1686. an hatten die Generalpachter auf die Zeuge und andere Indianische Waaren, welche sie in das Königreich brachte, übermäßige Abgaben geleget. Nach dem Befehl von 1664, welcher in Gegenwart des Herrn Colbert abgefasset wurde, sollte ein jedes Stück Leinwand von zehn Ellen nicht mehr, als neun Kaysergroschen, bezahlen. Die andern Waaren hatte man auch auf eine mäßige Summe gesetzet, und die stärksten Abgaben stiegen nicht höher, als drey fürs Hundert. Nach dem Tode des Herrn Colbert wurde dieser Tarif so hoch getrieben, daß man, ohne die alten Abgaben, für jedes

Stück Cattun sechs französische Pfund eintrieb; zwanzig Pfund für die mit Gold und Silber durchwirkten Zeuge; fünf und zwanzig Kaysergroschen für den Taffent und glatten Atlas, und funfzehn Kaysergroschen für die schlechten Zeuge von Baumrinde. In der Folge wurde die Verkaufung aller dieser Waaren in dem Königreiche untersaget, und man verboth sogar einige Zeit hindurch die Einführung des Nesseltuches.

Auf einer andern Seite erlaubte der Minister verschiedenen Handelsleuten der Seestädte des Königreiches auf den Schiffen der Gesellschaft Handlung zu treiben, indem sie ihr eine mäßige Fracht bezahlten. Endlich wurden die Agenten ihrer Handlung 1701 genöthiget von der Admiralität Bestallungen zum Kriege zu nehmen, ihr von ihren Eroberungen Rechnung abzustatten, durch die Officiers alle Pappiere, die sich dabey befinden würden, untersuchen zu lassen, und zu andern verdrüßlichen Unterwürfigkeiten gezwungen, von welchen sie das Edickt von 1664 befreyet hatte.

So viele Streiche, welche der Gesellschaft versetzet wurden, schienen ihren nahen Fall anzukündigen. Als sie sich 1708. in einer gänzlichen Ohnmacht befand, einige Schiffe auszurüsten, erlaubte sie dem Herrn Croizat, zwey Schiffe nach Indien zu schicken. Sie behielt sich einen Gewinst von funfzehn fürs

Hundert von dem Verkauf der Waaren vor, und zwey fürs Hundert von den Prisen, die man machen könnte. Vier Jahr hernach machte sie einen Vergleich, beynahe unter eben den Bedingungen, mit den Kaufleuten von Saint Malo, denen sie ihre Handlung überlies. Sie war damals mehr, als zehn Millionen, so wohl in dem Königreiche, als auch in Indien, schuldig. Ihre Facktorey von Surate war so verschuldet, daß kein französisches Schiff auf dieser Rhede ankern durfte, aus Furcht, man möchte es wegen der Schulden der Nation anhalten. Dennoch hielt sie 1714 um die Erneuerung ihres Privilegii wieder an, das zu Ende gieng, und welches sie funfzig Jahr genossen hatte. Sie erhielt eine Verlängerung von zehn Jahren, und bedienete sich nur derselben dem Meistbiethenden Commißionen zu verkaufen. Unsere Indianische Handlung, die also bittweise, unter schweren Bedingungen, getrieben wurde, nahm von Tag zu Tage ab, und konnte mit der Fremden nicht in Vergleichung gestellet werden.

Zwey besondere Handlungsgesellschaften hatten die Erlaubniß erhalten zur See Handlung zu treiben, eine nach China, und die andere nach Senegall. Die Chinesische Compagnie war 1660 errichtet, und 1698 wieder erneuert worden. Ihre Sachen liefen nicht besser, als die Sachen der Compagnie von

Orient. Die Compagnie von Senegall war neuer. Sie handelte vornehmlich mit Negers. Man sahe 1717 eine neue Gesellschaft entstehen, mit welcher man die Compagnie von Senegall vereinigte, und welche den Namen der Compagnie vom Occident annahm, weil sie sich vornahm, in das abendländische Indien, oder nach Amerika, zu handeln. Zwey Jahr hernach wurden alle Handlungsgesellschaften des Königreiches vereiniget, und machten nur eine einzige Compagnie aus. Es ist diejenige, welche heut zu Tage unter dem Namen der Indianischen Compagnie, der ihr durch das Edikt ihrer Errichtung war gegeben worden, bestehet. Dieses Edikt begriff unter andern Artikeln, daß die neue Compagnie, mit Ausschluß anderer, das Privilegium haben sollte, in allen Meeren Indiens und in dem Südmeere zu handeln; daß sie die Länder, die angelegten Städte, die Schiffe, die Waaren, und überhaupt alles, bewegliche und unbewegliche Güther aller andern Gesellschaften, in Besitz nehmen sollte, mit der Bedingung, ihre rechtmäßig gemachten Schulden, sowohl in Frankreich, als in beyden Indien, zu bezahlen; daß sie aus den Ländern, die ihr zugestanden worden, alle Arten von Zeugen und Waaren, unter der ausdrücklichen Bedingung, daß diejenigen, welche in dem Königreiche verbothen wären, nur an Fremde verkaufet werden sollten, kommen lassen könnte.

Bey Aufrichtung der Gesellschaft von Occident hatte man für hundert Millionen Actien gemacht, jede von funfzehn hundert französischen Pfunden, welche mit zehn von Hundert verzinset wurden. Vor der Herausgebung des Edikts der Vereinigung, stiegen diese Actien so hoch, daß sie sich bis auf hundert und dreyßig fürs Hundert beliefen. Sie wurden in dem neuen Entwurfe nicht nur beybehalten, sondern man erlaubte auch der Indianischen Compagnie noch für fünf und zwanzig Millionen neue zu machen. Obgleich diese nicht so vortheilhaft, als die andern, waren, so hatte man doch für mehr, als funfzig Millionen Unterschriften.

Die Bancozettel folgten 1720. auf die Actien, und die eingebildeten Reichthümer vermehreten sich. Die Gesellschaft machte einen Augenblick Ansehen, und lies nach Ostindien drey reichbeladene Schiffe abgehen. Die Aufseher von Pondicheri, welche nicht wußten, was in Frankreich vorging, erstaunten ungemein, daß sie nach einer so grossen Schwächung der Handlung, einen grossen Ueberfluß von Munition und Waaren, mit einer ansehnlichen Menge Gold und Silbergeld bekamen. Der größte Theil dieser Reichthümer wurde zu Bezahlung der Schulden angewendet, welche die alte Compagnie zu Surate, Cambaya, in Bengala, und andern Ländern Indiens, gemacht hatte. Das-

jenige,

jenige, was man wieder zurückbrachte, war mittelmäßig.

Die Zettel verschwanden: man verbrannte viele tausend Actien: die Mittel und die Hoffnungen der Gesellschaft waren verlohren. Im Jahre 1721. und 1722. befand man sich in einer gänzlichen Ohnmacht, etwas nach Indien zu schicken. Diese Unterbrechung der Handlung zog uns die Spöttereyen von ganz Europa zu. Im Jahr 1723. lies man zwey Schiffe nach Pondicheri abgehen. Sie brachten nur eine mittelmäßige Ladung zurück; die Bedienten und Aufsehers aber aller unserer Facktoreyen wurden bezahlet, und man tilgete vollends die Schulden der alten Handlungsgesellschaft.

Man fing damals an, die Stadt Pondicheri, wo sich die Anzahl der Einwohner und der Häuser, ungeachtet der Unglücksfälle unserer Handlung, ansehnlich vermehret hatte, mit Mauern zu umgeben. Die Compagnie gab einen Theil der Unkosten zu dieser Unternehmung, und die Einwohner trugen das übrige bey, vermittelst einer Auflage von einem Kaysergroschen monathlich von jedem Kopfe.

In den folgenden Jahren bekam unsere Indianische Handlung Kräfte, und man sahe ihre Aufnahme, unter der Verwaltung des Herrn Orry, merklich. Der Herr Dumas, welcher 1735. zum Gouverneur von Pondi-

cheri ernennet wurde, erhielt von dem Grossen Mogol die Erlaubniß, in dieser Stadt Münze zu schlagen, und lies alle Jahre, von 1736, bis 1741, welches das Jahr seiner Zurückkunft nach Frankreich war, für fünf oder sechs Millionen Roupien schlagen, wovon die Compagnie jährlich einen Vortheil von ungefähr vier hundert tausend französischen Pfunden zog.

Ein Mohrischer Nabab, **Sander=Saheb** genannt, setzte 1739. die Franzosen in den Besitz der Stadt Karikal, der Festung Karcangeri, und einiger andern Ländereyen, welche in dem Fürstenthum Tangaour liegen. Karikal ist nur zwey Meilen von der Dänischen Stadt Trinquebar, und fünf und zwanzig Meilen von Pondicheri. Es ist eine sehr alte Stadt, welche sehr ansehnlich gewesen zu seyn scheinet. Man zählet darinne fünf Moscheen, vierzehn Pagoden, und fünf bis sechs tausend Einwohner. Sie liegt an einem Arm des grossen Flusses Colram, welcher grosse Boote und Schiffe von zwey, bis drey hundert Tonnen, führet. Die Festung Karcangeri kann von den Canonen zu Karikal erreichet werden, und liegt eine Viertelmeile von dem Meere. Die Franzosen haben einen Theil ihrer Festungswerke geschleifet, welche aus acht grossen Thürmen bestanden, deren Bauart sehr alt war, damit sie bequemere Wohnungen darinne anlegen könnten.

Das

Das Gebiethe von Karikal enthält, in einem Umkreise von fünf oder sechs Meilen, zehn Flecken, von welchen der ansehnlichste Titoumale genennet wird. Man zählte in diesem einzigen Dorfe zwey tausend fünf hundert Einwohner, als die Franzosen Besitz davon nahmen. Das Land ist vortreflich, und bringt viel Reis, Baumwolle, Indigo und andere Körner hervor. Seine Einwohner, Mohren und Indianer, verfertigen eine Menge baumwollene Zeuge und gemahlte Leinwand. Die Einkünfte dieses Landes, wenn man die Verpachtung des Tabacks und Betels, nebst den Abgaben von der Einfuhre, darunter begreifet, beläuft sich jährlich auf zehn tausend goldene Pagoden, das ist beynahe auf hundert tausend Pfund unserer Münze.

Der Krieg, welcher sich in der Halbinsel Indiens zwischen dem Nabab von Arcat und dem Könige der Maratten (*) zu der Zeit entspanne, als die Franzosen den Zuwachs bekamen, von welchem ich rede, war eine rühmliche Gelegenheit zur Vergrösserung der Colonie von Pondicheri. Der Nabab von

(*) Das Land Arcat ist funfzig oder sechzig Meilen von Pondicheri, gegen Norden. Es wird von Mohrischen Prinzen regieret, die dem Groß Mogol zinsbar sind. Die Maratten, ein abgöttisches Volk, welches von Prinzen seiner Religion beherrschet wurde, wohnen in der Nachbarschaft von Arcat, dem Gebürge von Gate gegen Süden.

von Arcat, ein alter Bundsgenosse unserer Nation, wurde in einer blutigen Schlacht, welche den 10. May 1740. geliefert wurde, überwunden und getödtet, und sein Land wurde von den Maratten verwüstet. Seine Wittib und alle Weiber seiner Familie, von ihren Kindern und einer ungeheuren Menge Flüchtlinge, sowohl Mohren, als Heyden, begleitet, suchten eine Zuflucht zu Pondicheri, wohin sie alles brachten, was sie an Gold, Silber, Edelsteinen und kostbarem Hausgeräthe hatten retten können. Der Herr Dumas empfing sie mit aller Hochachtung, den er ihrem Stande, ihren unglücklichen Umständen und der Freundschaft schuldig war, die der Nabab jederzeit gegen die Franzosen getragen hatte. Diese Grosmuth hätte ihm beynahe einen verdrüßlichen Krieg zugezogen. Der Marattische General, welcher von dem Orte, wohin sich die Familie des Nabab begeben, unterrichtet war, schrieb an den französischen Statthalter zwey drohende Briefe, in welchen er von ihm verlangte, daß er den jährlichen Tribut abtragen sollte, welchen die Franzosen, wie er sagte, dem Könige der Maratten schuldig wären, daß er über dieses fünf hundert tausend Roupien bezahlen, und die Wittib des Mohrischen Nabab, nebst den andern Flüchtlingen, mit ihren Schätzen, Elephanten, Pferden und allen ihren Sachen, in seine Hände überliefern sollte. Als Herr Dumas diese Vorschläge verworfen hatte, nä-

herte

herte sich ein Detaschement von funfzehn oder sechzehn tausend Feinden dem Flecken Archiouac, der nur anderthalb Meilen von Pondicheri ist, und plünderte im Vorbeygehen Portonovo, die Englische Facktorey von Gandelour, und andere Europäische Wohnungen. Die Standhaftigkeit, welche die Franzosen bezeigten, ein Einfall, welchen der König von Golkonde that, und andere glückliche Umstände retteten Pondicheri. Man versichert, daß einige Flaschen mit abgezogenen Wassern, welche man dem Marattischen General zuschickte, ihn vollends zum Abzuge entschlossen.

Der Hof von Dehli, welcher den ehemaligen Nabab von Arcat beschützte, war mit der Aufführung der Franzosen in diesem Kriege sowohl zufrieden, daß Nisam-Ul-Mulk, der Premierminister, an den Gouverneur von Pondicheri ein Danksagungsschreiben ablies, und ihm im Nahmen seines Herrn einen sehr reichen Rock schickte. Einige Zeit darauf wurde der Herr Dumas zum Nabab gemacht, und erhielt, daß dieser Titel auf seine Nachfolger gehen sollte. In eben dem Jahre (1741.) schickte der Sohn des verstorbenen Nabab von Arcat, zur Vergeltung der guten Begegnungen, die seine Mutter zu Pondicheri erhalten hatte, dem französischen Gouverneur einen Paravana, durch welchen er ihm persönlich, und nicht der Colonie, die

Aldeen von Archiouac, Tetouvanatan, Villanour, und einige andere Gebiethe, welche Pondicheri gegen Süden liegen, abtrat. Diese Güter, welche der Herr Dumas nach diesem der Compagnie verkaufet hat, haben ihr Gebiethe in diesem Theile Indiens sehr vermehret.

Unsere fremde Handlung wurde 1742. so hoch getrieben, als sie jemals gekommen ist. Sieben Schiffe, welche nach Indien geschicket wurden, brachten für fünf und zwanzig Millionen Waaren zurück, wovon man einen Theil in den Packhäusern lassen mußte, damit die Menge derselben in der Handlung nicht allzugroß werden möchte. Eine mächtigere Seemacht hätte vielleicht damals die Glückseligkeit der Compagnie auf beständig befestiget, und sich für den Schaden, welchen wir in dem letzten Kriege gelitten haben, und für den Beschimpfungen, welche jüngst in vollen Frieden unserer Flagge wiederfahren ist, bewahret.

Wir wollen wieder auf den vornehmsten Gegenstand dieser langen Ausschweifung kommen, und etwas von dem gegenwärtigen Zustande von Pondicheri sagen. Diese Stadt liegt gegen die Mitte der Küste von Coromandel, ungefähr unter dem zwölften Grad mitternächtlicher Breite. Nach der letzten Ausrechnung zählte man daselbst hundert und zwanzig tausend Einwohner, Christen, Ma-

homes

hometaner, oder Heyden. Sie ist ins Viereck gebauet, und hat im Umkreise drey tausend Klaftern, oder eine gute Meile. Sie ist so regelmäßig angeleget, als wenn ihr Grundriß nach der Kunst wäre entworfen worden, welches von der Aufmerksamkeit kommt, die die Statthalters gehabt haben, allemal den Privatpersonen, welche um Erlaubniß zu bauen anhielten, den Platz anzuweisen. Ihre Strassen sind breit und gerade. Die Hauptstrasse, welche von Süden nach Norden gehet, ist tausend Klaftern lang. Alle Häuser stossen aneinander. Der Europäer ihre sind von Ziegelsteinen gebauet, und haben gemeiniglich nur ein Stockwerk, entweder weil das Bauholz selten ist, oder aus Furcht für den Orcans, welche man auf dieser Küste auszustehen hat. Der Indianer und Mohren ihre sind nur von Leim, welcher an der Sonne getrocknet worden, und mit einer Art von Kalk überzogen ist, der von gebrannten Austerschalen gemacht wird. Ihre gewöhnliche Länge ist acht Klaftern, und die Breite sechs Klaftern, und dienen funfzehn bis zwanzig Personen zur Wohnung. Die Höfe sind mit Palmbäumen und Cocosbäumen besetzet, unter deren Schatten die Weber und Leinwandmahler die schönen Sachen machen, die wir aus Indien bekommen. In eben diesen Höfen, oder auf den flachen Dächern ihrer Häuser, bringen die Indianer die

Nacht zu, und liegen fast nackend auf einer schlechten Matte.

Das Haus des Gouverneurs ist ein Gebäude, das mit unsern schönsten Pallästen kann verglichen werden. Er hat zwölf Mann zu Pferde, und drey hundert zu Fusse, welche den Nahmen der **Pions** führen, zu seiner Leibwache. An Ceremonientagen läßt er sich von sechs Leuten in einem Palankin tragen, dessen Himmel und Küssen mit Gold gesticket sind, und eben dergleichen Franzen und Quasten haben. Diese Pracht ist in einem Lande, wo man von der Macht der Nation nur nach dem Staate derjenigen, die sie vorstellen, urtheilet, fast nöthig.

Die Jesuiten haben in der Stadt eine schöne Schule, wo der König zwölf oder funfzehn Ordensleute unterhält, welche schreiben und lesen lehren, Unterricht in der Mathematik geben, aber kein Latein lehren. Die Geistlichen der fremden Mißionen und die Capuciner haben auch ein schönes Haus daselbst. Die Heyden haben zwey Pagoden, wo sie ihren Gottesdienst frey treiben. Diese letzten, welche hier den Nahmen der Brames führen, machen den ganzen Reichthum der Stadt und des Landes aus. Sie sind arbeitsam, mäsig, fleißig, von einer ausserordentlichen Sanftmuth und Gehorsam, wenn man nur nicht ihre Gesetze und Vorurtheile angreift. Ihre besten Arbeiter verdienen täglich

lich nicht mehr, als einen Kaysergroschen, und von diesem måsigen Verdienste erhalten sie ihre Familie. In Wasser gekochter Reis, und Kuchen ohne Sauerteig, welche unter der Asche gebacken werden, sind die einzige Nahrung, die sie kennen. Die erste Speise ist hier sehr gemein, ungeachtet der Trockenheit des Landes, und dem Fleisse und der Arbeit der Brames ist man diesen Ueberfluß schuldig. Da der Reis nur im Wasser wächset, so graben sie in den Feldern, in gewisser Weite von einander, Brunnen, zehn oder zwölf Schuh tief, und über den Rand machen sie eine Art von einem Brunnenschwengel, auf einer Seite mit einem Eymer, und auf der andern mit einem Gewichte. Ein Mensch stehet mitten auf dem Brunnenschwengel, welchen er beweget, indem er wechselsweise einen Fuß auf jede Seite setzet, und dabey nach den Bewegungen, eins, zwey, drey, 2c. 2c. singet, um die Zahl der Eymer anzumerken, die er herausgezogen hat. Wenn einer von diesen Brunnen ausgeleeret ist, gehet er zu einem andern, und diese Arbeit beschäftiget ihn den ganzen Tag. Ueberhaupt sind diese Indianer sehr geschickt das Wasser zu schonen und einzutheilen, welches sie in der Regenzeit, oder nach den Ueberschwemmungen, nicht nur in ihren Brunnen und Cisternen, sondern auch in Canälen und Teichen, die sie mit ihren eigenen Händen graben, aufbehalten. Dieser Fleiß ist nur den Heyden eigen,

welche eben so arbeitsam, als die Mohren faul, sind.

Die Stadt Pondicheri hat verschiedene sehr grosse Packhäuser, sechs grosse Thore, ein wichtiges Citadell, dreyzehn kleine besondere Forts, oder Bollwerke, mit einer fürchterlichen Artillerie, welche aus mehr, als vier hundert Stücken, bestehet. Die Engländer griffen sie 1748 vergebens an, und wurden nach einer Belagerung von vierzig Tagen, in welcher sie viele Leute verlohren hatten, genöthiget, abzuziehen.

Es ist Schade, daß eine so schöne Stadt keinen Hafen hat, und daß das Meer an diesem Orte nur eine niedrige Rhede machet, wo die Schiffe nicht anlanden können. Man muß Fahrzeuge auf eine Meile weit schicken, um die Waaren zu holen, oder hinzuschaffen. Sonst fehlet von Seiten der Bequemlichkeit und Annehmlichkeit des Lebens nichts daselbst. Ihr Boden, ob er gleich sandig ist, bringet einen grossen Ueberfluß von Reis hervor. Man bekommt daselbst gutes Federvieh, gutes Federwildpret und Fische zu essen; und alle diese Speisen sind spottwohlfeil. Die Gartengewächse wachsen sehr schwer in dem Lande: diejenigen, welche man erbauet, als Rüben, Sauerampfer, Spinat, Kürbisse, Wegwart, Weiskraut und Gurcken, haben mit den unsern, dem Geschmacke nach, keine Gleichheit. Es wachsen viele Citronen, einige

nige Pommeranzen, Granaten, und Wassermelonen daselbst. Die Bananien- Palm- Cocos- und andere, in Europa unbekannte, Bäume, trist man hier in Menge an. Man findet in dem Lande einige Ochsen und Kühe, welche man der Brames wegen, die diese Thiere anbethen, weder tödten, noch übel halten darf. Man hat von den Büffels, welche sehr gemein sind, und die man zur Arbeit und zum Lasttragen brauchet, mehr Vortheil.

5. **Sadraspatan**, ein grosser Flecken, welcher zwey grosse Tagereisen von Pondicheri gegen Norden liegt, gehörte ehemals der Handlungsgesellschaft von Ostende. Die Holländer haben ihr diesen Platz genommen, wo sie verschiedene Arten Leinwand, besonders Gaze, verfertigen lassen. Man findet in den Gegenden einen schönen grauen Stein, den man zum bauen brauchen kann, und den die Holländer daselbst hauen lassen, und nach Batavia schicken.

6. **San Thome**, welches zwanzig Meilen über Sadraspatan liegt, ist von den Portugiesen, zur Zeit ihrer ersten Fahrten nach Indien, nahe bey einer andern Stadt, **Meliapor** mit Nahmen, gebauet worden. Sie nenneten sie in ihrer Sprache San Thome, zum Gedächtniß des Apostels Thomas, welcher in diesen Ländern das Evangelium geprediget haben soll. Man versicherte sie, daß

sein Leib in einer Grotte ruhete, welche man ihnen zeigte, und an diesem Orte legten sie den Grund zu ihrer neuen Stadt. Sie erstreckte sich mit der Zeit bis an Meliapor, und man gewöhnte sich unvermerkt darzu, beyde Städte, als eine einzige, anzusehen, welche heut zu Tage den Europäern nicht anders, als unter dem Nahmen von San Thome bekannt ist. Sie hat in einem Jahrhunderte verschiedene Herren gehabt. Der König von Golkonde lies sie 1662. durch seine Generale belagern, welche sich ihrer bemächtigten. Die Franzosen eroberten sie 1672. mit Sturm von den Mohren, und wurden in eben dem Jahre von diesen Barbaren wieder darinne belagert, welche sie erst nach zwey Jahren wieder einnehmen konnten. Die Holländer, welche neidisch waren, daß sich die Franzosen in Indien festsetzten, stiessen in diesem Kriege mit ihren Trouppen zu den Mohren, trugen zur Uebergabe der Stadt vieles bey, und erhielten, daß alle ihre Festungswerke geschleifet werden sollten. Seit der Zeit ist San Thome ein offener Platz, und ohne Vertheidigung, welchen die Europäer, einige Portugiesische Familien ausgenommen, die noch daselbst leben, verlassen haben. Meliapor wird nur von Indianern, wovon die Helfte Mohren, und die Helfte Heyden sind, bewohnet. Uebrigens sind heut zu Tage beyde Städte nur ein Steinhaufen, unter welchem man einige Wohnungen, die mit Palmblät-

kern und Stroh gedecket sind, siehet. San Thome hat ihre alte Handlung verlohren; sie hat aber ihren bischöflichen Sitz erhalten.

7. **Madras**, sonst das Fort Saint George genannt, ist eine berühmte Englische Colonie, welche aus den Trümmern von San Thome entstanden ist, von welcher sie nur vierzig Englische Meilen liegt. Ihre Lage ist unter dem dreyzehnten und vierzehnten Grad mitternächtlicher Breite, und unter dem neun und siebenzigsten der Länge. Man unterscheidet daselbst, wie zu Londen, zwey Städte, die weise Stadt, und die schwarze Stadt. Die erste wird von weisen, das ist, Europäern, bewohnet. Sie hat gegen Norden drey schöne Strassen, und drey andere gegen Mittag. Man siehet darinne eine grosse Menge Häuser von Ziegelsteinen, welche zwey Stockwerke haben. Die Dächer formiren Terassen, wo man des Abends und Morgens frische Luft schöpfet. Ihr Zimmerholz ist mit Steinen bedecket, welche mit einer Art von Kalk, der von gebrannten Muscheln gemacht wird, und verhindert, daß der Regen nicht durchdringen kann, zusammen verküttet sind. Die Häuser sind hier so nahe bey einander, daß man daselbst keine Gärten siehet. Der Gouverneur aber und die vornehmsten Einwohner haben ausserhalb der Stadt Lusthäuser. Wenn man durch das Thor der schwarzen Stadt aus Madras her-

aus kommt, trift man eine halbe Meile lang eine Reihe Gärten an, welche an einander stossen, und die schönste Aussicht machen, welche man sehen kann.

In der weisen Stadt ist das Citadell. Es ist ein Viereck, wovon jede Seite drey hundert Schuh lang ist. In jedem Winkel ist ein Bollwerk von grauen Steinen, welche man in dem Lande Eisensteine nennet, wegen ihrer Gleichheit, die sie mit diesem Metall haben. Der Platz ist mit einem Graben und einer steinernen Mauer umgeben.

Der Pallast des Gouverneurs ist mitten in dem Citadell. Es ist ein sehr grosses und kostbares Gebäude, welches dem Aufseher der Englischen Compagnie und einigen andern Bedienten zur Wohnung dienet. Die Kirche der Portugiesen ist in dem mitternächtlichen Theile der Festung. Der Engländer ihre ist gegen Mittag. Sie ist von mittelmäßiger Grösse; ihre Gestalt aber ist sehr schön, und ihre Mauern sind mit einem Tafelwerk überzogen, dessen Bildschnitzerarbeit sehr hoch gehalten wird. Dieses Gebäude wird durch verschiedene grosse Fenster erleuchtet, welche wegen der Hitze der Himmelsgegend keine Scheiben haben. Die Englischen Protestanten versammeln sich zweymal des Tages in dieser Capelle, des Morgens zwischen sechs und sieben, und des Abends nach Sonnenuntergang. Sie müssen in anstän-

diger Kleidung daselbst erscheinen, welches in einem so warmen Lande, als Indien, ein Zwang ist, weil man sich daselbst sehr leicht kleidet.

In dem mitternächtlichen Theile der weissen Stadt sind für die Soldaten, welche in diesem Viertheile in Besatzung liegen, lange Casernen. Man siehet gegen Norden einen schönen Spital. Die Münze ist gegen Mittag. Die Compagnie läßt eine Menge goldene und silberne Roupien schlagen, welche das Gepräge des Grossen Mogols haben. Gegen Abend fließt ein grosser Fluß bey der Stadt vorbey, welche an diesem Orte keine Mauern hat, und nur von dem Flusse und starken Batterien, welche ihn bestreichen, vertheidiget wird. Gegen Morgen hat sie eine grosse Maurr, woran das Meer stößt. Diese Rhede aber ist so seichte, daß die Schiffe nur eine Meile davon ankern können.

Die schwarze Stadt, welche wegen der Farbe ihrer Einwohner also genennet wird, die meistens Indianer sind, hat beynahe eine Meile im Umfange. Sie ist ein Viereck, und mit einem guten Walle umgeben, der mit Steinen überzogen und mit verschiedenen Bollwerken vertheidiget ist. Ihre Gassen sind breit, gerade, und an einigen Orten mit Bäumen besetzet. Sie stößt gegen Morgen an das Meer, gegen Abend an einen Fluß,

und gegen Norden an einen Canal, welcher ihr zum Graben dienet.

Salmon macht uns von den Befestigungen von Madras keinen grossen Begriff, und es ist gewiß, daß sie vor zehn oder zwölf Jahren noch sehr mittelmäßig waren. Man hat sie, seit dem letzten Kriege, ansehnlich vermehret, und diese Arbeit beschäftiget heut zu Tage die Engländer sehr ernstlich, welche sich mit Schmerz erinnern, daß sich 1746. eine Handvoll Franzosen dieser grossen Stadt bemächtigten, ohne einen einzigen Mann zu verliehren.

Die meisten Häuser der schwarzen Stadt sind nur arme Hütten, welche von Erde, die an der Sonne gebacken worden, gebauet, und mit Stroh bedecket sind. Man siehet keine Fenster darinne, und keinen andern Hausrath, als Matten, welche ihre Stühle und Betten sind. Obgleich diese Wohnungen sehr niedrig, und nicht sonderlich geräumlich sind, so wohnen doch zuweilen fünf und zwanzig bis dreyßig Personen darinne, und schlafen in einer Kammer sieben oder achte auf einer Matte.

Die Häuser der reichsten Handelsleute haben nur ein kleines viereckigtes Loch, welches keine Scheiben hat, zum Fenster. Vor der Thüre ist eine Art eines langen und schmalen Schupfens, welcher das Vorgebäude ausmacht.

macht. An diesem Orte empfangen die Banians die Besuche, und unterhalten sich mit ihren Freunden.

Ausser den Indianern, welche einen grossen Theil der Einwohner der schwarzen Stadt ausmachen, siehet man Portugiesen, Armenier, Araber und Juden daselbst, welche hier alle einer grossen Freyheit geniessen. Die Armenier haben in dem Viertheile, das sie bewohnen, eine Kirche. Die Indianer haben ihre alten Pagoden behalten, welche nicht nur von den Braminen, sondern auch von jungen Mägdchen, deren vornehmste Verrichtung ist, daß sie das Lob ihrer Götter absingen, bedienet werden. Dieses heiligen Standes ungeachtet, überlassen sie sich einem jeden, der ihnen vorkommt, von welcher Seckte und Nation er auch seyn mag. Sie dienen den Indianischen Herren bey öffentlichen Feyerlichkeiten zur Begleitung. Die Gouverneurs von Madras hielten vor Alters eine grosse Menge dieser Sängerinnen, welche allemal, wenn sie öffentlich erschienen, vor ihnen hergingen; die Regierung aber hat diese Gewohnheit abgeschaffet.

Madras ist eine sehr volkreiche Stadt, in welcher man nicht weniger, als hundert tausend Einwohner, zählet. Es stehen verschiedene grosse Dörfer, aus welchen sie jährlich ansehnliche Einkünfte ziehet, unter ihr. Ihre Handlung ist blühend, so daß Salmon

nicht anstehet zu sagen, daß er wenig Städte kennet, welche mehr Reichthümer in sich fassen, und wo das Geld gemeiner sey.

Die Sachen der Handlungsgesellschaft stehen unter der Aufsicht eines hohen Rathes, von welchen der Gouverneur zu Madras das Haupt ist, und der sich die Woche zweymal in dem Pallaste versammelt. Er vergiebt alle Bedienungen; er entscheidet, ohne daß man von ihm appelliren kann, die bürgerlichen und peinlichen Fälle, welche die Europäer betreffen. In der schwarzen Stadt sind besondere Obrigkeiten, welche die Indianer richten, die aber kein Todtesurtheil aussprechen können. Die Soldaten werden hier sehr strenge gehalten, und das geringste Vergehen ziehet ihnen eine grausame Geiselung zu. Diejenigen, welche sich widersetzen, werden in dunkele Kerker, die so heiß, als eine Badstube sind, eingeschlossen, wo sie keine andere Nahrung, als Reis und Wasser bekommen. Niemand kann sie sehen und ihnen beystehen, und diese Gefangenschaft scheinet ihnen unerträglicher, als der Tod selbst. Ihr Sold ist übrigens sehr stark, und wenn man dem Verfasser, den ich angeführet habe, glaubet, so ist kein schlechter Soldat, der nicht einen Menschen zu seiner Bedienung hätte. Ich will bey Gelegenheit anmerken, daß die Indianer von Madras die Gewohnheit haben, ihre Kinder zu den Europäern, für einen sehr

mäßi-

mäſigen Lohn in Dienſte zu geben, damit ſie die Engliſche Sprache und Handlung lernen.

Der Gouverneur der Feſtung Sankt George befiehlet über die ganze Küſte von Coromandel, Bengala und Sumatra. Die Compagnie giebt ihm nur ſechs tauſend franzöſiſche Pfund gewiſſen Gehalt; er hat aber verſchiedene Gelegenheiten, entweder durch beſondere Handlung, die er treibet, oder durch Nebenvortheile, die ihm ſeine Bedienung verſchaffet, ein anſehnliches Glück zu machen. Die andern Glieder des hohen Rathes haben, ungeachtet ihrer mittelmäſigen Beſoldung, auch verſchiedene Mittel ſich zu bereichern.

Die Compagnie hält zu Madras vier Unteraufſeher, welche die Handlung beſorgen; einen Schatzmeiſter, zwey Aufſeher über die Münze, fünf Facktors, zehn Schreiber, einen Medicus, einen Wundarzt, und zwey Prediger. Dieſe letzten haben jährlich eine Beſoldung von zwey tauſend Franken und die Wohnung in dem Pallaſte. Sie dürfen wenigſtens nicht öffentlich Handlung treiben, und man weiß die geheimen Mittel nicht, deren ſie ſich bedienen ſich zu bereichern. Alles, was man weiß, ſagt Salmon, iſt, daß ſie ſelten aus Indien zurück kommen, ohne daß ſie daſelbſt groſſe Reichthümer geſammelt hätten, deren ſie ſich gemeiniglich bedienen in England ein Biſchofthum zu kaufen, welches

ches ihnen unter den Pairs Sitz und Stimme giebt.

Es ist hier eine öffentliche Schule, wo man alle junge Leute, welche in dieselbe wollen, umsonst unterrichtet. Man lernet darinne lesen, schreiben und rechnen. Hierinne bestehet die größte Gelehrsamkeit in dieser Handelsstadt. Salmon bedauert, daß die Compagnie keinen mathematischen Catheder errichtet hat, welche Wissenschaft an den vornehmsten Höfen Asiens in Ehren gehalten wird, und den Engländern die Hochachtung und Freundschaft vieler Prinzen erwerben könnte.

Die Englische Kirche ist wohl versorget, und ihre Einkünfte reichen nicht nur zur Auszierung der Altäre, sondern auch zum Unterhalt der Armen zu. Die Vorsteher dieser Kirche haben die Vormundschaft aller reichen Waysen über sich genommen, deren Vermögen sie bis zu ihrer Mündigkeit verwalten.

Die Engländer treiben seit 1600. die Indianische Handlung. Ihre Orientalische Gesellschaft wurde 1599, unter der Regierung der Elisabeth, errichtet, und schickte das folgende Jahr einige Schiffe nach Indien, welche mit einer reichen Ladung zurück kamen. Ihre erste Anlage belief sich auf drey hundert und sechzig tausend Pfund Sterling (*).

Sie

(*) Das Pfund Sterling gilt ungefähr drey und zwanzig französische Pfund.

Sie verdoppelte sie in kurzer Zeit, und ihr Reichthum vermehrte sich mit eben der erstaunenden Geschwindigkeit bis auf das Jahr 1665. Der Krieg, welcher alsdenn zwischen England und Holland entstand, versetzte der Handlung ihrer Compagnie harte Streiche, und die Holländer plünderten und verwüsteten viele von ihren Facktoreyen. Ihre Actien nahmen zu Ende der Regierung Carls des zweyten ansehnlich ab, welches man vornehmlich der Erlaubniß zuschrieb, welche dieser Monarche ohne Schwierigkeit einer grossen Menge gab, nach Indien zu handeln. 1685. in dem ersten Jahre der Regierung Jacobs des zweyten, überwarfen sich die Engländer unvorsichtiger Weise mit dem Grossen Mogol, und wurden aus ihrer Facktorey zu Surate verjaget, wo sie sich seit funfzig Jahren niedergelassen hatten. Die Flucht Jacobs des zweyten, und die Einsetzung des Prinzen Willhelms, zog den Engländern einen andern Krieg zu, welcher für ihre Handlung noch schädlicher war. Frankreich, welches die Parthey des Prinzen, den sie vom Throne gestossen hatten, annahm, beschäftigte verschiedene Jahre hindurch ihre Seemacht, verwüstete verschiedene von ihren Colonien, und nahm ihnen eine grosse Menge Schiffe ab. Die Englische Compagnie wurde damals so erschöpfet, daß jedermann glaubte, daß sie von einem nahen Untergange bedrohet würde.

Der Riswickſche Friede, welcher 1697. geſchloſſen wurde, endigte die Unruhen, welche Europa verheerten. Die Engländer errichteten zur Wiederaufrichtung ihrer Handlung eine neue Handlungsgeſellſchaft, welche ſie mit der alten vereinigten. Dieſe Unternehmung gelang ihnen beſſer, als ſie gehoffet hatten, und die Unterſchriften waren ſo häufig, daß ſich die neue Compagnie in einem Grade des Reichthums befand, zu welchem die alte niemals gelanget war. In weniger, als zwey Jahren, hatte ſie vierzig Schiffe auf der See, und war in gemeinen Jahren im Stande, eine Million Pfund Sterling, ſo wohl gemünzt, als in Stangen, nach Indien zu ſchicken, welches die erſte Compagnie niemals, zu den beſten Zeiten ihrer Handlung, gethan hatte. Der Fortgang der Engliſchen Waffen in dem Spaniſchen Succeßionskriege, verſchafte ihr einen neuen Zuwachs, und ſeit dieſer glücklichen Zeit hat ſie beſtändig zugenommen. Ein unſchätzbarer Vortheil, den unſere Handlungsgeſellſchaften nicht ſehr genung beneiden können, iſt, daß die Engliſche bey den verſchiedenen Veränderungen, die ſie ausgeſtanden hat, ihren Verbindungen jederzeit Genüge geleiſtet, und ihre Ehre und Credit allezeit erhalten hat.

Die Engländer haben in den größten Handelsplätzen Indiens Facktoreyen; zu Amadabad, zu Cambaya, zu Surate, Agra, Daman,

man, Baliepatan; in den Städten Cochin, Cranganor, und Coulang, auf der Küste von Malabar; zu Goudelour und Masulipatan, auf der Küste Coromandel; zu Ougli in der Provinz Bengala, und an andern, nahe an dem Ganges gelegenen, Orten. Madras ist der Mittelpunkt und die vornehmste Niederlage dieser grossen Handlung. Da versammeln sich zur Jahreszeit bis auf vierzig und funfzig Schiffe, welche verschiedene Bestimmungen haben. Es gehen alle Jahre viere oder fünfe nach England ab; zwey nach den Manilischen Inseln unter Indianischen Flaggen; zwey nach Surate; so viel nach Persien und nach dem rothen Meere; zehn oder zwölfe nach dem Ganges, und nach diesem Theile des Bengalischen Meerbusens; andere nach Mergui und Jonsalam in das Königreich Siam; andere nach Pegu, nach der Malabarischen Küste, nach China rc. rc.

Die Handelsleute der Compagnie schaffen ihre Tücher, Bley, Zinn, Spiegel, Degenklingen und Messer, goldene und silberne Schnüre, fremde Weine, abgezogene Wasser und andere starke Getränke, besonders aber Gold und Silber, sowohl in Stangen, als gemünzt, nach Indien. Sie bekommen dafür Diamanten und andere feine Steine, Pfeffer, Salpeter, Indigo, Cardamomen, Opium, Arzeneyen und eine Menge Nesseltuch und Leinwand, zurücke.

Man

Man bemerket unter den Englischen und Holländischen Grundsätzen, die Handlung betreffend, einen wichtigen Unterschied. Die Holländische Compagnie hat sich dieselbe allein, mit Ausschluß anderer, vorbehalten, und erlaubet keinem Kaufmanne, ihre Vortheile mit ihren Gliedern zu theilen. Die Engländer sind nicht so neidisch, und ohne Zweifel klüger. Ihre Compagnie erlaubet nicht nur jeder Privatperson die Handlung nach Indien, sondern sie macht auch keine Schwierigkeit verschiedene Waaren auf ihre Rechnung, vermittelst einer Fracht von fünf fürs Hundert, auf ihre Schiffe zu nehmen. Die Indianer, Mohren und Heyden, die Armenier, Portugiesen, Juden, und überhaupt alle Völker, die sich in ihren Pflanzstädten niedergelassen haben, geniessen einerley Vorrechte, und diese Freyheit, die Seele und mächtigste Triebfeder der Handlung, vermehret täglich den Wohlstand der Englischen Etablissements.

8. Paliacate liegt zehn oder zwölf Meilen über Madras, gegen den vierzehnten Grad der Breite. Die Holländer, welche Herren von dieser Stadt sind seit 1606, haben eine Facktorey und eine Festung daselbst, welche vier Bollwerke hat, und den Nahmen Geldern führet. Sie ist durch eine grosse Ebene von der Stadt unterschieden. Man unterhält darinne eine Besatzung von ungefähr

zwey

zwey hundert Mann. Ihre Bollwerke sind mit guter Artillerie besetzet, und das Meer schlägt an ihre Mauern, welche so dicke sind, daß man oben auf den Courtinen gemächlich spatzieren gehen kann. Die Holländer haben in diese Stadt viele Arbeitsleute gezogen, welche ihre Leinwandmanufackturen sehr blühend machen. Ihre Lage ist angenehm: die Häuser sind wohl gebauet: die meisten Strassen sind mit zwey Reihen Bäumen besetzet, welche angenehme Spatziergänge machen.

Die Holländische Compagnie ziehet aus den Gebiethe von Paliacate viel Salpeter. Sie hat in der Gegend dieser Stadt eine Münze, wo sie Roupien und Pagoden schlagen läßt. Sie besitzet auf dieser Küste verschiedene andere Facktoreyen, die sie auf den Untergang der Portugiesen errichtet hat. Wir werden an einem andern Orte von dem Ursprunge und der Grösse ihrer Handlung in Indien reden.

9. **Masulipatan** war ehemals die vornehmste Seestadt des Königreichs Golkonde. Sie ist hernach unter die Herrschaft des Grossen Mogols gekommen. Heut zu Tage gehöret sie weniger diesem Monarchen, als den Franzosen, Holländern und andern Europäischen Nationen, welche sich seit vielen Jahren an diesem Orte niedergelassen haben, wo sie den Indianern Gesetze vorschreiben. Es wird daselbst eine grosse Handlung mit Nesseltuch und anderer feinen Leinwand getrieben.

Es ist eine schlechtgebaute Stadt, die aber wegen der Menge und des Fleisses ihrer Einwohner sehr wichtig ist.

Was der Herr Abt Guyon von der Hitze erzählet, welche man in dieser Gegend aussteheet, ist fast unglaublich. Alle Jahre wehet im Monath May, sieben oder acht Tage hindurch, ein Westwind, welcher die Luft mehr erhitzet, als die Sonne selbst, wenn sie am heissesten ist. Die Hitze ist alsdenn eben so groß, als wenn man nahe bey einem brennenden Hause ist. In den Zimmern, die am besten vermacht sind, ist das Holz an Tischen, Stühlen und der Fußboden so heiß, daß man sie beständig naß machen muß.

Dieses Land ist, wie Egypten, ordentlichen Ueberschwemmungen unterworfen, welche die Erde düngen. Es regnet nur in dieser Jahreszeit daselbst. Die Einwohner ernden jährlich zweymal Reis, und es giebt Felder, welche dreymal tragen. Man versichert, daß die Lebensmittel daselbst so spottwohlfeil sind, daß ein Hammel für eilf oder zwölf halbe Kaysergroschen in Masulipatan, und, ausserhalb der Stadt, noch geringer, verkauft wird.

Zweytes Hauptstück.

Von der Religion, den Sitten und Gebräuchen der natürlichen Einwohner von Indostan.

Einige Beschreibungen, welche in dem vorhergehenden Hauptstücke eingeflossen sind, und nur einige besondere Völker der Halbinsel betreffen, können von der Religion, den Sitten und Gebräuchen der Indianer keinen Begriff geben. Wir wollen uns in eine weitläuftigere Beschreibung einlassen, welche auf alle heydnische Einwohner Indiens kann gezogen werden. Wir wollen erst die Banians, und ihre unterschiedene Seckten bekannt machen.

Erster Abschnitt.

Von den Banians.

Die Banians machen den zahlreichsten und wichtigsten Theil der abgöttischen Einwohner Indiens aus, und haben, nach den Mogols, den ersten Rang im Lande. Ihr Ursprung verliehret sich in die entferntesten Jahrhunderte. Sie stammen unwidersprechlich von den ersten Einwohnern Indiens ab, welche glaubten, daß sie mit den Göttern zugleich entstanden wären, und den Bacchus, als ihren ersten Gesetzgeber, ansa-

hen *. Es ist also eins der ältesten Völker in der bekannten Welt. In der langen Zeit, welche seit dem ersten Anfange dieser Nation verflossen ist, hat sie sich für aller Vermischung bewahret, und vier tausend Jahr ist in ihren Adern einerley Blut in seiner völligen Reinigkeit geflossen. Sie hat mit eben so grosser Sorgfalt ihre Religion, Gesetze und Gebräuche beybehalten. Sie ist dem Dienste der Götter so sehr ergeben, daß sich die Mahometaner niemals unterstanden haben, sie in diesem Stücke zu beunruhigen. Die Christen sind genöthiget worden, eben diese Nachsicht zu haben.

Diese Indianer legen sich auf alle Professionen, welche sich auf die Handlung beziehen. Man siehet unter ihnen Wechsler, Juwelierer, in der Rechenkunst erfahrne Schreiber, verständige Mäckler und Kaufleute von allen Arten. Das Volk leget sich vornehmlich auf Verfertigung und das Mahlen der Leinwand.

Die reichen Banians sind in lange Röcke, welche den Mogolischen ziemlich gleichen, gekleidet. Sie sind gemeiniglich weis, und von einem sehr feinen baumwollenen Zeuge, von welchem sie sich auch Turbans, die aber nicht so

* Mandeslo, Roger, Schouten, Bernier, in der Geschichte der Reisen, Theil 10, angeführet. Salmon, wie oben.

so groß sind, als der Mohren ihre, machen. Ihre Hosen sind auch kürzer. Sie lassen sich den Kopf nicht abscheeren, ob sie gleich selten sehr langes Haar tragen. Ihre Weiber haben eben so feine Röcke, welche ihnen bis mitten auf die Beine heruntergehen. Sie ziehen ein kürzeres Kleid darüber, welches sie über den Hüften mit einer Schnur zusammen binden. Da diese Zeuge durchsichtig sind, und die Kleidung oben nicht feste zugemacht ist, so sind sie von dem Halse bis auf den Gürtel fast nackend. Sie haben, wie die Mannspersonen, Hosen, welche ihnen die Lenden und Beine bedecken. Sie tragen im Sommer Schuhe von gefirnißten Holze, und im Winter Pantoffeln von vergoldeten Leder, von Sammt oder Brocat, deren Absätze sehr niedrig sind. Sie bedecken sich das Gesichte nicht mit einem Schleyer, wie das Mahometanische Frauenzimmer. Sie beschweren sich mit Gehänken und Halsbändern; stecken goldene Ringe durch ihre Nasen und Ohren; haben welche an Fingern, Armen, Beinen und an der grossen Fußzehe. Der Betel, welchen sie beständig kauen, machet ihnen die Zähne und das Zahnfleisch schwarz, und sie gehen so weit, daß sie sich überreden, es sey schön sie von dieser Farbe zu haben. Sie lachen deswegen die Europäer aus, welche, sagen sie, weiße Zähne, wie die Hunde und Affen, haben.

Die Kinder beyderley Geschlechts gehen bis ins vierte oder fünfte Jahr nackend. Man hat die Gewohnheit sie in diesen Jahren zu verloben, und im zehnten oder zwölften Jahre zu verheyrathen. Die Heyrathsceremonien sind verschieden, nach den verschiedenen Gegenden. Es ist ein beständiger Gebrauch, daß man die Mägdchen denjenigen, welche um sie anhalten, für eine gewisse Summe Geldes, oder sonst ein anderes Geschenke, überläßt. Es ist in den reichsten Familien etwas seltenes, daß ein Mägdchen etwas anders, als ihre Gerade und einiges Hausgeräthe mitbringet. An dem Hochzeittage setzen sich beyde Familien, nachdem sie im Gepränge durch die vornehmsten Gassen gezogen sind, auf Matten um ein grosses Feuer herum, um welches man Braut und Bräutigam zwey oder dreymal herumgehen läßt. Ein Bramine sagt über sie einige Gebethe her. An vielen Orten geben sich die neuen Eheleute, zum Pfande ihrer Verbindung, eine Cocosnuß, unterdessen da der Bramine eine Formul aus einem Buche herlieset, das er in den Händen hat.

Die Banians sind ungemein reinlich, und ein Theil ihrer Religion bestehet sogar in den cörperlichen Reinigungen. Diejenigen, welche an dem Ufer eines Flusses wohnen, baden sich täglich sehr früh, zuweilen vor Sonnen Aufgang, in demselben, und stehen bis

an

an den Gürtel in dem Wasser, indem sie in der Hand einen Strohhalm halten, den sie von ihren Priestern bekommen, und welchem sie die Kraft beylegen, daß er die Teufel vertreibet. Unterdessen daß sie sich baden, giebt ihnen ein Bramine seinen Segen, und prediget ihnen seine Lehrsätze. Die Völker, welche auf den Ufern des Ganges wohnen, halten sich für glücklicher, als die andern, weil man hier dem Wasser dieses Flusses eine besondere Heiligkeit zuschreibet. Sie waschen sich verschiedene mal des Tages darinne, und sie verlangen, daß man ihre Asche, nach ihrem Tode, darein werfen soll.

Ein Gebrauch, welcher den Banians eigen ist, ist dieser, daß sie an der Stirne ein gelbes Zeichen haben, welches sie sich alle Tage von ihren Braminen in den Pagoden mit einem Wasser, das mit Sandelholz vermischet ist, und in welches man einige Reiskörner reibet, machen lassen.

Diese Indianer enthalten sich des Fleisches aller Thiere, und leben nur von Reis, Butter, Milch, Früchten und Zugemüsse. Diese Ehrfurcht für alle lebendige Geschöpfe erstrecket sich bis auf das Ungeziefer, und entstehet von der Meynung, die sie von der Seelenwanderung haben, welche einen der vornehmsten Lehrsätze der Banianischen Religion ausmacht. Die Frömmsten treiben in diesem Stücke den Aberglauben so weit, daß es un-

glaublich scheinen würde, wenn man nicht wüßte, was die Schwärmerey über das Gemüth der Menschen vermag. Einige enthalten sich, des Nachts hindurch, Feuer anzumachen und Lampen anzuzünden, aus Furcht die Mücken und Sommervögel möchten sich daran verbrennen. Eine ganze Seckte, nämlich die Seckte der Bisnaux brennen niemals Holz, aus Furcht, sie möchten durch das Feuer die Würmer, welche darinne stecken, tödten. Sie brennen auf ihren Herden nichts, als Kuhmist mit Stroh vermenget, und an der Sonne getrocknet, welchen sie in kleine viereckigte Stücke schneiden, wie Torf. Andere zünden in ihren Häusern niemals Feuer an, und lassen ihre Speisen in benachbarten Hütten kochen. Sie haben die Gewohnheit, daß sie beständig ein Tuch auf dem Munde tragen, aus Furcht, sie möchten ein fliegendes Ungeziefer einschlucken, und sie tragen in ihrer Hand einen kleinen Besen, um die kriechenden Thiere wegzujagen, die sie antreffen könnten. Sie setzen sich nirgends nieder, ohne den Platz, den sie einnehmen wollen, sorgfältig rein zu machen. Einige kaufen die Vögel los, die sie von den Mahometanern fangen sehen, und machen sich ein Vergnügen daraus, ihnen die Freyheit wieder zu geben. Ich habe an einem andern Orte von den Spitälern geredet, welche für die schwachen und kranken Thiere, und für das Ungeziefer selbst, gestiftet sind.

Es ist ein Aberglaube, der allen Banians gemein ist, daß sie sich währender Sonnenfinsterniß ins Wasser tauchen, die Augen und Hände gegen den Himmel aufheben, die Arme und den Kopf bewegen, von Zeit zu Zeit mit den Händen Wasser gegen die Sonne werfen, und tausend andere Verdrehungen machen, um das Unglück abzuwenden, mit welchem sie glauben, daß sie von diesem Himmelszeichen bedrohet werden *. Als Bernier währender Zeit der berühmten Sonnenfinsterniß von 1666. zu Dehli sich befand, war er ein Zeuge von einem Auftritte, der so sonderbar war, daß er darüber erstaunte. Er stand auf dem flachen Dache seines Hauses, welches an den Ufern des Ganges lag, und sahe beyde Seiten dieses Flusses, auf eine Meile lang, mit Abgöttern bedecket, welche bis an den Gürtel im Wasser standen. Die kleinen Jungen und Mägdchen waren ganz nackend. Die Mannspersonen waren es auch, ausser daß sie um die Dickbeine eine Art von Binden hatten. Die verheyratheten Weiber und jungen Frauenzimmer waren mit einer schlechten Leinwand bedecket. Die Rajas, die Prinzen und andern heydnischen Herren, welche an dem Hofe und in den Diensten des Kaysers waren, die reichsten Kaufleute und alle Indianer von einigem Ansehen, waren genseit des Flusses. Sie hatten

* Bernier, in der Geschichte der Reisen, wie oben.

ihre Zelter auf den Ufern aufgeschlagen, und Kanates in das Wasser gestellet, um darinne zu bethen und sich ruhig zu baden, ohne von jemand gesehen zu werden. Sobald die Sonne angefangen hatte sich zu verfinstern, sties diese Menge ein grosses Geschrey aus, und tauchte sich in das Wasser, unter welchem jeder einige Zeit verborgen blieb. Man richtete sich darauf wieder in die Höhe, und jedermann blieb mit gegen die Sonne gewendeten Augen und Händen in dem Flusse stehen, und betete mit grosser Andacht, indem sie von Zeit zu Zeit Wasser in die Hände nahmen, es gegen die Sonne warfen, den Kopf neigten, die Armen und Hände bewegten und dreheten und diese Ceremonien bis zu Ende der Sonnenfinsterniß fortsetzten. Alsdenn stieg ein jeder aus dem Wasser, warf Stücken Geld sehr weit in den Fluß, und theilete den Priestern, welche in grosser Menge sich darstellten, Almosen aus. Sie zogen alle neue Kleider an, welche schon auf dem Sande lagen, und die andächtigsten liesen den Braminen ihre alten Kleider. Bernier füget hinzu, daß diese Finsterniß auf den Ufern des Indus, des Ganges und aller andern Flüssen Indiens mit eben den Ceremonien gefeyert wurde.

Die Baniqnische Religion vertheilet sich in so viele Aeste, daß es nicht möglich ist von ihren Gebräuchen und Lehrsätzen eine genaue

Be-

Beschreibung zu geben. Man zählet darinne auf drey und achzig Seckten, deren eine jede ihre Priester, Tempel, Gebräuche und oft ihre besondern Götter, hat, und die dennoch in gewissen Hauptpunkten überein kommen, als in der Unsterblichkeit und Wanderung der Seelen, den körperlichen Reinigungen, der Enthaltung von allen demjenigen, was einigermasen zu leben scheinet.

Unter diesen verschiedenen Seckten unterscheidet man drey der vornehmsten; die Ceuravats, die Samarats und die Bisnaus. Das sonderbarste, was sie haben, ist folgendes.

Die Ceuravats glauben keine Vorsicht, kein Paradies noch Hölle. Doch glauben sie, daß die Seele unsterblich ist, und daß sie, nachdem sie gutes und böses gethan hat, in verschiedene Leiber der Menschen und Thiere fähret. Unter verschiedenen Götzen haben sie in ihren Tempeln gewisse Figuren von Stein, Holz und Pappe, welche einige berühmte Leute ihrer Seckte vorstellen. Ihre vornehmste Andacht halten sie im Monath August, welche mit vieler Strenge begleitet ist. Mandeslo versichert, daß einige Heilige zu dieser Zeit gar nicht essen, und nichts, als Wasser, zu sich nehmen, in welches sie ein wenig bitter Holz schaben. Man füget hinzu, daß in dieser Seckte jedermann Priester werden kann, sogar die Kinder und Weiber. Diejenigen, welche

welche zu Priestern geweihet werden, geloben das ehelose Leben und Keuschheit.

Die Samarats machen eine viel zahlreichere Classe aus, welche aus Soldaten, Kaufleuten, Schreibern, und einer unendlichen Menge Künstlern, bestehet. Sie glauben eine Vorsicht und einen höchsten GOtt, der die Welt erschaffen hat und erhält. Sie nennen ihn Visnum, oder Visnou, und geben ihm drey Gehülfen, den Brama, welcher das Schicksal der Seelen und ihre glücklichen oder unglücklichen Wanderungen anordnet; Bussina, welcher durch geheime Eingebungen die Menschen antreibet die Gebothe GOttes zu thun: er macht auch, daß der Reis, die Hülsenfrüchte und andere Pflanzen wachsen; Mais, welcher die bösen und guten Handlungen der Menschen, nach ihrem Tode, untersuchet. Er stattet dem Visnum einen getreuen Bericht von demselben ab, welcher, nachdem er sie erwogen hat, der Seele die Veränderungen ausstehen läßt, welche sie verdienet hat, und durch welche sie sich stufenweis reiniget. Die Seelen, welche man in den Leiben einer Kuh schicket, werden bald gereiniget, weil dieses Thier etwas göttliches hat. Diejenigen, welche in den Leib eines Elephanten, eines Löwen, eines Leopards, eines Schweins, und eines andern unedlern Thieres, fahren, müssen längere Proben ausstehen, und büsen ihr Verbrechen erst gänzlich,

lich, wenn sie in verschiedene Leiber nach einander gefahren sind. Mais stellet dem Visnum die gereinigten Seelen vor, die er endlich in sein Paradies aufnimmt. Eine von denjenigen Sachen, welche diese Seckte am meisten unterscheiden, ist, daß sich die Weiber darinne auf dem Scheiterhaufen ihrer Männer gemeiniglicher, als in einer andern, aufopfern. Die Samarats haben eine merkwürdige Gewohnheit. Sobald ein Kind gebohren worden ist, läßt seine Mutter ein Schreibzeug, Pappier und Federn bringen, in der Absicht, daß Buffina das Gesetz des Visnum in das Herz des Kindes schreiben soll. Wenn es ein Knabe ist, so thut man zu diesen Zeichen noch einen Bogen, und man überredet sich, daß er nach dieser Ceremonie im Kriege nicht anders, als glücklich, seyn kann, woferne er dieses Handwerk erwählen sollte.

Die Visnaus haben einen GOtt, den sie Ram-Ram nennen, und dem sie eine Frau beylegen. Sie stellen beyde unter verschiedenen Gestalten vor, und schmücken ihre Bildsäulen mit goldenen Ketten, mit Schnuren von Perlen, und andern reichen Zierrathen, aus. Ihr Gebrauch bey den Reinigungen ist, daß sie sich gänzlich in das Wasser tauchen, und sich darinne welzen. Hernach beschmieret ihnen ein Bramine mit einer wohlriechenden Salbe die Stirne, Nase und Ohren,

ren, und bekommt zur Vergeltung ein kleines Maas Reis, oder Hülsenfrüchte. Sie erlauben den Weibern nicht, daß sie sich mit ihren Männern verbrennen; sie verdammen sie aber, in einer beständigen Wittwenschaft zu leben, wenn auch gleich ihr Mann, vor der Vollziehung der Heyrath, gestorben wäre. Die meisten Bisnaus treiben entweder selbst, oder durch andere, Handlung; und da sie gemeiniglich sehr verständig sind, so nehmen die Mohren und Europäer ihre Dollmetscher und Mäckler aus ihnen.

Man kann zu diesen drey Seckten, *die* Seckte der Fackirs hinzuthun, welche sonst Jauguis oder Gougis, das heißt, mit GOtt vereinigte, genennet werden. Dieses sind die Einsiedler und Mönche des Landes. Ich werde in einem besondern Abschnitte von ihnen handeln. Die Rasbouts, welche *andere* Ragipoutes nennen, sind in vielen Stücken von den Banians unterschieden. Sie essen Fleisch; sie vergiessen Blut; sie leben nur vom Mord und Raub. Dennoch sind sie gegen die Vögel sehr gütig, weil sie in der Ueberredung stehen, daß ihre Seelen einmal durch eine besondere Bestimmung in diese kleinen Leiber fahren sollen. Der Krieg ist ihr vornehmstes Handwerk, und ihre Tapferkeit ist in ganz Indien so berühmt, daß der Grosse Mogol und die meisten andern Prinzen des Landes sich ihrer in ihren Armeen bedienen. Mandeslo

deslo erzählet eine Sache, welche sowohl ihre Wildheit, als Kühnheit, beweiset. Als einmal fünf Rasbouts in das Haus eines Bauern gegangen waren, fing das Dorf an zu brennen, und das Feuer kam bald nahe an den Ort, wo sie sich befanden. Man hinterbrachte es ihnen, sie antworteten aber, daß sie der Gefahr niemals den Rücken zugekehret, und daß sie beschlossen hätten, dem Feuer das Schrecken zu machen, welches es andern einjagte, und daß sie es wohl zwingen wollten, nicht weiter zu gehen. Sie liesen sich auch in der That eher verbrennen, als daß sie einen Schritt gethan hätten, sich für den Flammen zu retten. Nur einer ergriff den Entschluß sich wegzubegeben; hernach aber war er untröstlich, daß er nicht dem Beyspiele der andern gefolget hatte. Der Unterschied, welcher sich zwischen den Rasbouts und Banians in verschiedenen Hauptpunkten befindet, verhindert nicht, daß nicht viele von unsern Berichten die ersten unter die Banianischen Secktten zählen. Sie glauben in der That die Wanderung der Seelen, und beobachten in ihrer Lebensart und Gottesdienste einen grossen Theil der Gebräuche, welche allen Indianischen Casten gemein sind.

Zweyter Abschnitt.

Von den andern Heydnischen Seckten. Juden und Christen in Indostan.

Die Banians sind nicht die einzigen Götzendiener in Indien. Die **Gauren**, welche einige **Parsis** nennen, die **Gentiven**, die **Theers** und **Molacks** machen andere Heydnische Seckten aus, welche in verschiedene Länder Indiens zerstreuet sind.

Die Gauren sind ihrem Ursprunge nach Persianer. Als sie im siebenden Jahrhunderte des Christenthums, als Abubecker, ein Arabischer Prinz, Persien verheerete, genöthiget wurden, ihr Vaterland zu verlassen, flohen sie, achtzehn oder zwanzig Tausend an der Zahl, nach Indien, und liesen sich in den Gegenden von Cambaya, in der Provinz Guzarate, wo sie sich ungemein vermehret haben, nieder.

Einige Schriftsteller behaupten, daß die Gauren das Feuer anbethen, welches die Gottheit der alten Persianer war. Andere sagen nur, daß sie für dieses Element eine unendliche Ehrfurcht haben. Sie unterhalten es sorgfältig in ihren Häusern; sie würden es als ein Verbrechen ansehen ein Licht oder eine

Lampe auszulöschen *; sie dürfen sogar bey Feuersbrünsten kein Wasser brauchen; sie nehmen nur Erde, womit sie die Flammen zu ersticken sich bemühen.

Sie erkennen einen GOtt, Schöpfer und Erhalter der Welt, die er mit einer unumschränkten Macht regieret. Sie geben ihm sieben Diener, die die Sorge für dieses weitläuftige Reich mit ihm theilen, welche aber gänzlich unter ihm stehen. Diese haben sechs und zwanzig andere Diener zu ihren Gehülfen, welche von einer niedrigern Classe sind, und verschiedene Verrichtungen haben. Obgleich die Gauren die Allmacht des ersten Wesens erkennen, so rufen und bethen sie doch diese niedrigern Geister an, weil sie dieselben als mächtige Vorsprecher bey GOtt betrachten.

Sie versammeln sich zu Ausübung ihrer Religion nicht an öffentlichen Orten; sondern sie haben in ihren Häusern kleine Capellen, wo sie das heilige Feuer sorgfältig erhalten, und ihre Gebethe sitzend, ohne einige Beugung des Leibes, verrichten. Der erste und zwanzigste des Monaths sind ihre heiligen Tage. Diejenigen, welche zu Surate sind, versammeln sich an gewissen Festtagen in den Vor-

* Mandeslo, Bernier, Schouten, in der Geschichte der Reisen Theil 10. Salmon, wie oben.

Vorstädten der Stadt. Ein jeder bringt seine Mahlzeit mit, und sie theilen untereinander, was sie mitgebracht haben. Es ist unter ihnen kein Bettler, weil sie sich einander mit grosser Mildthätigkeit beystehen.

Ihre Priester haben keine besondere Kleidung, welche sie unterscheidet. Das Volk trägt eine ungemeine Ehrfurcht gegen sie, und giebt ihnen überflüßig zu ihrem Unterhalte. Diese Götzendiener haben eine grosse Verehrung für die Hähne. Sie essen ohne Bedenken Fleisch, ausgenommen Küh- und Schweinefleisch, dessen sie sich, der Indianer und Mahometaner wegen, enthalten, indem ihr Grundsatz ist, mit jedermann wohl zu leben, und niemand zu beleidigen. Dennoch essen sie niemals mit den Christen. Sie verheyrathen sich nicht ausser ihrer Seckte.

Man unterscheidet die Gauren von den andern Götzendienern Indiens an einer Schnur von Wolle oder Kameelhaar, welche sie vielmal um den Leib wickeln, und hinten zubinden. Dieses ist ein wesentliches Kennzeichen ihrer Religion, und diejenigen, welche das Unglück haben sie zu verliehren, können weder essen, noch trinken, noch reden, noch einen einzigen Schritt thun, bis sie eine andere von dem Priester, welcher sie austheilet, haben hohlen lassen. Diese Schnuren sind beyderley Geschlechte gemein, und werden von dem zwölften Jahre an getragen.

Die Gauren legen sich vornehmlich auf Erbauung des Tabacks, und auf den Handel mit Terry, oder Palmwein. Die reichsten sind Wechsler und Kaufleute: das Volk treibet alle Handwerke, das Schlosser und Schmiedehandwerk ausgenommen, weil es glaubet, daß es auf keine Art erlaubet ist das Feuer auszulöschen. Diejenigen, welche in Städten wohnen, tragen Sorge, daß sie alle in einem Viertheile zusammen ihre Wohnung haben. Sie erwählen unter sich zwey Personen von Ansehen, welche alle ihre Streitigkeiten entscheiden müssen. Ihre Kinder verheyrathen sich sehr jung; sie leben aber bis in das funfzehnte oder sechzehnte Jahr noch in dem väterlichen Hause. Die Wittwen können sich verheyrathen.

Die Ceremonien, welche bey ihren Leichenbegängnissen beobachtet werden, haben etwas sonderbares. Wenn ein Kranker im Begriff ist zu sterben, nimmt man ihn aus seinem Bette, und lägt ihn auf eine Rasenbank, wo man ihn den Geist aufgeben läßt. Wenn er todt ist, wickelt man ihn in ein Tuch, leget ihn auf ein eisern Gitter, das als eine Bahre gestaltet ist, und träget ihn an den Ort des gemeinen Begräbnisses. Die Gaurischen Gottesäcker sind in drey verschiedne Plätze, die mit Mauern umgeben sind, eingetheilet. Einer ist für die Mannspersonen, der andere für die Weiber, und der dritte für die Kinder.

der. Jedes Grab hat über seiner Oefnung ein eisernes Gitter, auf welches man den Leichnam leget, damit er den Raubvögeln zur Speise dienet, bis seine Knochen von sich selbst in das Grab fallen. Nach sechs Wochen trägt man die Erde, auf welcher der Verstorbene verschieden ist, an eben den Ort: man brauchet sie das übrige von dem Körper damit zu bedecken, und das Grab auszufüllen. Die Gauren haben für den todten Körpern einen solchen Abscheu, daß sie sich für verbunden halten, wenn sie nur die Knochen eines todten Thieres berühren, ihre Kleider wegzuwerfen, sich zu waschen, und sich neun Tage lang von ihren Weibern und Kindern abzusondern. Sie überreden sich, daß diejenigen, deren Gebeine ins Wasser fallen, in dem andern Leben sehr unglücklich sind.

Man bemerket, daß diese Götzendiener gemeiniglich von mittelmäßiger Gestalt sind; daß sie eine weisere Farbe, als die andern Indianer, haben, und daß ihre Weiber viel schöner, als der Banians und Mogols ihre, sind. Ihre Sitten sind sanftmüthig und sehr ordentlich.

Die Gentiven, eine andere Seckte in Indien, haben sich besonders in Bengala niedergelassen. Die meisten sind Ackersleute und Weber; die Weiber aber sind noch arbeitsamer, als die Mannspersonen. Sie helfen ihren Männern in den schwersten Arbeiten, es

mag

mag in der Stadt, oder auf dem Felde seyn, und haben über dieses alle Sorge für die Haushaltung über sich. Man siehet sie fleißig in der Erde, oder an ihrem Handwerke, arbeiten, indem sie die Kinder an ihrem Halse, oder in den Armen, haben.

Sie glauben, daß die Erde von einem GOtt ist erschaffen worden, der einzig in seinem Ursprunge ist, der sich aber in der Folge, nachdem die Menschen durch ihre heiligen Handlungen diese Ehre verdienet haben, verschiedene andere Götter zugesellet hat. Sie glauben die Wanderung der Seelen, und verabscheuen die Vergiessung des Blutes. Sie bestrafen den Ehebruch scharf; mit der Hurerey aber ist weder Strafe, noch Schande, verknüpfet, und man versichert, daß es unter ihnen ganze Familien giebt, wo die Töchter kein ander Handwerk treiben, als daß sie sich öffentlich überlassen.

Die Gentiven haben in der Stadt Jagannat, an dem Bengalischen Meerbusen, einen berühmten Tempel, wo sie alle Jahre, acht oder neun Tage lang, ein feyerliches Fest zur Ehre eines Götzenbildes, welches auch den Nahmen Jagannat führet, begehen. Es versammeln sich zuweilen daselbst mehr, als hundert und funfzig tausend Gentiven. Man bauet eine grosse hölzerne Maschine, welche auf sechzehn Rädern stehet, und mit einer Menge Götzenbildern beladen ist, unter welchen

man den Gott Jagannat unterscheidet. Funfzig oder sechzig Personen schieben sie fort, und führen diese Götter von einem Tempel in den andern. Unterdessen daß der Wagen fähret, legen sich viele Elende in den Weg, oder stürzen sich unter die Räder, um dem Jagannat mit ihrem Leben ein Opfer zu bringen. Die Priester unterhalten das Volk in diesem erschrecklichen Aberglauben, und bedienen sich seiner Leichtgläubigkeit auf tausenderley Weise. Dieses hier ist ein Betrug, welcher alle Jahre, bey Gelegenheit dieses Festes, erneuert wird. Die Braminen suchen unter den Familien der Gentiven ein junges Mägdchen von einer besondern Schönheit aus, welche sie dem Gott Jagannat zur Braut bestimmen. Sie lassen sie des Nachts in dem Tempel, und versprechen ihr, daß sie der Gott daselbst besuchen wird *. Sie ermahnen sie, den Götzen bey diesem Besuche zu fragen, ob das Jahr fruchtbar seyn wird, und durch welche guten Werke man eine glückliche Erndte erhalten kann. Die Entwickelung diese Scene ist, daß ein Bramine, wenn es finster worden ist, heimlich in den Tempel gehet, dieses unschuldige Mägdchen misbrauchet, und ihr alles überredet, was er will. Den Tag darauf bringt man sie aus diesem Tempel in einen andern, in dem sie dem Jagannat, ihrem Gemahl, an der Seite sitzet, und sie erzählet dem Volke

* Bernier, wie oben.

Volke, was sie von diesem Gotte erfahren zu haben glaubet.

Die Molacks und Theers machen zwey geringe und allgemein verachtete Gesellschaften aus. Man versichert, daß die ersten einige Feste haben, welche mit den alten Bacchanalien viele Gleichheit haben; eins unter andern, welches sie des Jahres einmal mit grossem Geheimniß feyern, und bey welchem sich Manns- und Weibspersonen untereinander versammeln, mit einander essen und trinken, und sich hernach in einen dunkeln Saal begeben, welcher der Schauplatz einer schändlichen Hurerey wird *. Aurengzeb verboth diese abscheulichen Versammlungen bey Lebensstrafe; alle Macht der Kayser aber hat sie nicht abschaffen können, besonders in den Provinzen, die am meisten von der Hauptstadt entfernet sind.

Die Secktirer, welche Mandeslo Theers nennet, scheinen mir von den Pouliats in Malabar, und den Piriaves in Golkonde, nicht unterschieden zu seyn. Es ist eine Gesellschaft von niederträchtigen und groben Menschen, die überall nur zu den niedrigsten Verrichtungen gebrauchet werden. Sie räumen die Brunnen und Abtritte aus; ziehen die verreckten Thiere ab, deren Fleisch sie essen; und thun die Missethäter ab. Sie sind weder Heyden, noch Mahometaner, und man weis

 nicht,

* Salmon.

nicht, daß sie eine Religion haben. Man verabscheuet sie in allen Seckten; man fürchtet sie zu berühren; man erlaubet ihnen nicht in den Städten zu wohnen.

Ich habe an einem andern Orte von den Juden und Christen geredet, welche die Portugiesen auf der Küste von Malabar und Coromandel, bey ihrer Ankunft in Indien, gefunden haben, und welche, seit verschiedenen Jahrhunderten, in diesen Gegenden gewohnet hatten. Ich werde hier anmerken, daß die Juden, welche hier länger zu wohnen scheinen, die Religion ihrer Väter sehr verändert haben; daß verschiedene das Gesetz Mosis mit den Gebothen des Alcorans vermenget haben; daß andere den Indianischen Aberglauben angenommen, die Beschneidung aber beybehalten haben.

Was die alten Christen in Indien betrift, welche **Christen des heiligen Thomas** genennet werden, weil man glaubet, daß dieser heilige Apostel das Evangelium ihren Vätern geprediget hat, so haben die Portugiesischen Mißionarii angemerket, daß ihr Glaube eben so verderbet war, und daß sich der Nestorianismus unter ihnen eingeschlichen hatte. Sie bekehrten eine grosse Menge derselben, welche sich wieder zur Heerde zurückbringen liessen. Andere waren nicht so gelehrig, und beharreten in der Kirchenspaltung. Man findet noch heut zu Tage zu Madras und San Thome

me solche falschgläubige Christen. Sie geniessen das Abendmahl unter beyderley Gestalt; sie taufen ihre Kinder erst vierzig Tage nach ihrer Geburth, wofern sie nicht in Gefahr sind zu sterben; sie verehren kein ander Bild, als das Bildniß JEsu Christi; ihre Priester verheyrathen sich; sie kennen die letzte Oehlung der Kranken nicht; sie bedienen sich der Ohrenbeichte nicht; sie erkennen das Ansehen des Römischen Pabstes nicht. Ihr Patriarch hat seinen Sitz zu Bagdad.

Drittes Hauptstück.

Von den Studien, Wissenschaften und heiligen Büchern der Banians. Umständlicher Unterricht von ihrer Religion.

Wir wollen uns wieder zu den Banians wenden, welche eine grössere Aufmerksamkeit verlangen. Benares oder Banarou, eine Stadt, welche an dem Ganges liegt, ist die berühmteste Schule der Gelehrten dieser Seckte. Man siehet darinne, ausser einer grossen Menge besonderer Schulen, welche hin und wieder in der Stadt, und besonders in den Gärten der Vorstädte sind, eine berühmte Schule, die von einem Raja des Landes gestiftet worden ist.

Gemeiniglich ist in jeder Schule nur ein Lehrmeister, welcher den Unterricht einer kleinen Anzahl Schüler über sich nimmt. Sie studiren zehn oder zwölf Jahr lang *. Man kommt hier nicht von einer Classe in die andere, welches ein nichtiger Unterschied ist, den unsere heutigen Schulmeister in den Schulen eingeführet haben, und der von der alten Art zu lehren sehr entfernet ist. Die Indianer studiren ohne starkes Nachsinnen, indem sie ihren Kicheri essen, welcher eine Vermischung von Hülsenfrüchten ist.

Der Hanscrit, die Sprache der Gelehrten, die von der gemeinen Mundart gänzlich unterschieden ist, ist das erste, was diejenigen lernen, die sich auf die Wissenschaften legen. Hanscrit bedeutet reine Sprache. Die Indianer stehen in der Ueberredung, daß ihnen GOtt in dieser Sprache durch seinen Diener Brama die vier Bücher mitgetheilet habe, welche sie Beths nennen, und die Geschichte ihrer Religion in sich fassen. Sie haben einen kurzen Auszug davon, Purane genannt. Dieses ist das erste Buch, welches man denjenigen in die Hand giebt, welche den Hanscrit verstehen. Die meisten Schüler lassen es bey Lesung dieses kurzen Auszuges bewenden, welcher leichter zu verstehen ist. Das Original ist dunkel, und wird ausserdem wenig Personen mitgetheilet, entweder um es

durch

* Bernier, wie oben.

durch seine Seltenheit ehrwürdiger zu machen, oder um zu verhindern, daß es nicht in die Hände der Mahometaner falle, welche die Gewohnheit haben, alle heilige Bücher der Indianer, welche sie finden, wegzunehmen und in das Feuer zu werfen.

Die Lesung der philosophischen Bücher folget auf die Lesung der Purane. Die Indianische Weltweisheit ist in verschiedene Secken getheilet, deren Lehrsätze, was den Ursprung der Dinge anbetrift, einander sehr zuwider sind. Einige lehren, daß alles aus Theilchen einer sehr feinen Materie zusammen gesetzet ist, welche so klein sind, daß man sie nicht sehen kann. Andere nehmen die Materie und Form zu den ersten Ursachen der Dinge an; andere die vier Elemente und das Nichts; andere das Licht und die Finsterniß; andere gewisse metaphysische Wesen, welche sie Accidentia, privationes, &c. nennen, und von dem Nichts unterscheiden. Alle Weltweise des Landes kommen darinne überein, daß sie glauben, daß ihre ersten Ursachen ewig sind, und daß die Welt nur aus einer Materie hat entstehen können, welche schon zuvor da gewesen ist.

Ihre Gelehrten haben von dem Ursprunge der Thiere und Pflanzen eine ziemlich besondere Meynung. Sie behaupten, daß beyder Saamen nicht durch die Zeugung erneuert wird, sondern, daß er alle, schon seit dem

Anfan=

Anfange der Welt, da ist; daß er überall zerstreuet, und mit andern Dingen vermischet ist; daß es wahrhafte Pflanzen, wahrhafte Thiere sind, die ganz und vollkommen, allein so klein, sind, daß man ihre Theile nicht unterscheiden kann; daß sie nur in dem Augenblicke, da sie anfangen sich zu ernähren, sich auszuwickeln und sich auszubreiten, in ihrer wahrhaften Gestalt erscheinen; daß also der Saamen eines Apfelbaums, eines Elephanten und eines Menschen, ein kleiner Apfelbaum, ein kleiner Elephant, ein kleiner Mensch, ist, der ganz und vollkommen ist, mit allen wesentlichen Theilen, und denen nichts, als die Entwickelung fehlet, um so zu erscheinen, wie sie in der That sind.

Wenn man dem Bernier glaubet, so haben einige neuere Weltweisen die sehr alte Lehre von der allgemeinen Seele in Indien eingeführet, oder wieder erneuert. Sie geben vor, daß das höchste Wesen, welches sie Achar nennen, und unveränderlich glauben, nicht nur die Seelen, sondern auch alle materialische Wesen, aus seiner eigenen Substanz gezogen habe; daß es diese Hervorbringung, nicht schlechtweg, als die würkende Ursache, sondern, als eine physicalische und materialische Ursache, gewürket habe, so wie eine Spinne, welche ein Gespinste hervorbringet, es aus ihrem Leibe ziehet, und es wieder zurücknimmt, wenn sie will; daß also die Schöpf-

fung,

fung, eigentlich zu reden, nichts anders, als ein Auszug und eine Ausdehnung, ist, welche GOtt von seiner eigenen Substanz durch eine Art von Netzen, die er aus seinem Eingeweide ziehet, so wie die Vernichtung nichts anders ist, als eine Zurücknehmung dieser göttlichen Substanz und eben dieser Netze. Hieraus schliessen sie, daß in allen demjenigen, was unsere Sinnen rühret, nichts wesentliches und würkliches, und diese Welt nur eine Art eines Traums und einer Verblendung ist, weil alles, was vor unsern Augen erscheinet, nur ein Ding ist, welches GOtt selbst ist; wie die Zahlen zehn, zwanzig, hundert, tausend, ꝛc. nichts anders, als eben dieselbe Einheit, sind, die vielmal wiederholet wird.

Die Indianer zählen seit Erschaffung der Welt vier Alter. Sie nennen das erste das goldene Alter, und geben vor, daß es siebenzehn hundert tausend Jahre und mehr gedauert habe *. Brama, welchen sie für ihren ersten Vater halten, wurde zu Anfange des andern Weltalters gebohren, dessen Dauer von zwölfhundert und neunzehn tausend Jahren ist. Zu Ende dieses Alters erschienen die Rajas, welche auf das Geschlecht des ersten Alters folgten. Damals fingen die Menschen an aus der Art zu schlagen: die Sünde kam in die Welt, und das menschliche Leben, welches im goldenen Alter vier hundert Jahr währete, wurde

* Salmon, wie oben.

wurde auf ein Jahrhundert gesetzet. Das dritte Alter währte länger, als acht Millionen Jahre. Das vierte ist das jetzige. Es kann nicht lange dauern, weil die Bosheit der Menschen auf ihren höchsten Gipfel gestiegen, und also nicht zu vermuthen ist, daß die Götter ein so strafbares Geschlecht lange werden bestehen lassen.

Die Indianer haben eine Menge medicinische Bücher, welche weiter nicht viel in sich fassen, als Verfahren und Recepte, und dessen vornehmstes in Versen geschrieben ist *. Sie glauben, daß die Diät das beste Mittel ist; daß ein Kranker, der das Fieber hat, keine Nahrung bedarf, und daß es sehr gefährlich ist, ihm Fleischbrühen zu geben, weil nichts leichter in seinem Magen verdirbet; daß man nicht eher, als wenn es augenscheinlich nöthig ist, Ader lassen soll, als, wenn man eine Verrückung im Gehirn, oder eine Entzündung an einem edlen Theile, besorget. Bernier merket bey Gelegenheit an, daß die Mogolischen Medici, welche alle nach der Art des Avicenne und des Averroes verfahren, in solchen Fällen ein oder zweymal Ader lassen, und es sind nicht, sagt er, solche kleine Aderlassungen von der neuen Erfindung; es sind solche starke Aderlassungen der Alten von achtzehn und zwanzig Unzen Blut, welche oft eine Ohnmacht verursa-

* Bernier, Salmon, wie oben.

ursachen, die aber zugleich nicht ermangeln die Krankheiten in ihrem Ursprunge zu heben. Es ist ein Medicus, welcher redet.

Sie haben von der Anatomie keine Kenntniß, und sie sind wegen der Vorurtheile ihrer Religion, welche die Thiere zu tödten, und die todten Körper anzurühren verbiethet, nicht einmal im Stande, einige zu erlangen.

Ihre gemeinsten Krankheiten sind 1. der **Mordechin**, eine Art von Kolick, welche auf der Küste von Bengala und in allen andern Ländern Indiens herrschet. Sie heilen sie, indem sie auf die Fußsohlen ein heisses Eisen legen. Sie bedienen sich des Feuers in vielen andern Krankheiten. 2. Der **Sopinat**, eine Art einer Schlafsucht, welche sie auch durch Auflegung heisser Eisen heilen, oder mit gestossenen Pfeffer, welchen man in Weineßig kochen lassen, und den man in die Augen gieset. 3. Der **Pilhai**, eine Art von Verstopfung, wider welche sie ein besonderes Mittel brauchen, das sie **Joghis** nennen, und darinne bestehet, daß man in die leidenden Theile eine lange und dünne Nadel stecket. Es ist dieses der **Nadelstich** der Japonneser *. 4. Die **Pest**, welche in verschiedenen

* Man sehe die Beschreibung davon in dem Theile 2. dieser Geschichte, Seite 252, der ersten Ausgabe.

denen Ländern des mittäglichen Indiens, besonders von Surate an, bis auf die Malabarische Küste, und längst dem Bengalischen Meerbusen, bis an die Grenze von Golkonde, erschreckliche Verwüstungen anrichtet.

Ihre Aerzte brauchen viel Schwefel, Pfeffer, Weyhrauch, geraspelt Hirschhorn, verschiedene Oehle, und eine unendliche Menge Wurzeln. Sie wollen die allereingewurzeltesten Fieber mit Wolfswurz, einer Art von einer giftigen Pflanze, welche sie in den Urin einer Kuh einweichen, heilen; die Taubheit, welche von einer kalten Feuchtigkeit verursachet wird, mit einigen Tropfen Citronensaft, welchen sie in die Ohren giessen; die giftigen Bisse, mit Serpentin, oder mit dem Feuer; die Kopfschmerzen, indem sie an ein Wasser, das mit Sal ammoniac und Kalk versetzet ist, riechen lassen; den Schwindel mit Weyhrauchkörnern, welche in Wein geweichet werden; die gewöhnlichen Kolicken, mit einem Trank von Pfeffer und Kümmel, oder indem sie auf den Bauch ein Pflaster von Knoblauch und Ingwer, das unter einander gerieben ist, legen. In verzweifelten Krankheiten brauchet man auch die Beschwörungen, magische Figuren und andere vermeinte Geheimnisse; diese abergläubischen Dinge aber sind in Indostan lange nicht so gewöhnlich, als in den Ländern genseit des Ganges.

Sie verstehen nichts von der Geometrie, Algeber und andern Theilen der Mathematik, welche in Betrachtung bestehen; sie haben aber einige erträgliche Arten zu Ausrechnung der Zahlen, und zu astronomischen Rechnungen. Sie verkündigen die Finsternissen mit ziemlicher Richtigkeit. Uebrigens sind diese schwachen Kenntnisse durch die Vorurtheile der Barbarey und des Aberglaubens verdunkelt. Zum Exempel, sie schreiben die Finsternisse der Wuth eines Drachens zu, welcher sich der Sonne und des Mondes bemächtiget, und diese Gestirne mit seinem Gifte anstecket. Sie behaupten, daß der Mond sein eigenes Licht habe; daß er weiter, als funfzig tausend Meilen, über der Sonne stehe; daß mitten auf der Erde ein Berg, in Gestalt einer Pyramide, welcher viele tausend Meilen hoch ist, stehet, hinter welchen sich die Sonne verbirget, wenn es Nacht wird, und wieder hervorkommt, wenn der Tag erscheinet; daß die Erde flach ist; daß ihre Gestalt dreyeckigt ist; daß sie sieben Erhöhungen über einander habe, wo welchen jede mit einem Meere umgeben sey, und verschiedene Vollkommenheiten in sich begreife, bis auf die siebente, welche sie alle in sich fasse.

Bernier hat Gelegenheit gehabt sich von verschiedenen besondern Stücken der Indianischen Theologie, durch die Unterredungen, welche er mit den Pendet, oder Lehrern des

Landes, gehabt hat, zu unterrichten. Er befragte sie vielmals über die Beschaffenheit ihrer Götzen, und über die Ehre, welche sie diesen wunderlichen Gottheiten erwiesen, und bezeugte ihnen, daß er über einen solchen Gottesdienst, der ihren Einsichten und ihrer Weltweisheit unanständig sey, sehr erstaunete. Sie sagten ihm, daß sie drey Arten von Deutas, oder Geistern erkenneten, von welchen einige gut, einige böse, und andere weder gut, noch böse, wären; daß die Theologen über die Natur dieser Geister nicht einig wären; daß einige sie für einen Theil der Gottheit hielten, andere sie als Götter betrachteten, und wieder andere behaupteten, daß sie von Feuer wären, andere aber glaubten, daß sie aus Licht bestünden, verschiedene aber sie für unvergänglich hielten.

Was die Ehre anbetrift, die man den Götzen erzeigte, so sagten ihm die Pendet, daß sie nicht glaubten, daß diese Bildsäulen weder Brahma selbst, noch ein anderer Gott, wären; daß sie sie nur, als Bilder und Vorstellungen dieser hohen Wesen, betrachteten, und sie also verehreten. Wir setzen sie in unsere Tempel, sagten sie, weil man der Frömmigkeit der Menschen einen sinnlichen Gegenstand darstellen muß. Wenn wir bitten, so bitten wir nicht die Bildsäule, sondern denjenigen, welcher unter der Bildsäule vorgestellet

wird,

wird. Uebrigens erkennen wir, daß GOtt der einige unumschränkte HErr, der einige Allmächtige ist.

Der Verfasser, den ich jetzt angeführet habe, macht, indem er uns die Indianische Religion auf dieser Seite vorstellet, einigermassen die Vertheidigung ihrer Anhänger; und wenn man seine Erzählung mit der Erzählung unserer meisten Reisenden zusammenhält, so sollte man glauben, daß uns diese letzten etwas weis machen, wenn sie uns die Indianer, als ein Volk, das der gröbsten Abgötterey ergeben ist, vorstellen. Es ist gewiß, daß man in diesem Stücke den gewöhnlichen Vorurtheilen unserer Schriftsteller, und besonders dem hitzigen Geschrey gewisser Mißionarien, nicht trauen muß.

Wir wollen eben diese Anmerkungen bey dem offenbaren Dienste anwenden, welche die Indianer den Thieren, und andern ungeheuern Götzen, die sie in ihre Tempel setzen, erweisen. Diese Verehrung, wenn sie mit einiger Aufmerksamkeit untersuchet, und nach den Grundsätzen der Banianischen Religion betrachtet wird, ist nicht so dumm und abgeschmackt, als man es sich anfänglich einbildet. Ich will meine Gedanken erklären. Die Indianische Religion lehret die Seelenwanderung in verschiedene Körper; ein Lehrsatz, der in diesem Theile der Welt, seit drey tausend Jahren, in Hochachtung stehet, von einigen

Weltweisen Griechenlandes angenommen, und von dem berühmten Pythagoras bis nach Italien gebracht worden ist. Die Banians überreden sich, daß ihre Deutas, entweder zur Reinigung ihrer Tugend, oder in der Absicht sich dem menschlichen Geschlechte nützlich zu machen, auf der Erde unter verschiedenen Gestalten von Menschen und Thieren erschienen, und bald Schlangen, bald Elephanten, zuweilen Löwen, Ochsen, Schweine ꝛc. gewesen sind. Sie glauben, daß sich Visnum selbst, der erste und mächtigste ihrer Götter, den Menschen durch einen solchen Weg mitgetheilet, und weil er von Natur unsichtbar und ein Geist ist, sich der Welt unter verschiedenen materialischen und sinnlichen Gestalten gezeiget hat. Man setzet eben diese Figuren in die Tempel, um dem Volke die Geschichte ihrer Religion zu lehren, um seinen Eifer und seine Erkenntlichkeit gegen die Götter zu ermuntern. Man bethet nicht die Schlange, oder den Elephanten, an, sondern den grossen Visnum, welcher, um die Menschen zu unterrichten und zu bessern, ein Elephant, oder eine Schlange, geworden ist.

Es ist mit einigen andern Vorstellungen, die uns wunderlich, ungeheuer, schrecklich scheinen, eben so beschaffen. Manches Götzenbild ist auf eine wunderliche Art von verschiedenen Thieren zusammengesetzt, und hat zum Exempel einen Ochsenkopf, einen Löwenleib

leib und einen Schlangenschwanz. Ein anders hat wieder einen Kopf von einem Thiere auf einem menschlichen Leibe. Man siehet welche, die funfzehn oder zwanzig Köpfe, und dreyßig oder vierzig Arme haben. Man muß nicht glauben, daß die klugen Indianer solche Ungeheuer anbethen. Die meisten von diesen vermeinten Götzen sind Sinnbilder, oder hieroglyphische Vorstellungen, unter welchen einige moralische Wahrheiten, oder theologische Lehrsätze verborgen liegen. So stellet man oft den Gott Brahma mit vier Köpfen vor, weil man glaubet, daß er das Gesetz des Visnum bekannt gemacht hat, welches in vier Bücher eingetheilet ist. Als einige Braminen einem Europäer von der Weisheit und Macht GOttes einen hohen Begriff machen wollten, sagten sie zu ihm, daß Visnum tausend Augen, tausend Hände und tausend Füsse hätte.

Die Beths sind eine Art einer Indianischen Bibel, welche in vier Bücher eingetheilet ist. Man nennet sie Beths, das heißt, Wissenschaften, weil man vorgiebt, daß sie alle Arten von Kenntnissen in sich begreifen. Das erste heißt Atherbabed, das andere Zagerbed, das dritte Reckbed, und das vierte Samabed. Salmon bringt den Inhalt ihrer theologischen Lehrsätze in folgende Artickel.

1. Es ist ein ewiger, unendlicher und höchst vollkommener GOtt.

2. Dieser GOtt hat drey sehr vollkommene Wesen erschaffen. Er hat dem ersten die Macht gegeben zu schaffen, dem andern die Macht zu erhalten, dem dritten die Macht zu vernichten.

3. Brahma hat durch die Macht, die er von GOtt empfangen hat, diese sichtbare Welt und viele andere, vierzehn an der Zahl, erschaffen.

4. Vor diesem Leben hat ein jeder ein anders geführet, und das gute, oder böse, das er empfindet, ist die Belohnung oder die Strafe für die Art, nach welcher er sich in dem vorhergehenden Leben aufgeführet hat.

5. Man erhält die Vergebung seiner Sünden, wenn man die Pagoden, welche an dem Ausflusse des Ganges liegen, besuchet, und das Wasser dieses Flusses hat die Kraft, die Seele von allem Unflath zu reinigen.

6. Es ist verbothen zu tödten, zu lügen, zu stehlen, seinem Nächsten Unrecht zu thun.

Das Gesetz der Beths gebiethet nach seinen Anhängern sich des Fleisches der Thiere und der starken Getränke zu enthalten; die Armen zu lieben; des Tages dreymal zu bethen, des Morgens, Mittags und Abends; sich dreymal, oder wenigstens einmal, zu waschen

schen, ehe man einige Nahrung nimmt, und dieses lieber in einem fliessenden, als in einem stehenden, Wasser.

Bernier scheint überredet zu seyn, daß die Indianischen Gesetzgeber, indem sie dem Volke diese öftere Abwaschungen gebothen, die Absicht gehabt haben, daß es eine Gewohnheit annehmen sollte, welche sehr nützlich für die Gesundheit ist. Er schreibet das Gesetz, welches den Banians für die Kühe eine so grosse Ehrfurcht gebiethet, gleichfalls politischen Absichten zu. Es ist ein Hauptstück der Indianischen Theologie, welche lehret, daß alle Menschen, wenn sie aus diesem Leben gehen, über einen grossen Fluß setzen müssen, indem sie sich an dem Schwanze dieser Thiere anhalten. Bernier glaubet, daß die Gesetzgeber den ersten Einfall von diesem letzten Lehrsatze von einer Gewohnheit genommen haben, welcher man sich in Egypten bedienet, wo die Hirten, welche mit ihren Heerden über den Nil gehen, sich an dem Schwanze eines Büffels oder Ochsens anhalten. Was den Verstand dieses Gesetzes anbetrift, so scheinet es, daß diejenigen, welche es eingesetzet, keine andere Absicht gehabt haben, als für die Erhaltung eines Thieres, das dem Lande sehr nützlich ist, zu sorgen. Der Verfasser merket an, daß es in Indien nicht so, wie in Europa, ist; daß die Erde, welche acht Monathe im Jahre von einer brennenden Sonne ausge-

trocknet wird, eine grosse Menge Thiere daselbst nicht ernähren kann, und daß wenn man hier die Helfte so viel, als in Frankreich und in England, davon tödtete, Indostan bald leer davon seyn würde. Er füget hinzu, daß die Braminen unter den Regierungen des Jehan-Guir und Aurengzeb diese Ursache angeführet hätten, um zu erhalten, daß man die Metzelung unter den Büffels und Ochsen verböthe. Sie stellten vor, daß sich die Ackersleute über den Mangel des Viehes beklagten, und daß man, wenn man dem Tödten nicht Einhalt thäte, der Anbauung der Felder bald entsagen müßte.

Vierter Abschnitt.

Von den Braminen und Fackirs.

Unsere meisten Reisenden geben überhaupt allen heydnischen Priestern von Indostan, sie mögen seyn, von welcher Seckte sie wollen, den Nahmen der Braminen, oder Brahemers; dieser Nahme kommt eigentlich aber nur den Banianischen Priestern zu, welche in den Pagoden des Gottes Brahma dienen, und welche man als die Nachfolger der alten Bracmanes ansehen muß. Diese Braminen werden in dem Lande in grossen Ehren gehalten, entweder wegen des Alterthums ihrer Caste, oder wegen des Ansehens, in dem sie an allen heydnischen Höfen stehen. Ver-

schiedene von ihnen glauben, daß sie aus königlichem Geschlechte stammen, und es ist gewiß, daß ihr Stamm einigen Völkern von Indien Prinzen gegeben hat. Man unterscheidet sie von den andern Banians an drey Bindfaden, welche sie über der Haut, von der Schulter an, bis auf die Lenden, als eine Scherpe tragen, und niemals abnehmen, so eifersüchtig sind sie über dieses Zeichen ihres Standes. Die Bengalischen ziehen einen grossen leinwandenen Rock an, wenn sie aus ihren Häusern gehen. In den meisten andern Ländern gehen die Braminen bis an den Gürtel nackend, welchen sie mit einem Stücke Zeug bedecken, der ihnen, wie ein Unterrock, bis auf die Füsse gehet. Ihr Kopf ist mit einer feinen Leinwand bedecket, welche vier oder fünf mal herumgehet, und ihre Haare einwickelt, die sie niemals abschneiden. Ihre langen und herabhangenden Ohren sind mit Ringen und andern Edelsteinen gezieret.

Die Fackirs sind Indianische Mönche, welche die Güter und Vergnügungen dieses Lebens zu verachten sich bemühen. Sie besitzen nichts eigenes. Einige leben zusammen unter einem Vorsteher, dem sie zu gehorchen angeloben. Andere leben allein in den Wäldern, oder in einem verfallenem Gebäude, wo sie von Wurzeln und wilden Früchten leben. Sie halten sich für glücklich, wenn sie unter diese Speisen Kuhmist mengen können, den sie als

eine heilige Sache betrachten. Die meisten sind bis auf die Schaamglieder nackend. Sie entsagen dem Umgange mit Weibspersonen, und machen sich sogar ein Gewissen daraus, sie anzurühren. Sie treiben kein Handwerk. Diese tiefsinnigen Mönche bringen ihr Leben mit Beten, Nachsinnen und Casteyung ihres Leibes zu. Sie bitten um nichts; sie nehmen aber dasjenige an, was man ihnen anbiethet, und das Volk bemühet sich beständig ihnen, was sie nöthig haben, zu reichen. Sie lassen ihre Haare und ihren Bart ungemein lang wachsen, welche sie niemals kämmen, und sie scheinen mit Haaren bedecket, wie die Thiere.

Was man von ihrer strengen Lebensart erzählet, ist fast unglaublich. Einige liegen Tag und Nacht auf Asche, oder welzen sich in dem Kothe oder größten Unreinigkeiten herum, und befürchten nicht, sich in diesem Stande vor den Thüren der Tempel und an andern öffentlichen Orten zu zeigen *. Man siehet welche, die beständig die Arme über dem Kopfe mit zusammengelegten Händen in die Höhe halten. Die Würkung von dieser heftigen Ausspannung ist, daß die Nerven ihre Geschmeidigkeit und Kraft verliehren, und daß sie den Armen die Macht benimmt, sich niederzulassen, um die geringste Sache zu nehmen. Junge Mönche haben die Sorge, diese unver-

mögen-

* Bernier, Salmon, wie oben.

mögenden Fackirs zu bedienen, und sie verrichten diese Schuldigkeit mit grosser Ehrfurcht. Einige thun das Gelübde sieben oder acht Tage lang auf ihren Füssen zu stehen, welche ungemein schwellen; sie lehnen sich nur einige Stunden des Nachts an ein ausgespanntes Seil. Andere richten die Augen beständig gegen den Himmel, ohne sie jemals nach der Erde nieder zu schlagen, welche für sie ein Gegenstand ist, der ihrer Blicke unwürdig ist. Einige unternehmen lange Wallfahrten, und sind mit Ketten beschweret, welche denjenigen gleich sind, die man den Elephanten an die Füsse leget. Andere, welche ganz nackend sind, oder nur eine Tigerhaut über die Schultern, und eine Keule in der Hand, haben, laufen, als unsinnig, in dem Lande herum, und gehen unverschämt durch die Städte und Flecken. Bernier hat zu Dehli einen berühmten Fackir gesehen, der so nackend in den Gassen, des wiederholten Verbothes des Kaysers Aurengzeb ungeachtet, herumging, welcher ihm den Kopf abhauen lies, weil er weder durch Versprechungen, noch Drohungen, erhalten konnte, daß er sich wenigstens den Gürtel mit einem Stücke Zeuge bedeckete.

Die Mogols und andere Mahometaner, die in Indien wohnen, haben auch ihre Fackirs, oder Dervis. Diese Muselmannischen Mönche führen, wie die Banianischen Einsiedler, ein herumschweifendes Leben, und erhalten

halten sich nur von den Freygebigkeiten, die man gegen sie erweiset *. Tavernier traf einmal eine zahlreiche Bande derselben an. Ihr Vorsteher war Oberstallmeister des Jehan-Guir gewesen. Er war der Welt überdrüßig worden, weil sein Enkel auf Befehl des Kaysers erwürget wurde, und hatte diese Lebensart ergriffen. Man sahe in eben dem Haufen vier andere Herren, welche die ansehnlichsten Bedienungen bey Hofe verwaltet hatten. Ihre Kleidung bestand so, wie des Vorstehers seine, aus einem Stücke Zeuge von drey oder vier Ellen, womit sie sich die Lenden und Dickbeine bedeckten. Sie hatten auf den Schultern eine Tigerhaut, welche unter dem Kinn zugebunden war. Die andern Fakirs hatten zum Gürtel einen schlechten Strick, und ein klein Stücke Zeug, um ihre Schaam zu bedecken. Ihre Haare waren in Zöpfen um den Kopf herum gewunden, und formirten eine Art von einem Turban. Sie waren alle bewafnet, einige mit Bogen und Pfeilen, andere mit Flinten, oder halben Picken. Einige hatten um den Hals einen breiten und scharfen eisernen Ring, welchen der Verfasser mit dem Rande eines Beckens vergleichet, aus welchem man den Boden geschlagen hat. Die Mogols hängen ihrer achte oder zehne um den Hals, und werfen sie mit vieler Stärke und Geschicklichkeit. Ein jeder von diesen kriegerischen

Ein-

* Tavernier, Theil 9. seiner Reisen.

Einsiedlern hatte auch eine Art eines kleinen Jagdhornes, auf welchem er blies, wenn sich der Haufen einer Stadt, oder einem Flecken, nahete. Als diese Dervis einen Platz ausgesuchet hatten sich zu lagern, fingen sie an ihn mit Wasser zu besprengen, und mit einer kleinen Kelle sorgfältig abzukratzen. Dieses ist ein Werkzeug, welches die Indianer allezeit auf ihren Reisen mit sich führen. Sie bedienen sich desselben, nicht nur die Erde rein zu machen, sondern auch den Staub zusammen zu scharren, damit sie weicher liegen. Sie haben auf ihren langen Wallfahrten den Gebrauch, daß sie in alle bewohnte Orte schicken, um Allmosen zu sammeln. Die Lebensmittel, welche man ihnen giebt, werden in dem ganzen Haufen gleich ausgetheilet. Was sie zu viel haben, wird den Armen überlassen, und niemals behalten sie etwas auf den andern Tag.

Sie geloben eine völlige Armuth; man giebt ihnen aber Schuld, daß sie ihr Gelübde nicht treulich halten. Aurengzeb, welcher Vicekönig von Decan war, ehe er Kayser wurde, erfuhr, daß die Fakirs seiner Statthalterey das gantze Land in Contribution setzten, und unter schlechten Lumpen viel Gold und Diamanten verbärgen. Er lies sie einmal in der Hauptstadt zusammen kommen, unter dem Vorwande, ihnen ein grosses Gastmal zu geben. Als man vom Tische aufgestanden war, lies er so viel Röcke bringen, als Gäste waren, und gab

sie den Dervis, indem er sagte, daß es billig wäre, daß Leute, die so besonders dem Dienste des Propheten sich gewidmet hätten, wenigstens auf eine anständige Art gekleidet wären. Die Fakirs, welche viele kostbare Steine und Goldstücken in die Falten und Näthe ihrer schlechten Kleidung verborgen hatten, führten verschiedene Ursachen an, um die Röcke, die man ihnen anboth, nicht anzunehmen. Nachdem aber der Vicekönig befohlen hatte, daß sie sich ausziehen sollten, mußten sie gehorchen, und die Heucheley dieser geitzigen Ordensleute wurde entdecket.

Fünfter Abschnitt.

Pagoden, Götzenbilder, Wallfahrten, besondere Allmosen.

Die Pagoden, welche ein wenig sich unterscheiden, sind gemeiniglich als ein Kreutz gestaltet, dessen vier Schenkel gleich sind. In der Mitte erhebet sich ein ziemlich hoher Thurm mit vielen Seiten, welcher spitzig zuläuft, und zuweilen hat jeder Schenkel am Ende ein solches Gebäude. Die verschiedenen Absätze dieser Thürme machen heraussthehende Erker. Aussen und innen sind sie mit erhabenen Figuren ausgezieret, welche gemeiniglich Thiere vorstellen. Mitten in der Pagode ist ein Altar, der wie ein Tisch aussiehet, sieben oder

acht Schuh lang, und fünf oder sechs breit ist. Man steiget auf Stufen hinauf, auf welche man reiche Teppiche ausbreitet. Der Altar, welcher auch prächtig behangen ist, stehet der Hauptthür des Tempels gegen über, so daß ihn die Weiber und Mägdchen und die Leute einer gewissen Zunft, welche nicht die Freyheit haben, in die Pagode zu gehen, mit allen Götzen, die darauf stehen, im Gesichte haben. Vor der Thür ist eine Art von einem Vorgebäude, oder gewölbten Gange, der auf Pfeilern ruhet. Da sitzet bey einer grossen Kuffe, die voll Wasser ist, in welchem man eine gelbe Materie hat zergehen lassen, einer der vornehmsten Braminen. Alle Banians werfen sich ihm zu Füssen, und lassen sich dieses heilige Wasser auf die Stirn, Nase, Armen und auf den Magen schmieren. Einige besondere Sekten haben Salbungen von verschiedenen Farben.

Die Tempel werden sehr früh aufgemacht, ein wenig vor Sonnenaufgang, und die bedeckten Gänge davor sind beständig mit einer grossen Menge Leute, welche anbethen, erfüllet. Zwey Braminen kommen darauf, schlagen dreymal an eine Glocke an, die sie in ihrer Hand halten, und pochen mit einem kleinen Hammer an die Thüre, welche sich bey diesem Zeichen öfnet. Alle Banians gehen darauf unter dem Lerm vieler Trommeln, und einer Menge anderer Instrumente, hinein, und haben

in

in der Hand einen Pfauschwanz, oder einen andern Fächer, um die Fliegen und anderes Ungeziefer von dem Heiligthum zu verjagen.

Die Pagoden der grossen Städte sind gemeiniglich von Steinen oder Ziegeln gebauet, man siehet verschiedene derselben, die für kostbare Gebäude gehalten werden können, und prächtig ausgezieret sind. Sie haben zuweilen drey oder vier Thüren; man siehet aber keine Fenster darinnen. Die Tempel der kleinen Städte und Flecken haben nur eine Thür. Ich habe an einem andern Orte von der Armseligkeit dieser Gebäude geredet, welche Backöfen gleicher sind, als Oertern, die zur Ausübung der Religion gewidmet sind. Ihre Anzahl ist in Indien fast unendlich.

Die Götzenbilder stellen verschiedene Dinge unter einander vor. Die Altäre aller Pagoden sind damit besetzet. Wir wollen hier nur von denjenigen reden, welche eine menschliche Gestalt haben. Einige sind ganz und gar nackend; andere zeigen nur den Kopf und den Hals: das übrige ist mit einem langen Rocke bedecket, welcher unten immer weiter wird. Verschiedene haben um den Hals ein Halsband von Ambra, oder Korallen, und zuweilen von Gold, Perlen und Diamanten. Es giebt welche von unmäßiger Grösse, und die so hoch, als die Tempel selbst, sind, in welchen sie stehen. Andere sind nur einen oder zwey Schuh hoch. Die meisten sitzen mit kreutz-

weisgelegten Füssen, nach der Art des Landes. Der Marmor und die Ziegelsteine sind die gewöhnlichste Materie dieser Bildsäulen: man siehet einige von Silber und gediegenem Golde, mit Augen von Diamanten, und einem reichen Himmel über dem Kopfe, der auf goldenen oder silbernen Pfeilen ruhet.

Die Andacht der Indianer in ihren Tempeln bestehet aus Gesängen und Tänzen zur Ehre der Götter; aus Opfern von Reis, Mehl, Oehl, Milchwerk, und andern Geschenken, aus welchen die Priester ihren Vortheil ziehen; aus der Sorgfalt die Altäre auszuzieren, die Götzen zu waschen, die Fliegen mit grossen Fächern von ihren Gesichtern zu jagen, ihnen Weyhrauch und Gebete darzubringen. Es ist bey ihnen ein heiliger Gebrauch, daß sie einem Priester Stücken Leinwand, Kränze von Früchten und Blumen, Ketten von Ambra, Korallen, oder andern Körnern, die sie statt der Rosenkränze brauchen, um ihre Gebete herzusagen, zuwerfen. Der Priester berühret mit allen diesen Sachen das Götzenbild, das man ihm anzeiget, und giebt sie denjenigen wieder, die sie gebracht haben.

Ihre Wallfahrten sind wegen der Länge des Weges, der Menge der Reisenden, der Bescheidenheit, welche in diesen heiligen Karavanen herrschet, merkwürdig. Sie endigen sich gemeinialich an einer Pagode, welche nach

der Quelle des Ganges zuliegt *. Es ist nichts seltenes, daß man auf den grossen Strassen Proceßionen von vier oder fünf tausend Pilgrimmen antrift, welche eine Reise von vielen Monathen unternehmen. Sie führen eine grosse Menge Götzenbilder mit sich, welche auf Paleckis, die mit Brocat, oder mit Sammt mit goldenen Franzen ausgezieret sind, geführet werden. Jedes Fuhrwerk ist mit verschiedenen Leuten umgeben, von welchen einige es mit ihren Schultern halten, unterdessen daß die andern Sonnenschirme tragen, an welchen goldene und silberne Schellen hängen, um das Götzenbild für der Sonnenhitze zu beschützen, oder die Fliegen von seinem Gesichte mit Fächern zu verjagen, welche vier oder fünf Schuhe im Durchschnitt haben, und von Straus oder Pfaufedern gemacht sind, woran der Stiel, von fünf oder sechs Fuß lang, mit goldenen Platten bedecket ist. An allen Orten, durch welche diese Karavanen gehen, bemühet sich das Volk ihnen beyzustehen. Einige bringen Feuer, um die Pfeiffen der Pilgrimme anzuzünden, und geben ihnen Taback, wenn es ihnen daran fehlet. Andere bringen ihnen gekochten Reis, Kicheri und Bohnenwasser. Man versichert, daß dieser Trank viel gesunder ist, als das gemeine Wasser, und daß man ohne einzige Furcht für der Schwindsucht davon trinken kann, wenn man sich auch noch so sehr erhitzet hat. Uebrigens sind diese Arten von Mildthätigkeiten in ganz Indien sehr

gemein,

gemein, und man übet sie fast allgemein gegen die Reisenden aus, sie mögen seyn von welcher Religion sie wollen. Eine Menge Weiber widmen sich dieser frommen Schuldigkeit als einem Handwerke, und bringen ihr Leben auf den grossen Wegen zu, um allen Personen, die Beystand benöthiget sind, zu helfen.

Sechster Abschnitt.

Heyrathen, Leichenbegängnisse, Gebräuche bey den Mahlzeiten. Abschilderungen des Indianischen Volks.

Die Einwilligung beyder Partheyen ist hier kein wesentliches Stücke bey Heyrathen. Die Väter bestimmen in diesem Stücke das Schicksal ihrer Kinder, und versichern sich beyzeiten ihres Gehorsams, indem sie sie in dem dritten oder vierten Jahre verloben. Alle Vortheile dieser Verbindung sind von Seiten des Mannes. Er hat über seine Frau eine unumschränkte Gewalt; er kann sie verstossen, oder zur Sklavin machen.

Die Indianer verheyrathen sich niemals anders, als an Personen von ihrer Seckte, ihrer Zunft, und von einem Stande, der dem ihrigen ziemlich gleich ist. Die Rajas allein gehen zuweilen von diesem alten Gebrauche ab, und machen keine Schwierigkeit ihre Töchter

dem Grossen Mogol, den Omras, und den Mahometanischen Vicekönigen zu geben. Einige Weiber überlassen sich auch ohne Bedenken den Fremden, sie mögen seyn von welcher Religion sie wollen: sie verbergen aber diese Liebeshändel sehr sorgfältig, damit sie nicht in die Strafe ihrer Priester verfallen, welche ihnen ein Verbrechen daraus machen, wenn sie nur das Kleid eines Mohren oder Christen anrühren.

Die Heyrathen reicher Leute werden mit vieler Pracht gefeyert. Die Brautleute, welche prächtig gekleidet sind, und in besondern Paleckis getragen werden, ziehen durch die vornehmsten Viertheile der Stadt. Vor ihnen gehen Musicanten her, und sie sind mit einer Menge Sklaven umgeben, welche Sonnenschirme, Fächer und lange Stöcke tragen, an welchen Fähnchen hangen. Die Verwandten und Freunde beschliessen den Zug. Nachdem man verschiedene Tage nach einander herumgezogen und sich lustig gemacht hat, begiebt man sich in das Haus der Braut, wo die Ceremonie geendiget wird. Man läßt die beyden Eheleute einander gegen über setzen: sie geben sich die Hand: ein Bramine bedecket ihnen den Kopf mit Palmblättern und mit einem Schleyer; sagt einige Gebete über sie her, und versiegelt ihre Vereinigung, indem er auf sie ein wohlriechendes Wasser giesset, welches gelb ist. Aller Anwesenden Kleider werden

auch

auch damit gesalbet, welche gänzlich naß davon werden.

Die Weiber sind hier von einer grossen Sittsamkeit und führen ein sehr eingezogenes Leben. Die Weiber des gemeinen Volkes gehen des Morgens und Abends aus, um Wasser zu holen, dessen sie sich zu ihren Reinigungen bedienen. Ausser diesen Gelegenheiten trift man sie an öffentlichen Orten nicht an. Die Weiber von Stande gehen niemals aus.

Obgleich die Unfruchtbarkeit in Indien als ein sehr erniedrigender Zustand angesehen wird, so werden doch die Weiber, welche niederkommen, vierzig Tage lang für unrein gehalten, und niemand, als die Wehmutter, darf sie anrühren. Man wickelt die Kinder nicht in Windeln, und deswegen haben die Indianer überhaupt eine freyere und ungezwungenere Leibesgestalt, als die meisten Europäer. Nichts ist seltener hier, als verstümmelte und ungestalte Körper anzutreffen. Die Mütter stillen ihre Kinder selbst, und legen sie auf Matten oder in Wiegen von Rohr, welche an der Decke der Kammer hangen. Man läßt sie bis in das siebente Jahr nackend gehen. Wenn sie auf die Welt kommen, sehen sie röthlich aus, und nach einigen Jahren werden sie ganz schwarz. Man giebt ihnen zehn Tage nach ihrer Geburt einen Nahmen. Zwölf junge Knaben, welche so viel, als möglich, aus der Familie der Eheleute genommen werden, hal-

ken in ihren Händen ein grosses Tuch, in welches ein Bramine einige Hände voll Reis wirft. Man leget das Kind auf diese Körner, und alsdenn giebt ihm die Schwester des Vaters, oder, in ihrer Ermangelung, der Vater und die Mutter einen Nahmen. Einen oder zwey Monathe darnach trägt man es in den Tempel, um es in der Banianischen Religion aufnehmen zu lassen. Ein Bramine verrichtet diese Ceremonie, welche darinne bestehet, daß er auf den Kopf des Kindes ein wohlriechendes Pulver streuet, welches von Sandelholz, Kampfer, Nägelein und einigen andern Gewürzpflanzen bestehet.

Es scheinet, daß die Gewohnheit den Indianern die völlige Freyheit läßt ihre Todten zu verbrennen, in das Wasser zu werfen, oder in die Erde zu verscharren. Jedennoch ziehen sie die beyden ersten Arten des Begräbnisses vor, weil sie glauben, daß das Feuer und Wasser geschickter ist die Seele zu reinigen. Diejenigen, welche nahe an dem Ganges wohnen, haben kein ander Grab, als das Wasser dieses Flusses, dessen Heiligkeit in ganz Indien sehr groß gehalten wird. Man hänget ihnen an den Hals und an die Beine etwas schweres, damit ihre Körper untersinken. Fast allerwegen werden die Kinder, ohne einige Ceremonien, in ein Grab eingescharret. Man verfähret eben also mit den Armen, mit denen, die an der Pest, oder auf eine gewaltsame

me Art gestorben sind. Sie werden mit kreuzweis gelegten Beinen, in der Stellung, worinne sie ordentlich sitzen, begraben. An den Orten, die von dem Ganges entfernet sind, ist die gemeinste Gewohnheit die Todten in der Nähe eines Flusses, eines Teiches, oder einer Cisterne, worein ihre Asche hernach geworfen wird, zu verbrennen. Wenn es eine Person von Ansehen ist, bedecket man sie mit ihren schönsten Kleidern, nachdem man ihren Leib gewaschen und einbalsamiret hat. Der Scheiterhaufen bestehet aus wohlriechenden und kostbaren Holze, worzu man einigen Weyhrauch thut.

Das barbarische Gesetz, welches ehemals die Weiber zwange, sich auf dem Scheiterhaufen ihrer Männer zu verbrennen, ist fast in allen Ländern Indiens abgeschaffet worden. Diejenigen, aber, welche sich freywillig aufopfern wollen, erhalten zuweilen diese Erlaubniß. Man versichert, daß diese grausame Gewohnheit in dem Königreiche Canara, auf der Grenze von Malabar noch völlig bestehet, und daß eine Frau, die ihren Mann überleben kann, auf ewig sich verunehret. Man setzet den Scheiterhaufen in einen breiten und tiefen Graben. Ein grosses Stück Holz hängt nach dem Rande zu an einem Seile, welches es zurückhält. Die Frau, welche sich aufopfern soll, gehet auf den Scheiterhaufen zu, nimmt von ihren Freunden Abschied, denen sie ihre

Armbänder und Ringe austheilet, geht drey oder viermal um den Graben herum, singet und tanzet nach dem Klange der Hoboen und Trommeln, und stürzet sich endlich mitten in die Flammen. Man läßt alsdenn das Seil fahren, welches das Stücke Holz, von welchem ich geredet habe, in die Höhe hält, und das Gewichte dieser Maschine stürzet die Frau bis auf den Grund des Scheiterhaufens.

Verschiedene von unsern Reisenden sind Zeugen von diesen erschrecklichen Schauspielen gewesen. Mandeslo hat zu Cambaya eine junge Wittwe verbrennen sehen, deren Mann im Kriege geblieben war. Da der Kayser und seine Bedienten nichts versäumen, eine so barbarische Gewohnheit abzuschaffen, so widerstand man lange dem Verlangen dieser Frau; da aber der Statthalter sahe, daß sie immer stärker anhielt, und daß nichts fähig war, ihren Muth wankend zu machen, erlaubte er ihr endlich sich aufzuopfern *. Mandeslo sahe sie an dem Orte ihres Todes mit so vieler Standhaftigkeit und Munterkeit ankommen, daß er sich einbildete, daß man ihr durch eine ausserordentliche Dosis Opium die Sinne benommen hätte. Ihre Begleitung formirte eine lange Procession, vor welcher die Musik des Landes herging, nemlich Hoboen und Paucken. Eine Menge Mägdchens und Weiber sungen vor dem Opfer her, welches

* Mandeslo, wie oben.

ches mit seinen schönsten Kleidern gezieret war. Ihre Arme, Hände und Beine waren mit Armbändern, Ringen und Ketten beschweret. Ein Haufen Mannspersonen und Kinder beschlossen den Zug. Der Scheiterhaufen, welcher sie auf dem Ufer erwartete, war von Cocosholz, welches mit Sandel und Zimmet vermischet war. Sobald sie ihn sehen konnte, blieb sie einige Augenblicke stehen, um ihn zu betrachten. Ihre Blicke zeigten mehr Verachtung, als Bewegung. Indem sie von ihren Anverwandten und Freunden Abschied nahm, theilte sie ihnen ihre Armbänder und Ringe aus, und warf dem Mandesslo, welcher mit zwey Englischen Kaufleuten zu Pferde neben ihr hielte, eins von diesen Kleinodien zu. Nachdem sie auf den Scheiterhaufen gestiegen war, zündete man ihn an. Sie goß sich über den Kopf wohlriechendes Oehl, welches, da es die Flamme alsbald ergriff, sie in einem Augenblicke erstickte, ohne daß man die geringste Klage von ihr hörte. Es ist andem, daß das Geschrey der Versammlung verhindert haben würde das Geschrey der Wittwe zu hören, wenn sie Zeit gehabt hätte, eins in dem Feuer auszustossen, welches sie wie ein Blitz erstickte.

Man schreibet den Ursprung dieses Gebrauches der abscheulichen Gewohnheit zu, welche ehemals die Weiber hatten, ihre Männer zu vergiften, damit sie desto ausgelassener leben

können. Als sich diese Unordnung in allen Ständen ausgebreitet hatte, befahl die Obrigkeit, um das Uebel aus dem Grunde zu heben, daß alle Weiber, welche ihre Männer überleben würden, mit ihnen auf eben dem Scheiterhaufen verbrannt werden sollten. Die Religion stand der Politik bey, und überredete diese unglücklichen Opfer, daß ihnen die Götter diese Aufopferungen vergelten würden, und daß sie in dem andern Leben ein Glück geniessen sollten, das siebenmal grösser wäre, als dasjenige, welches sie auf der Welt genossen hätten. Man erziehet heut zu Tage die jungen Frauenzimmer in eben den Gedanken, damit man ihnen beyzeiten eine zärtliche Liebe zu ihren Männern einflösset; und es ist nicht zu verwundern, daß ein solches Vorurtheil, das von Kindheit an eingeflösset, von den Priestern gebilliget, und von Zeit zu Zeit durch berühmte Beyspiele unterstützet wird, stark genug ist, verschiedene Wittwen zu dieser freywilligen Aufopferung zu entschliessen. Man träget Sorge ihren Muth zu stärken, indem man ihnen Opium, oder andere Getränke eingiebt, welche die Sinne unbrauchbar machen. Wenn eine Frau bey Herannäherung zum Scheiterhaufen einige Schwachheit bezeiget, so zwingen sie die Braminen, welche sie umgeben, das Opfer zu vollziehen, und verhindern durch ihr unordentlich Geschrey, daß ihre Klagen nicht zu den Ohren der Anwesenden kommen. Es ist gewiß, daß die Prie-

ster nichts sparen, um den Volke diese erbaulichen Schauspiele zu verschaffen, und daß sie sehr ungern leiden, daß die Mohren unternehmen, diesen Gebrauch in dem ganzen Lande ihrer Herrschaft abzuschaffen *. Zu der Zeit, als Methold und andere Englische Reisenden zu Golkonde waren, erfuhren sie, daß eine Frau von zwanzig Jahren sich in den Gegenden der Hauptstadt auf den Scheiterhaufen ihres Mannes verbrennen sollte. Sie stiegen alsbald zu Pferde, um sich eiligst an den Ort zu begeben. Die Braminen wurden diese Reuter, welche mit vollem Zügel hinzuritten, von weiten gewahr, und bildeten sich ein, daß sie der Statthalter schickte, um die junge Wittwe zu verhindern, daß sie sich nicht aufopferte. Sie beschleunigten die Entwickelung dieser traurigen Scene, und das Opfer lag unter den Flammen, als die Engländer ankamen. Ein Bramine nahete sich in ihrer Gegenwart dem Graben, rufte die Frau bey ihrem Nahmen, sagte zu den Zuschauern, daß sie ihm geantwortet und bezeuget hätte, daß sie mit ihrem Schicksale sehr wohl zufrieden wäre. Man warf viel Erde auf das Grab, und die ganze Versammlung gab Zeichen einer empfindlichen Freude. Eines Tages, als der Policeyrichter bey eben diesem Methold war, kam die Frau eines Goldschmiedes, und bath ihn um Erlaubniß, sich

* Methold, in der Geschichte der Reisen, Theil 9.

sich zu verbrennen. Er antwortete, daß er ihre Bitte überlegen wollte, und gab ihr zu erkennen, daß er schwerlich einwilligen würde, indem er ihr übrigens anboth Sorge für sie zu tragen, und ihr viele Ursachen anführte, um ihr diese traurigen Gedanken zu benehmen. Die Indianerin aber verwarf sein Anerbiethen, indem sie sagte, daß, wenn er ihr die Erlaubniß abschlüge, auf einem Scheiterhaufen zu sterben, sie leichte andere Arten des Todes finden würde. In der That erhing sie sich einige Tage darauf.

Die Trauer der Wittwen bestehet darinne, daß sie sich die Haare abschneiden lassen, der Welt absagen, und ihr Leben in einer abscheulichen Einsamkeit zubringen. Verschiedene Weiber, um sich von diesem Zwange zu befreyen, ergreifen die Flucht. Wenn sie in ihrer Seckte keine Männer finden, werden sie Mahometanerinnen oder Christinnen, oder sie erwählen das Handwerk der Tänzerinnen, um sich ungestrafter einem frechen Leben zu überlassen.

Die Trauer der Mannspersonen ist nicht so strenge. Sie bestehet darinne, daß sie einige Zeit hindurch Kleider von einer groben Leinwand tragen, welche selbst an dem Leibe zerreissen. Sie lassen ihre Haare nicht abschneiden, ausser wenn sie ihren Vater, oder ihren Raja verliehren. Sie besuchen die Orte, wo man ihre Todten verbrennet hat, ofte,

und bringen Reis, Cocosnüsse und andere Speisen dahin, welche der Seele der Verstorbenen zur Nahrung dienen sollen. Die Indianer hatten ehemals die Gewohnheit, die Gebeine, welche die Flamme nicht verzehret hatte, an einem besondern Orte zu begraben, und viele Stücken Gold und Silber in eben dasselbe Grab zu werfen: dieser Gebrauch aber hat aufgehöret, seitdem man gewahr worden ist, daß die Christen und Mohren diese Gebeine ausgruben, um sich der Reichthümer, die sie in den Gräbern fanden, zu bemächtigen.

Die Indianer nehmen ihre erste Mahlzeit des Morgens, und die andere des Abends zu sich. Sie essen nicht zu Mittage, wegen der übermäßigen Hitze, welche alsdenn ist. Diese Zeit ist dem Schlafe gewidmet. Die Banians, welche sich alles desjenigen enthalten, das Leben gehabt hat, und das Leben geben kann, sogar, daß sie sich nicht einmal der Eyer bedienen, leben nur von Reis, Wurzeln, Kräutern und Früchten. Die Indianer von den andern Seckten essen das Fleisch von allen Thieren, wenn man die Ochsen, Kühe und einige Vögel ausnimmt, welche für heilig gehalten werden. Der Pilau ist ein Gerichte, welches sie am meisten lieben. Es ist ein gekochter Reis, der nur mittelmässig gekochet ist, und von welchem sich die Körner leicht ablösen. Man würzet ihn mit ver-

schiedenen Spetzereyen, und man legt ein gekochtes Federvieh darauf. Dieses Gerichte wird von den Mogols eben so hoch gehalten, und macht auch für die Persianer und Türken eine wohlschmeckende Nahrung. Der Cabob ist ein anderes Indianisches Gerichte, welches von Rindfleische und Schöpsenfleische gemacht wird, worauf man Salz und Pfeffer streuet, und das man in Oehl tunket, worein man Knoblauch gerieben hat. Man läßt es darauf am Spiese braten, indem man einige Kräuter darzu nimmt, die auch in Oehl, mit Knoblauch vermenget, eingetauchet werden.

Das Volk bedienet sich in Wasser gekochten Reises sehr. Man trägt ihn fast trocken auf, und man richtet es bey Tische mit einem Musse von Fischen oder Fleische zu. Man menget andere Sachen darunter, als Soy, **Bamboes**, **Achar**, **Mango** rc. welches eingesalzene Pflanzen und Wurzeln sind. Man legt zuweilen um die Schüssel herum kleine Stückchen Fleisch, welche würfelicht geschnitten sind. Der Safran, welchen sie **Kurkuma** nennen, wird in den meisten Zurichtungen gebrauchet.

Sie machen von Reis einen Teig, der ihnen statt des Brodes dienet. Jedes Stück ist so groß, als ein Ey. Sie mengen Teufelsdreck darunter, welchen sie **Hin** nennen. Dieses Ding, welches die Indianer ihrer Gesund-

heit

heit für zuträglich halten, giebt dem Brode einen sehr starken Geschmack, welcher allen Fremden unangenehm ist. Man verbrauchet zu Surata so viel davon, daß die Luft, welche man einziehet, zuweilen davon vergiftet ist.

Das Wasser ist gemeiniglich bey ihren Mahlzeiten der einzige Trank. Man findet jedoch in dem Lande verschiedene starke Getränke, als den Palmwein, den Arak, und den Brandtewein von Zucker. Es ist aber fast in allen Sekten ernstlich verbothen, sich derselben zu bedienen. Ovington erzählet eine lächerliche Einfalt eines Indianers, welcher so neugierig war, daß er die Engländer in ihrer Faktorey zu Surate speisen sahe. Als man in seiner Gegenwart eine Flasche Bier öfnete, erstaunte er sehr, als er dasselbe mit Gewalt herausspringen sahe. Als ihn der Statthalter um die Ursache seiner Verwunderung fragte, sagte der Indianer: Ich verwundere mich nicht, daß das Getränke so herausspringet; ich kann aber nicht begreifen, wie man es hineinbringen können. Der Gebrauch des Caffe ist unter den Mogols gemeiner, als unter den Indianern. Man bekommt ihn gerade aus Arabien, welches Indien so nahe liegt.

Sie sitzen bey dem Essen auf Matten, oder Küssen, mit kreuzweisgelegten Beinen. Der Teller stehet auf der Erde, oder auf einem Tische, der nicht viel über sieben oder acht Zoll

hoch

hoch ist. Sie brauchen keine Servietten noch Tischtücher: sie haben weder Gabeln, noch Messer, noch Löffel, noch etwas, das diese Werkzeuge ersetzet. Ihre Schüsseln sind von Thon oder Kupfer: Palmblätter dienen ihnen statt der Teller. Der Sklave, der die Schüsseln bringt, legt jedem Gaste etwas Reis und Fleisch auf diesen Blättern vor. Sie trinken, ohne mit den Lippen den Rand des Gefässes zu berühren, und schlucken viel auf einmal hinunter. Salmon erzählet diese besondern Umstände, indem er von einer Indianischen Mahlzeit redet, bey welcher er gewesen *ist*. Dellon und andere Französische Reisende sind bey einem Mahometanischen Herrn besser bewirthet worden. Nach einem Ballet, welches von Tänzerinnen des Landes aufgeführet, und von Zeit zu Zeit durch Feuerwerke unterbrochen wurde, führte man die Gäste in einen grossen Saal, der von allen Seiten offen war. Man lies sie auf Küssen niedersitzen. Man breitete einen Teppich auf die Erde, der statt des Tischtuches war, und trug eine grosse Menge verschiedener Speisen auf. Man sahe verschiedene Gefässe von Porcellain mit Limonade. Diejenigen, welche trinken wollten, schöpften mit hölzernen Löffeln daraus, in welche ohngefähr so viel, als in ein kleines Glas, gieng. Man gab denjenigen, die es verlangten, Arak und andre starke Getränke; die Mahometaner aber tranken aus Ehrfurcht gegen ihr Gesetz nicht davon. Als

die

die Speisen abgetragen waren, brachte man eine Menge Früchte und eingemachte Sachen. Die Gäste wurden unter dem Klange der Instrumente wieder zurückgeführet, und der Mogolische Herr schickte ihnen den Tag darauf reiche Geschenke.

Einige andere Gebräuche sind folgende. Der gewöhnliche Gruß bestehet darinne, daß man eine Hand, oder beyde Hände, an die Stirn leget. Die Personen, welche höflicher seyn wollen, neigen den Kopf und den Leib. Die demüthigste Verbeugung ist, daß man sich ganz und gar neiget, mit der Hand erstlich die Erde, darauf die Brust, und hernach den Kopf berühret. So nahet man sich zu den Prinzen, indem man dreymal eben diese Verbeugung machet. Zuweilen kniet man in ihrer Gegenwart, bis man Befehl erhält aufzustehen. Die Worte, die man bey dem Grusse brauchet, sind diese, Salam Alakum, GOtt gebe euch Gesundheit. Die Antwort ist, Alakum Salam, GOtt erzeige euch eben die Gnade.

Die Indianer empfangen die Personen, die sie besuchen, sitzend, und lassen sie neben sich, auf eben der Matte, oder auf eben dem Sopha, niedersetzen. Sie lassen ihnen Betel und Nüsse von den Areckbäumen anbiethen. Sie reden wenig, mit leiser Stimme, indem sie aber die Worte sehr geschwinde aussprechen. Zuweilen wird der Besuch mit Schach, oder andern Spielen zugebracht.

Diese Asiater haben eine mittelmäßige, aber freye und ungezwungene Leibesgestalt, deren Verhältniß sehr genau ist. Ihre Gesichtsbildung ist sanft und angenehm. Die Weiber besitzen Lebhaftigkeit, Verstand und natürliche Annehmlichkeiten, welche ihnen die Ehrenbezeugungen der Eingebohrnen des Landes, und zuweilen gar die Liebe der Fremden, erwerben.

Diejenigen, welche in dem mitternächtlichen Theile von Indostan wohnen, sind mehr gelb, als schwarz. Sie haben zu ihrer Kleidung ein baumwollen Hemde, welches vorne ganz offen ist, und ein wenig über die Lenden gehet, um welche man es mit einem Gürtel feste machet. Sie haben im Winter eine Art von einem Mantel darzu, welcher ihnen die Schultern bedecket. Die Weiber haben über dieses einen Rock von weisen Cattun, welcher ihnen über die Knie gehet. In den mittäglichen Gegenden sind die Manns- und Weibspersonen gänzlich schwarz, und gehen fast nackend.

Ich habe von der allgemeinen Gemüthsart dieses Volkes, welches ich schon in verschiedenen besondern Gemählden bekannt gemacht habe, nur ein Wort zu sagen. Es ist in seinen Sitten ungekünstelt und ordentlich; in seinem Betragen majestätisch und zurückhaltend; gelassen, sittsam und sich immer gleich; hat ein ernsthaftes und ein wenig kaltes äusserliches Ansehen; ist mit seines gleichen vorsichtig; gütig und gelinde gegen die niedrigen; gehorsam,

demüthig und von einer unverletzlichen Treue gegen seine Herren. Man schmeichelt den Indianern nicht, wenn man saget, daß kein mitleidiger und gütiger Volk ist. Die Thiere und das kleinste Ungeziefer empfinden ihr gutthätiges Gemüthe. Die Gewohnheit der friedfertigen Tugenden flösset ihnen eine Art einer Furchtsamkeit ein, welche es schwerlich überwinden kann, und die sie zum Kriege wenig geschickt machet. Inzwischen sind die Rasboutes, die Maratten, und andere Einwohner der Gebürge Indiens, sehr kriegerisch. Seine Religion macht es gegen die Fremden wild und ungesellig. Ein Banian, welcher seine Götter ehret, fürchtet einen Christen oder Mahometaner anzurühren, wie wir uns fürchten einen Menschen anzurühren, der die Pest hat. Ein Europäer, welcher durstete, wendete sich an einen Indianer. Dieser reichte ihm Wasser in einem porcellainenen Gefässe, welches er einen Augenblick hernach zerbrach, aus Furcht seinen Mund zu verunreinigen, wenn er mit einem Christen aus einem Gefässe tränke. In einigen Gegenden wachen die Banians um die Cisternen und öffentlichen Quellen, um zu verhindern, daß keine unreine Hand daraus schöpfe. Sie würden dieses Wasser für unrein halten und sich desselben nicht weiter bedienen, wenn es Leute von einer andern Seckte berühret hätten.

Dieses Volk ist arbeitsam, geschäftig, verstehet den Ackerbau und treibet viele mechanische Künste mit grossem Fleisse. Man kennet die Vollkommenheit ihrer baumwollenen und seidenen Manufackturen, welche, wegen der Feine der Zeuge, und der unnachahmlichen Schönheit ihrer Farben, so hochgehalten werden. Die Indianer sind ohne Wiederrede die geschicktesten Weber in der Welt. Die Arbeit ihrer Künstler wird von den Chinesern, Japonnesern, Persianern, Arabern, Türken, das heißt, von den fleißigsten Völkern Asiens, gesuchet. Man führet sie nach Egypten, in die Barbarey, nach Guinea, und in die abgelegensten Länder von Afrika. Die Europäer selbst, welche in die Erfindungen ihrer Länder so verliebt, und von ihrem Vorzuge vor andern Völkern so eingenommen sind, holen eben diese Zeuge sechs tausend Meilen her; welches ein stillschweigend Bekenntniß ist von der Ohnmacht ihrer Künstler und von der Vortreflichkeit der Asiatischen Manufackturen. Nichts macht den Indianern mehr Ehre, als dieser fast allgemeine Tribut, den man ihrem Fleisse bezahlet.

Ende des vierten Bandes.

Bayerische Staatsbibliothek München

BSB Bayerische StaatsBibliothek

MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Marsy, François-Marie de, 1714-1763 / Richer, Adrien, 1720-1798 /
Zachariae, Justus Friedrich Wilhelm, 1726-1777

Neuere Geschichte der Chineser, Japaner, Indianer, Persianer, Türken, und
Russen ec Als eine Fortsetzung von Rollins ältern Geschichte

Bd.: 4

Berlin (1759)

H.as. 1390-3/4
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10433461-5
VD18 80086713-001